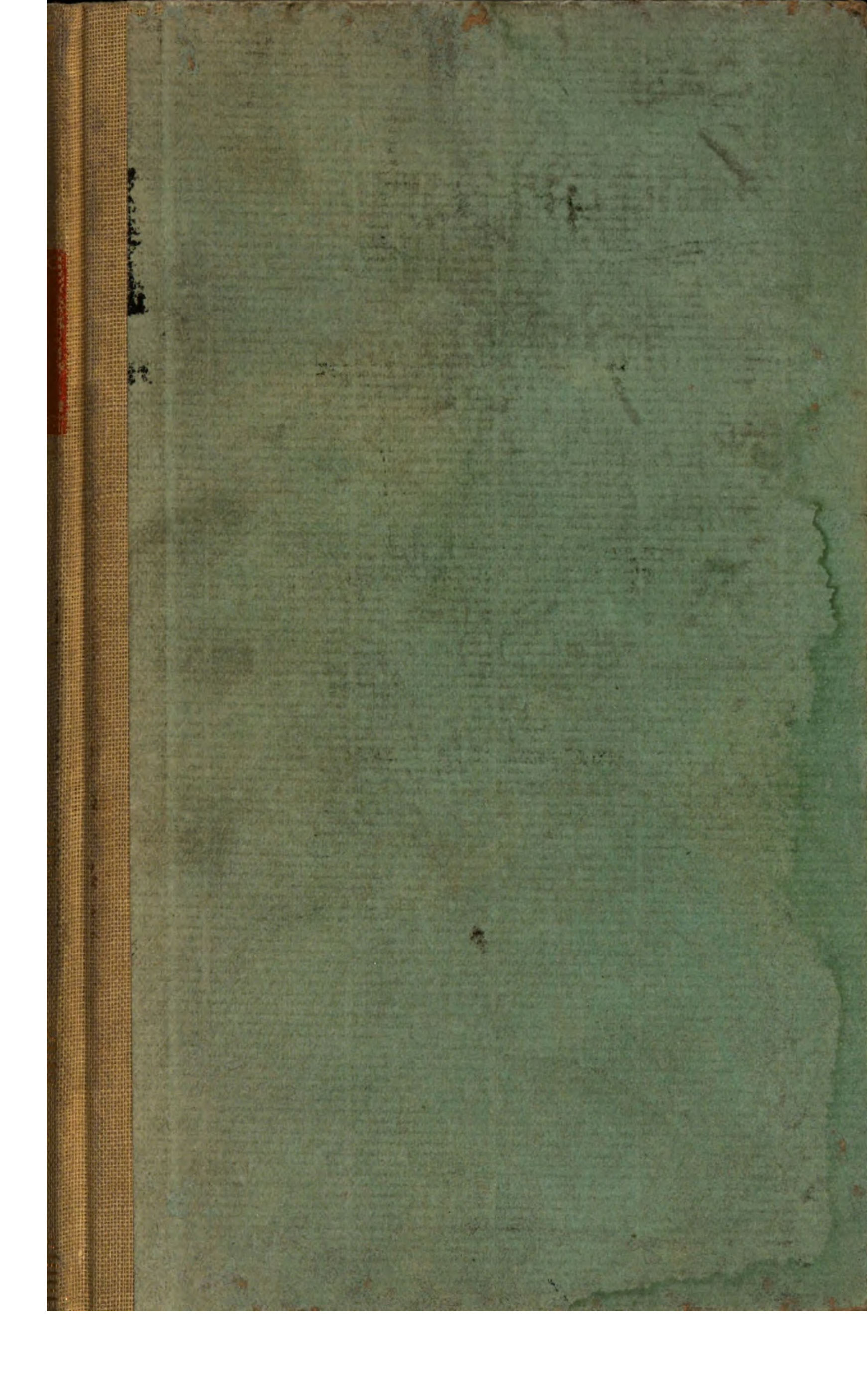
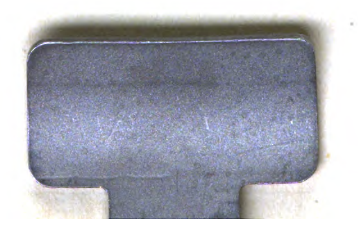




Nikolai Lesskow

Gesammelte Werke

Neunter Band

Nikolai Lesskow

Am Ende der Welt

Nebst einer Biographie Lesskows
von Erich Müller

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München

Inhalt

Am Ende der Welt

In der Christwoche saßen wir eines Abends zu früher Stunde in dem großen blauen Gastzimmer des bischöflichen Hauses am Teetisch. Wir zählten sieben Personen; die achte war unser Gastgeber, der damals bereits sehr alte, kranke und hinfällige Erzbischof.* Zwischen den Anwesenden, lauter gebildeten Menschen, entspann sich eine interessante Unterhaltung über den russischen Unglauben, das Predigeramt in den Kathedralen und die Aufklärungsarbeiten der russischen Missionare im Osten. Unter den Plaudernden befand sich ein Kapitän zur See, ein gewisser B. Er war ein sehr guter Mensch, jedoch ein großer Widersacher der russischen Geistlichkeit. Er behauptete, daß die russischen Missionare für ihr Werk völlig ungeeignet seien, und gab seiner Freude Ausdruck darüber, daß die Regierung den ausländischen evangelischen Pastoren erlaubt habe, sich von jetzt ab zugunsten des Wortes Gottes zu bemühen. B. äußerte die feste Überzeugung, daß diese Prediger in Rußland nicht unter den Juden allein einen riesigen Erfolg haben und so gewiß, wie zwei mal zwei vier sei, die Unfähigkeit der russischen Geistlichkeit zur Missionstätigkeit beweisen würden.

* Es handelt sich um den Erzbischof von Irkutsk, später von Jaroslaw, Issakowitsch Nil (1799—1874), der sich durch sein Werk ‚Über den Buddhismus' (1858) einen Namen gemacht hat. Anm. d. Übers.

Unser verehrungswürdiger Hausherr wahrte während dieses Gesprächs tiefes Schweigen. Er saß, eine Decke über den Füßen, in seinem niedrigen Voltairesessel und dachte offenbar an etwas ganz anderes. Als B. jedoch geendet hatte, seufzte der alte Erzbischof und sagte: „Meine Herren, mir scheint, daß Sie sich eine unnütze Mühe machen würden, die Ansichten des Herrn Kapitäns zu widerlegen. Ich meine, daß er recht hat. Die ausländischen Missionare müssen bestimmt großen Erfolg bei uns haben."

„Ich bin sehr glücklich, Eminenz, daß Sie meine Meinung teilen", antwortete Kapitän B. und fügte nach einigen sehr wohlanständigen und feinen Komplimenten über die bekannte Geistesbildung und den vornehmen Charakter des Erzbischofs hinzu: „Eminenz kennen selbstverständlich besser als ich alle Mängel der russischen Kirche. Es gibt unter der Geistlichkeit natürlich auch sehr kluge und sehr gute Leute, ich will es durchaus nicht bestreiten, aber Christus verstehen sie wohl kaum. Ihre Lage und so weiter . . . zwingt sie, alles . . . zu beschränkt auszulegen."

Der Erzbischof blickte ihn an, lächelte und antwortete: „Ja, Herr Kapitän, meine Bescheidenheit fühlt sich durch das Eingeständnis nicht gekränkt, daß ich alle Gebrechen der Kirche vielleicht nicht schlechter kenne als Sie. Es würde jedoch wider mein Gerechtigkeitsgefühl gehen, wenn ich mich wie Sie zu der Anerkennung entschlöße, daß man in

Rußland den Herrn Christus weniger versteht als in Tübingen, London und Genf."

„Darüber läßt sich noch streiten, Eminenz."

Der Erzbischof lächelte abermals und sagte: „Sie sind, wie ich sehe, aufs Streiten erpicht. Was soll man mit Ihnen tun! Einer Diskussion werde ich mich enthalten, lassen Sie mich lieber plaudern."

Bei diesen Worten langte er ein großes, mit elfenbeinernem Schnitzwerk reich verziertes Album vom Tisch, schlug es auf und sagte: „Hier ist unser Herr! Ich lade Sie zur Besichtigung ein! Ich habe hier viele Darstellungen von Ihm gesammelt. Da sitzt Er mit dem samaritischen Weibe am Brunnen. Eine erstaunliche Arbeit. Der Künstler, sollte man denken, hat sowohl das Antlitz wie die Situation begriffen."

„Ja, mir scheint es auch, Eminenz, daß es mit Verständnis gemacht ist", stimmte B. zu.

„Indessen, ist hier in dem göttlichen Antlitz nicht zu viel überflüssige Weichheit? Haben Sie nicht die Empfindung, daß es Ihm schon allzu gleichgültig ist, wieviel Männer diese Frau gehabt hat, und daß ihr augenblicklicher Mann nicht ihr Mann ist?"

Alle schwiegen. Der Erzbischof merkte es und fuhr fort: „Mir scheint es nicht unnütz zu sein, diesem Zuge etwas mehr Beachtung zu schenken."

„Sie haben vielleicht recht, Eminenz."

„Ein weitverbreitetes Bild. Am häufigsten konnte ich es bei Damen sehen. Schauen wir weiter. Wieder ein großer Meister. Christus küßt hier Judas. Wie

erscheint Ihnen diesmal des Herren Antlitz? Welche Bescheidenheit und Güte! Nicht wahr? Eine ausgezeichnete Darstellung!"

„Ein herrliches Antlitz!"

„Ist jedoch das Streben nach Zurückhaltung hier nicht übertrieben? Sehen Sie, die linke Wange scheint zu beben, und die Lippen sind wie im Ekel verzogen."

„Ja, es stimmt, Eminenz."

„O ja, und Judas verdiente natürlich auch, daß man Ekel vor ihm empfand. Ob Knecht, ob Schmeichler — in jedem mußte er ihn mit Notwendigkeit erregen ... nur bei Christus durfte er es nicht tun, der niemanden verabscheut, sondern alle geliebt hat. Nun, legen wir dies Bild beiseite. Es hat uns, glaube ich, nicht ganz befriedigt, wiewohl ich einen hohen Beamten kenne, der mir sagte, daß er sich eine gelungere Darstellung Christi nicht denken könne. Hier ist abermals Christus. Wieder führte eine bedeutende Hand den Pinsel. Tizian. Vor dem Herrn steht ein verschlagener Pharisäer mit einem Denar. Sehen Sie, welch hinterlistiger Greis, doch Christus ... Christus ... Ach, ich habe Angst! Sehen Sie nicht die Verachtung da auf seinem Antlitz?"

„Sie durfte auch da sein, Eminenz!"

„Gewiß, ich bestreite es nicht. Der Greis ist verabscheuenswert. Doch wenn ich bete, stelle ich mir den Herrn nicht so vor, denn ich meine, daß es nicht zutreffend ist. Wie?"

Wir bestätigten es, denn wir fanden, daß man sich Christi Antlitz mit solchem Ausdruck nicht vorstellen könne, besonders wenn man Gebete zu Ihm sende.

„Ich stimme darin vollkommen mit Ihnen überein. Ich entsinne mich sogar, daß ich einmal einen Streit mit einem Diplomaten hatte, dem ausschließlich dieser Christus gefiel. Warum übrigens auch nicht? . . . Eine diplomatische Situation. Gehen wir jedoch weiter. Von jetzt ab beginnen bereits die Einzeldarstellungen des Herrn, Bilder ohne Nebenfiguren. Hier zeige ich Ihnen eine Abbildung von dem prachtvollen Kopf, den der Bildhauer Kauer geschaffen hat. Gut, gut! Darüber ist kein Wort zu verlieren. Doch mich erinnert dieser akademische Kopf, erlauben Sie mir die Bemerkung, weit weniger an Christus als an Plato. Hier ist Er wieder... welch ein Dulder . . . welch schreckliches Aussehen gab Ihm Metsu! . . . Ich verstehe nicht, warum er Ihn so zerschlagen, zerstochen und mit Blut überronnen dargestellt hat! . . . Das ist wirklich schrecklich! Die geschwollenen Lider, das Blut, die blauen Flecken . . . aller Geist scheint aus Ihm herausgeschlagen zu sein, und es graut einem schier, nur den leidenden Körper zu betrachten . . . Blättern wir schnell um. Hier flößt Er nur Mitleid ein, und sonst nichts. Jetzt sehen Sie Lafond. Wenn er vielleicht auch kein großer Künstler ist, so gefällt er doch heute noch vielen recht gut. Wie Sie sehen, hat er Christus anders als alle Vorhergehenden auf-

gefaßt und Ihn sich und uns anders dargestellt. Die Gestalt ist herrlich gewachsen und anziehend, die Augen blicken mild wie die einer Taube unter der reinen Stirn hervor, und wie leicht wallen die Haare da hernieder. Hier haben sich Locken, dort diese sich windenden Strähnen über die Stirn gelegt. Schön, wirklich! Und in Seiner Hand flammt ein von Christdorn umranktes Herz. Es ist das von den Jesuiten verkündigte ‚Sacré coeur'. Jemand sagte mir, daß sie diesen Herrn Lafond auch zu seiner Darstellung begeistert haben. Es gefällt jedoch übrigens auch denen, die glauben, mit den Jesuiten nichts gemein zu haben. Ich erinnere mich, wie ich einmal in bitterkalter Winterszeit einen russischen Fürsten in Petersburg besuchte. Er zeigte mir seine wunderbaren Prunkzimmer, und eben dort — nicht ganz am richtigen Platze, nämlich im Wintergarten — sah ich zum ersten Male diesen Christus. Das mit einem Rähmchen eingefaßte Bild stand auf einem Tisch, vor dem die Fürstin saß und in Gedanken versunken war. Die Szene war prachtvoll: Palmen, Platanen, Bananen; Vögel zwitschern und flattern hin und her, und sie träumt. Wovon? Sie erzählte es mir; sie ‚suche Christus'. Damals verschaute auch ich mich in diese Darstellung. Tatsächlich, sehen Sie hin, wie effektvoll Er aus diesem Dunkel hervortritt oder besser gesagt, herausgehoben wird. Hinter ihm ist nichts, nicht einmal diese in Lumpen dahineilenden und sogar an die kaiserlichen Wagen sich anklammernden Propheten, die uns alle schon langweilig

sind. Nichts von alledem. Nur Dunkel ... das Dunkel der Phantasie. Diese Dame — Gott schenke ihr Wohlergehen — eröffnete mir auch als erste das Geheimnis, wie man Christus findet. Es hat mich dazu bewogen, dem Herrn Kapitän nicht zu bestreiten, daß die ausländischen Prediger bei uns Ihn nicht nur den Juden zeigen, sondern allen, die es hören wollen, sagen, daß Er gekommen ist, um unter Palmen und Bananen den Kanarienvögeln zu lauschen. Aber ist Er es wirklich, der dorthin kommt? Kam nicht an Seiner Statt jemand anders zu diesen Leuten? Ich gestehe Ihnen, ich hätte diesem stutzerhaften Kanarienvogelchristus mit Freuden diesen jüdischen Kopf Guercinos hier vorgezogen, obwohl auch er mir nur von einem guten und begeisterten Rabbiner spricht, den man nach Herrn Renans Bestimmung lieben und mit Vergnügen anhören kann. ... Sie sehen also, wie viele Begriffe und Vorstellungen es von Dem gibt, der allein uns allen notwendig ist! Schließen wir jetzt die Besichtigung hier, und wenden Sie sich der Ecke hinter Ihrem Rücken zu. Abermals ein Antlitz Christi. Und diesmal ist es schon wirklich kein Gesicht mehr, sondern ein Antlitz. Es ist die typische russische Darstellung des Herrn: der Blick gerade und einfach, die Stirn strebt nach oben, was nach Lavaters System bekanntlich die Fähigkeit zu gesteigerter Gottesverehrung bedeutet. Das Antlitz ist ausdrucksvoll, aber nicht von Leiden bewegt. Wie erreichten unsere alten Meister diesen Reiz der Darstellung? Es blieb ihr

Geheimnis, das zugleich mit ihnen und ihrer verleugneten Kunst starb. Einfach, das heißt, das Einfachste in der Kunst bis zur Unmöglichkeit wünschen. Die Linien sind kaum ein wenig angedeutet, und doch ist der Eindruck ein vollkommener. Bäuerlich plump ist Er, das ist wahr, doch trotz alledem ist man gezwungen Ihn zu verehren. Jeder nach seinem Geschmack, nach meiner Meinung hat unser einfältiger Meister jedenfalls besser als alle andern begriffen, wen er zu malen hatte. Ich wiederhole es, bäuerlich plump ist Er. Man wird Ihn nicht in den Wintergarten holen, damit Er den Kanarienvögeln lausche. Aber was macht das! Wie Er sich irgendwo zum ersten Male gezeigt hat, in dieser Gestalt geht Er auch einher. Und zu uns kam Er in Knechtsgestalt, und so geht Er auch durchs Land, von Petersburg bis Kamtschatka, ohne etwas zu haben, wohin er Sein Haupt legen kann. Wahrscheinlich gefällt es Ihm, gleich uns von denen Schmähungen hinzunehmen, die Sein Blut getrunken und es vergossen haben. Und sehen Sie, ebenso einfach und glücklich, wie meiner Meinung nach unsere nationale Kunst die äußeren Züge Christi in ihrer Darstellung erfaßte, begriff der Geist unseres Volkes, das der Wahrheit vielleicht näher ist, auch die inneren Züge Seines Charakters. Wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen eine möglicherweise des Interesses nicht entbehrende Anekdote, die auf diesen Fall Bezug hat."

„Haben Sie die Güte, Eminenz. Wir bitten Sie alle darum!"

„So, Sie bitten mich? Das ist schön. Dann bitte auch ich Sie, zuzuhören und mich nicht zu unterbrechen, denn ich muß ziemlich weit ausholen.“

Wir räusperten uns, setzten uns bequem, um recht still halten zu können, und der Erzbischof begann.

2

Wir müssen uns viele Jahre zurückdenken, meine Herren. Die Geschichte hat sich in jener Zeit begeben, als ich, man kann sagen als ziemlich junger Mensch, zum Bischof einer sehr fernliegenden sibirischen Eparchie ernannt worden war. Da ich von Natur einen temperamentvollen Charakter besaß und Betätigung liebte, war ich über meine Berufung auf den fernen Posten nicht betrübt, sondern freute mich sogar darüber. Gott sei Dank, dachte ich, daß es mir wenigstens für den Anfang da bestimmt ist, nicht bloß Priesterkandidaten zu scheren und Untersuchungen über betrunkene Kirchendiener zu führen, sondern ein wirklich lebendiges Werk zu tätigen, dem man sich mit Liebe hingeben konnte. Ich dachte dabei namentlich an jene unsere wenig erfolgreiche Missionstätigkeit, an die der Herr Kapitän heute im Anfang unserer Unterhaltung zu erinnern beliebte. Flammend vor Eifer und mit den allergrößten Plänen fuhr ich an meinen Bestimmungsort. Auf einen Schlag wäre jedoch nicht nur meine ganze Energie erlahmt, sondern ich hätte auch, was wichtiger ist, das Werk selbst zerstört, wenn ich nicht durch ein Wunder eine heilsame Lehre empfangen hätte.“

„Ein Wunder!“ rief einer der Zuhörer aus, der die Bedingung vergessen hatte, die Erzählung nicht zu unterbrechen. Unser liebenswürdiger Gastgeber ward jedoch nicht ungehalten darüber, sondern antwortete: „Jawohl, meine Herren, wenn ich mich auch im Worte vergriffen habe, so kann ich es doch nicht zurücknehmen. In dem, was mir passierte und wovon ich Ihnen zu erzählen begann, geht es nicht ohne Wunder ab, und zwar begannen diese Wunder fast am ersten Tage meines Aufenthaltes in meiner halbwilden Eparchie. Das erste, womit ein russischer Bischof seine Tätigkeit beginnt, wo immer er ist, besteht natürlich in einer Visitation der äußeren Form der Kirchen und Gottesdienste. Auch ich wandte meine Aufmerksamkeit diesem Punkte zu. Ich befahl, daß allenthalben die überflüssigen Evangelien und Kreuze von den Altären entfernt werden sollten. Sie sind schuld, daß sich unsere Altäre oftmals geradezu in eine Art von Verkaufsausstellungen kirchlicher Geräte verwandeln. Ich untersagte es, mehr Adlerteppiche* als notwendig auf die dafür bestimmten Plätze zu legen, damit man mir mit ihnen nicht unter der Nase hin und her führe, während sie mir unter die Füße geschoben wurden. Mit Mühe und nur unter Androhung von Strafen hielt ich die Diakonen davon ab, mich während der Messe an die Ellenbogen zu fassen und in einer Reihe

* Ein runder Teppich mit der Darstellung eines Adlers, auf dem der Bischof während des Gottesdienstes kniet. Anm. d. Übers.

mit mir auf den erhöhten Platz vor dem Altar zu steigen, vor allem aber die armen Kandidaten mit Püffen und Knüffen zu traktieren, von denen ihnen noch an die zwei Wochen nach dem Empfang der Gaben und des Beistandes des Heiligen Geistes der Rücken zwischen den Schulterblättern und der Hals schmerzten. Niemand von Ihnen wird mir glauben, wieviel Arbeit dies alles macht und welchen Ärger es verursacht, noch dazu wenn man ein so ungeduldiger Mensch ist wie ich es damals war und zu meiner Schande auch teilweise bis heute geblieben bin. Nachdem ich damit fertig war, mußte ich mich an ein zweites bischöfliches Werk von äußerster Wichtigkeit machen. Ich hatte mich zu vergewissern, ob die Kleriker zu lesen verstünden, wenn schon nicht Geschriebenes, so doch wenigstens Gedrucktes. Diese Examina, mit denen ich lange Zeit zu tun hatte, bereiteten mir viel Ärger, hatten mit der Zeit jedoch auch etwas Belustigendes für mich. Die des Lesens und Schreibens oder zumindest des Schreibens unkundigen Kirchendiener oder Küster sind auch jetzt noch in Dörfern und kleinen Kreisstädten selbst in Innerrußland zu finden, was sich offenbarte, als die Küster vor einigen Jahren zum ersten Male den Empfang des Gehaltes mit ihrem Namen quittieren mußten. Damals jedoch — in jener Zeit, und noch dazu in Sibirien — war dies eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Ich gab den Befehl, sie zu unterrichten. Sie beklagten sich natürlich bitterlich über mich und nannten mich

‚grausam‘. Die Kirchspiele jammerten, daß keine Vorleser da seien, und daß der Bischof ‚die Kirche zerstöre‘. Was war da zu machen? Ich begann solche Kirchendiener einzusetzen, die wenigstens auswendig zu lesen verstanden. O Gott, was für Menschen bekam ich da zu sehen! Schiefe, Lahme, Näselnde, Narren und sogar . . . Besessene. Anstatt zu singen ‚Kommt, neigen wir uns vor Gott, Unserm Herrn‘, gluckste einer wie eine Wachtel mit geschlossenen Augen: ‚komtomdei, komtomdei‘, und zwar mit einer Begeisterung, daß es unmöglich war ihn zu hemmen. Ein anderer — das war schon wirklich ein Besessener — hatte solchen Geschmack am schnellen Sprechen gefunden, daß ein bestimmtes Wort eine Ideenassoziation in ihm auslöste, der er sich einfach fügen mußte. Ein solches Wort war für ihn zum Beispiel ‚im Himmel‘. Begann er einen beliebigen Text zu lesen und kam er zu dem Satz ‚Der Du zu jeder Zeit, zu jeder Stunde bist im Himmel‘, dann gab es plötzlich in seinem Kopfe irgendeinen Ruck, und er fuhr mit den ihm geläufigen Worten aus dem Vaterunser fort: ‚Geheiligt werde Dein Name, Dein Reich komme.‘ Wie sehr ich mich mit diesem Starrkopf auch quälte, alles war vergeblich. Ich befahl ihm, sich genau an den Text des Buches zu halten. Er las: ‚Der Du zu jeder Zeit, zu jeder Stunde bist im Himmel,‘ doch plötzlich schloß er das Buch, fuhr fort: ‚Geheiligt werde Dein Name,‘ plapperte das Gebet zu Ende und verkündete mit lauter Stimme: ‚Und errette uns vom Bösen.‘ Erst

dann konnte man ihm Einhalt gebieten. Es stellte sich heraus, daß er nicht lesen konnte. Nach den Bemühungen um die Bildung der Kirchendiener kam die Reihe an die Sittlichkeit der Seminaristen. Abermals begannen die Wunder. Das Seminar war völlig verwahrlost. Die Schüler betranken sich und betrugen sich so ungebührlich, daß zum Beispiel einmal ein Angehöriger der philosophischen Klasse am Ende der Abendandacht in Gegenwart des Inspektors las: ‚Gott, meine Zuversicht, Sohn, mein Hort, Heiliger Geist, mein Schutz: Heilige Dreieinigkeit — Ihr ergebenster Diener!' In der theologischen Klasse passierte folgende Geschichte. Als einer nach dem Essen mit den Worten dankte: ‚Denn Du hast uns versüßt die irdischen Gaben' und betete, auch des ‚Himmelreiches' teilhaftig zu werden, da schrie ihm einer aus der Menge zu: ‚Schwein! Erst hat er sich vollgefressen, und nun bittet er auch noch ums Himmelreich.'

Ich mußte sobald wie möglich einen Inspektor finden, der zu mir paßte, das heißt ebenfalls einen ‚grausamen'. Wegen der großen Eile und der kleinen Auswahl geriet ich auf einen, der zwar ‚grausam' genug war, aber sonst keinerlei Gaben besaß.

‚Eminenz,' sagte er, ‚ich packe das alles auf militärische Art an, damit es mit einem Male . . .'

‚Schön,' sagte ich, ‚packe es auf militärische Art an.'

Er machte sich an's Werk und begann damit, daß er die Gebete nicht lesen, sondern im Chor singen ließ, um alle Mutwilligkeiten fernzuhalten.

Gesungen wurde noch dazu nach seinem Kommando. Unter tiefem Schweigen kam er herein, und solange sein Kommando nicht ertönte, herrschte lautlose Stille. Kommandierte er ‚Gebet!', begann der Gesang. Aber das war schon allzusehr ‚auf militärische Art' gemacht. Er kommandierte: ‚Gebe-e-e-t!' Kaum hatten die Seminaristen jedoch gesungen: ‚Aller Augen warten auf Di . . .', so schrie er mitten im Wort: ‚Ha-a-alt!' und rief: ‚Frolow, komm her!'

Der kam herbei.

‚Du bist Bagrejew?'

‚Nein, ich bin Frolow.'

‚Aha, du bist Frolow? Warum habe ich denn dann gedacht, daß du Bagrejew seiest?'

Abermals herrschte ausgelassene Lustigkeit, und abermals kamen Beschwerden an mich. Nein, ich sah, der Mann mit den militärischen Allüren taugte nicht. Ich fand einen zivilistisch Gesinnten. Er war zwar nicht so energisch, handelte jedoch vernunftgemäßer. Vor den Schülern gab er sich als sehr milder, gütiger Mann, während er mich immerzu verleumdete und überall Schauergeschichten von meiner tierischen Wildheit erzählte. Ich wußte es, und da ich sah, daß sein System Erfolg hatte, verbot ich ihm diese Taktik nicht.

Nachdem ich die Seminaristen durch meine ‚Grausamkeit' mit Mühe zur Räson gebracht hatte, begannen die Wunder bei der reifen Generation. Eines Tages wurde mir gemeldet, daß in den Oberpriester der Hauptkirche eine Heufuhre mitten hineingefahren

sei und nicht wieder heraus könne. Ich schickte jemanden hin, damit er sich erkundige. Er sagte, es sei tatsächlich so. Der Oberpriester war sehr beleibt. Er hatte nach der Mittagsmesse in einem Kaufmannshaus eine Taufe vollzogen und sich bis an den Rand mit dem dort gebräuchlichen sibirischen Beerenschnaps angefüllt, der schwer berauscht und die Sinne umnebelt. Daher kam auch die ganze Geschichte. Der Oberpriester ging nach Hause, schlief ungefähr vier Stunden, stand auf, trank eine Kanne Kwaß aus und beugte sich dann mit der Brust aus dem Fenster, um mit einem unten Stehenden zu plaudern, und plötzlich ... fuhr ein Fuder Heu in ihn hinein. Das ist natürlich alles so dumm, daß es einem ganz zuwider wird, aber der Abschluß der Geschichte ist meines Erachtens noch widerlicher. Als mir am andern Tage der Zellendiener die Stiefel reichte, berichtete er mir, daß ‚Gott sei Dank das Fuder Heu aus dem Pater Oberpriester wieder hinausgefahren sei'.

‚Das freut mich herzlich', sagte ich. ‚Erzähle mir doch mal genau, wie die Sache vor sich ging.'

Es ergab sich, daß der Oberpriester, der ein zweistöckiges Haus besaß, sich aus dem Fenster über dem Tore gebeugt hatte, in das im gleichen Augenblick ein Heuwagen hineingefahren war, wobei es dem vom Schnaps und Schlaf betäubten Priester geschienen hatte, als ob der Wagen in ihn selbst hineinführe. Es ist unglaublich, aber es war so. Credo, quia absurdum.

‚Wie hat man denn diesen wundertätigen Mann gerettet?‘

‚Ebenfalls auf wundertätige Weise. Da er die Fuhre in sich fühlte, war er unter keinen Umständen zum Aufstehen zu bewegen. Der Arzt fand keine Medizin gegen sein Leiden. Da ließ man eine Schamanin* kommen. Die drehte den Priester hin und her, beklopfte ihn und befahl, den Heuwagen auf dem Hofe wieder aufzuladen und zurückzufahren. Der Kranke nahm an, daß damit das Fuder aus ihm herausfahre, und wurde gesund.‘

Nun, hinterher konnten sie mit ihm machen, was sie wollten; er hatte das Seine getan, nämlich die Leute erheitert und die Schamanin ihre heidnischen Zauberkunststücke an sich vollziehen lassen. Und derlei Dinge pflegte man dort nicht bei sich zu halten, sondern sie verbreiteten sich wie der Wind überallhin. ‚Was wollt ihr denn mit euren Popen,‘ hieß es, ‚sie sind doch ohne jede Bedeutung und rufen selbst unsere Schamanen, wenn es den Teufel auszutreiben gilt!‘ Und solche Dummheiten kamen immer wieder vor. Lange Zeit brachte ich diese qualmenden Leuchten so gut ich konnte in Ordnung, und der Innendienst wurde mir deswegen schon langweilig bis zur Unerträglichkeit. Aber dafür kam der lang erwünschte und herbeigesehnte Augenblick, wo ich mich völlig der Arbeit widmen konnte, die wilden Schafe meiner Herde, die ohne Hirten weideten, aufzuklären.

* Sibirische Zauberin.

Ich holte mir alle auf dies Gebiet bezüglichen Bücher zusammen und blieb, fast ohne mich vom Tische zu entfernen, fest dahinter sitzen.

3

Nachdem ich mich mit den Rechenschaftsberichten der Missionare vertraut gemacht hatte, war ich mit ihrer Tätigkeit noch unzufriedener als mit dem Wirken meiner im Innendienste befindlichen Geistlichkeit. Die Zahl der Bekehrungen zum Christentum war außerordentlich geringfügig, und obendrein war ersichtlich, daß ein guter Teil dieser Bekehrungen lediglich auf dem Papier stand. In der Tat kehrten die einen von den Getauften wieder zu ihrem alten Glauben, dem lamaistischen oder schamanischen zurück, während die andern aus allen diesen Bekenntnissen eine höchst seltsame und abgeschmackte Mischung zustande brachten. Sie beteten sowohl zu Christus samt seinen Aposteln, als auch zu Buddha samt seinen Buddhisiden und Engeln, oder auch zu den schamanischen Fetischen in Gestalt von Filzsäcken. Der Mischglaube hielt sich nicht bei den Nomadenvölkern allein, sondern war allerorts in meinem Bistum zu finden, dessen Bewohner nicht einen besonderen Zweig einer Volkheit, sondern gewisse Splitter und Späne von weiß Gott wann und woher in dieses Land geratenen rassischen Abarten darstellten. Sie waren arm an Worten und noch ärmer an Begriffen und Vorstellungen. Als ich sah, daß alles, was die Missionstätigkeit betraf, sich hier in

einem solchen Zustand befand, bekam ich eine höchst ungünstige Meinung von diesen meinen Mitarbeitern und verfuhr mit unerbittlicher Strenge gegen sie. Ich war überhaupt sehr gereizt geworden, und der mir verliehene Spitzname ‚der Grimmige' kam immer mehr zu seinem Recht. Das kleine Kloster, das ich zu meinem Wohnsitz erwählt hatte und wo ich eine Schule für die ortsansässigen Fremdstämmigen gründen wollte, bekam meine zornige Ungeduld besonders stark zu spüren. Bei einer Erkundigung unter den Mönchen erfuhr ich, daß in der Stadt fast alles jakutisch spräche, während von allen meinen Mönchen nur ein einziger, der hochbetagte Pater Kiriak, das fremdländische Idiom beherrsche, und der tauge noch dazu nicht zum Missionieren, und wenn er auch tauge, so wolle er doch um alles in der Welt nicht zu den Wilden gehen und predigen.

‚Was ist das für eine Widerspenstigkeit,' fragte ich, ‚und wie wagt er, so ungehorsam zu sein? Man sage ihm, daß ich so etwas nicht liebe und nicht dulde.'

Der Ecclesiarch* gab mir zur Antwort, daß er meine Worte zwar übermitteln werde, doch dürfe man von Kiriak keinen Gehorsam erwarten. Es sei nicht das erste Mal, daß er eine Aufforderung erhalte. Auch meine beiden schnell aufeinander gefolgten Vorgänger hätten es mit Strenge versucht, doch er habe sich störrisch gezeigt und nur geantwortet: ‚Ich gebe gern die Seele hin für meinen

* Verwalter der Kirchengeräte.

Christus, aber ich werde dort (d. h. in den Steppen) nicht taufen.' Er würde sogar bitten, hatte er gesagt, daß man ihm lieber den Rang entziehe, als dorthin schicke. Obwohl ihm wegen seines Ungehorsams auf viele Jahre hinaus jedes geistliche Wirken verboten worden war, habe er sich doch dadurch nicht im mindesten bedrückt gefühlt, sondern im Gegenteil auch den einfachsten Dienst, bald den eines Wächters, bald den eines Glöckners, mit Freuden ertragen. Und werde von allen geliebt, sowohl von der Brüderschaft wie von den weltlichen Leuten, und sogar von den Heiden.

‚Wie?' staunte ich. ‚Wirklich sogar auch von den Heiden?'

‚Ja, Eminenz, auch die Heiden kommen manchmal zu ihm.'

‚Weswegen?'

‚Sie verehren ihn von früher her, als er noch bei ihnen missionierte.'

‚Wie war er denn damals, zu jener Zeit?'

‚Früher war er der erfolgreichste Missionar und hat eine Menge Leute bekehrt.'

‚Was hat ihn denn so verwandelt? Warum hat er diese Tätigkeit aufgegeben?'

‚Wir verstehen es auch nicht, Eminenz. Es muß ihm plötzlich etwas widerfahren sein. Er kehrte aus den Steppen zurück, brachte den Myrrhenbehälter und die Schatulle mit den Taufgeräten zum Altar und sagte: Ich stelle sie weg und nehme sie nicht wieder in die Hand, bis die Stunde gekommen ist.'

‚Was brauchte es denn für eine Stunde? Was verstand er darunter?'

‚Ich weiß es nicht, Eminenz.'

‚Aber hat es denn wirklich keiner von euch herauszubekommen versucht? Ach, ihr verderbtes Volk, solange lebe ich schon mit euch zusammen und dulde euch! Warum interessiert euch diese hochwichtige Sache nicht? Denkt daran, Gott hat verheißen, alle, die nicht warm und nicht kalt sind, auszuspeien aus seinem Munde. Was verdient dann ihr, die ihr ganz kalt seid?'

Doch mein Ecclesiarch rechtfertigte sich. ‚Eminenz,' sagte er, ‚wir haben uns auf alle mögliche Weise bei ihm erkundigt, doch er gab uns nur immer dieselbe Antwort: Nein, Kinder, diese Sache ist kein Spaß, — es ist etwas Furchtbares . . . ich bin nicht imstande, es zu betrachten.'

Was nun eigentlich das Furchtbare war, vermochte mir der Ecclesiarch nicht zu beantworten. Er sagte bloß: ‚Wir nehmen an, daß der Pater Kiriak beim Predigen irgendeine Offenbarung gehabt hat.' Das ärgerte mich. Ich gestehe Ihnen, ich verabscheue jene Sorte ‚Auserwählter', die bei Lebzeiten Wunder tun und sich mit unmittelbaren Offenbarungen brüsten, und ich habe Grund, sie nicht zu lieben. Darum ließ ich mir sofort diesen widerspenstigen Kiriak kommen, und nicht genug, daß ich schon hinreichend als schrecklich und grausam galt, gab ich mir mit Gewalt ein noch grimmigeres Aussehen. Ich war bereit, meinen ganzen

Zorn über ihn auszuschütten, sobald er erschien. Doch was mir da vor die Augen kam, war ein so kleines, so stilles Mönchlein, daß es nicht einmal zu jemandem den Blick erhob. Gekleidet war er in ein ausgeblichenes Kattungewand, die Kapuze aus dickem Wollstoff war geschlossen. Er war ein unscheinbares Männchen mit einem spitzen Gesicht, trat jedoch forsch, ohne Scheu ins Zimmer und begrüßte mich als erster mit den Worten: ‚Guten Tag, Eminenz!‘

Ohne auf seinen Gruß zu erwidern, begann ich streng: ‚Was machst du hier für verrückte Streiche, mein Freund?‘

‚Wie, Eminenz?‘ sagte er. ‚Verzeih, sei so gut, ich bin ein bißchen schwerhörig — habe nicht alles verstanden.‘

Ich wiederholte meine Worte noch etwas lauter.

‚Jetzt hast du es wohl verstanden?‘

‚Nein,‘ antwortete er, ‚ich habe gar nichts verstanden.‘

‚Warum gehst du nicht zum Missionieren hinaus, sondern drückst dich vom Taufen der Fremdstämmigen?‘

‚Ich ging hinaus und taufte, Eminenz,‘ sagte er, ‚solange ich keine Erfahrung hatte.‘

‚Ja, so. Und als du die Erfahrung hattest, hörtest du auf?‘

‚Jawohl.‘

‚Aus welchem Grunde denn?‘

Er seufzte und antwortete: ‚Die Ursache ist in

meinem Herzen, Eminenz, und der Herzenslenker sieht, wie groß und unerträglich sie für mich, den Ohnmächtigen, ist . . . Ich kann es nicht!‘ Und damit verneigte er sich vor mir bis zum Boden.

Ich richtete ihn auf und sagte: ‚Verneige dich nicht vor mir, sondern erkläre mir, ob du und was du für eine Offenbarung gehabt oder ob du dich mit Gott selbst unterhalten hast?‘

Er gab mir mit sanftem Vorwurf zur Antwort: ‚Scherze nicht, Eminenz, ich bin nicht Moses, Gottes Auserwählter, daß ich mich mit Gott unterhalten könnte. Es ist Sünde von dir, so zu denken.‘

Ich dämpfte meine Hitzigkeit und sagte in milderem Tone zu ihm: ‚Was war es denn? Warum tatest du es?‘

‚Offenbar darum,‘ versetzte er, ‚weil ich nicht Moses bin, sondern ein schwacher Mensch, Eminenz, und das Maß meiner Kräfte kenne. Aus Ägypten, dem Heidenlande, kann ich wohl hinausführen, doch das Rote Meer teilen und aus der Wüste hinausgeleiten kann ich nicht. Versuche ich es, dann errege ich die einfachen Herzen zum Murren wider die Kränkung des Heiligen Geistes.‘

Aus dieser Bildung seiner lebendigen Rede schloß ich, daß er wahrscheinlich von den Altgläubigen stammte, und fragte: ‚Du bist wohl selbst durch ein Wunder mit der Staatskirche eins geworden?‘

‚Ich bin von der Wiege an mit ihr eins,‘ erwiderte er, ‚und werde es bis zum Sarge bleiben.‘

Und er erzählte mir sein einfaches und seltsames

Leben. Sein Vater, ein Pope, war früh Witwer geworden. Weil er eine ungesetzliche Ehe getraut hatte, war er vom Amte suspendiert worden, und zwar mit der Bestimmung, daß er sich sein Leben lang nicht wieder um eine Stelle bewerben durfte. Er war bei einer alten vornehmen Dame untergekommen, die ihr Leben damit verbrachte, von Ort zu Ort zu reisen. Da sie Angst hatte, ohne letzte Beichte sterben zu müssen, führte sie für alle Fälle den Popen immer mit sich. Unterwegs saß er auf dem Vordersitz ihrer Kutsche. Ging sie in ein Haus, so wartete er gemeinsam mit dem Lakaien im Vorzimmer auf sie. Können Sie sich einen Mann vorstellen, dessen ganzes Leben in dieser Tätigkeit bestand! Inzwischen nährte er sich, da ihm der Altar nicht mehr zur Verfügung stand, buchstäblich von der Schatulle mit den Hostien, die auf seiner Brust alle Reisen mitmachte. Für sein Söhnchen erflehte er sich von der Dame gewisse Brocken, damit er ihn auf der Schule lassen konnte. So kamen sie auch nach Sibirien. Die Dame fuhr dorthin, um ihre an einen Gouverneur verheiratete Tochter zu besuchen, und den Popen mit der Hostienschatulle nahm sie auf dem Kutschbock mit. Da der Weg jedoch weit war und die Dame noch dazu einen langen Aufenthalt dort nehmen wollte, willigte der Pope, der sein Söhnchen liebte, nicht ein, ohne ihn zu reisen. Die Dame dachte hin und dachte her. Als sie merkte, daß sie die väterlichen Gefühle nicht umbiegen konnte, gab sie ihre Zustimmung und nahm

auch den Knaben mit. So fuhr er auf dem Rückteil der Kutsche von Europa nach Asien. Er war verpflichtet, mit seiner Person den auf das Hinterleder gebundenen Koffer zu behüten, an den man ihn auch selbst festgeschnürt hatte, damit er im Schlafe nicht herunterpurzele. Hier in Sibirien starben sowohl seine Dame wie sein Vater. Er blieb allein, konnte wegen seiner Armut nicht das Seminar beendigen, ging unter die Soldaten und wurde unter die Begleitmannschaften der Verbannten eingereiht. Bei der Verfolgung eines Flüchtlings gab er auf Befehl seiner Vorgesetzten einen Schuß auf ihn ab, da er ein gutes Auge hatte. Obwohl er nicht zielte und ihn nicht zu treffen wünschte, tötete er ihn zu seinem Kummer. Seit dieser Zeit litt er ständig und quälte sich. Er machte sich dienstuntauglich und ging ins Kloster, wo seine tadellose Führung bald auffiel. Seine Kenntnis der fremden Sprache und seine Religiosität erweckten den Hang zum Missionieren in ihm.

Als ich diese einfache, aber rührende Erzählung des Alten vernommen hatte, tat er mir im tiefsten Herzen leid. Ich schlug einen andern Ton gegen ihn an und sagte zu ihm: ‚Es stimmt also nicht, wenn man argwöhnt, daß du irgendwelche Wunder erlebt hast?‘

Doch er antwortete: ‚Warum soll es denn nicht stimmen, Eminenz?‘

‚Wie . . . du hast also doch Wunder erlebt?‘

‚Wer hat keine Wunder erlebt, Eminenz!‘

‚Wieso?‘

‚Wieso? Wohin man blickt, alles ist ein einziges Wunder. Das Wasser zieht in der Wolke dahin, der Erdball wird von der Luft wie ein Federchen getragen. Sicher, ich und du sind Staub und Asche, und doch bewegen wir uns und denken wir. Das alles erscheint mir wundersam. Wir sterben, und der Leib zerfällt, doch der Geist gehet zu Dem, der ihn in uns eingeschlossen hat. Und ein Wunder dünkt es mich, wie er so von allem gelöst dahingeht, und wer ihm gleich einer Taube Flügel gibt, damit er fliegt oder ruht.‘

‚Nun, wollen wir das ruhig dem Nachdenken anderer überlassen, doch du sollst mir ohne Ausflüchte sagen, ob du in deinem Leben irgendwelche ungewöhnliche Erscheinungen gehabt hast oder etwas anderes dieser Art?‘

‚Hin und wieder kam auch das vor.‘

‚Was denn?‘

‚Gott hat mich von Kindheit an gar sehr mit Seiner Gnade überschüttet, Eminenz,‘ sagte er, ‚und Gott nahm sich zweimal in wunderbarer Weise meiner an, ohne daß ich dessen würdig war.‘

‚Hm? Erzähle.‘

‚Das erstemal geschah es, Eminenz, als ich noch ein Knäblein war. Ich befand mich damals in der dritten Klasse. Eines Tages hatte ich große Lust, auf dem Felde spazieren zu gehen. Wir wollten uns zu dreien zum Inspektor begeben, um uns Urlaub zu erbitten. Wir taten es jedoch nicht und ent-

schlossen uns zu lügen. Und der Anstifter von alledem war ich. ‚Los Jungens,‘ sagte ich, ‚betrügen wir sie alle. Laufen wir hin und schreien wir: Er hat uns beurlaubt, er hat uns freigegeben! Das taten wir denn auch. Alle rannten auf unsere Worte hin aus den Klassen und gingen spazieren, baden und Fische fangen. Gegen Abend kam mich die Furcht an. Was wird mit mir werden, wenn wir nach Hause kommen? Der Inspektor wird mich durchprügeln. Wie ich anlange, sehe ich schon die Ruten in der Kufe stehen. So schnell ich konnte, rannte ich in die Badestube und versteckte mich unter der Schwitzbank. Ja, und nun fing ich an zu beten: Herr, wenn es auch notwendig ist, daß man mich prügelt, so mache doch, daß ich nicht geprügelt werde! Ich betete aus so tiefem Herzen und mit so glühendem Glauben, daß ich sogar in Schweiß geriet und ganz matt wurde. Aber da wehte mich plötzlich ein wundersam kühles, stilles Lüftchen an, und an meinem Herzen bewegte es sich wie ein warmes Täubchen. Ich begann an die Unmöglichkeit der Rettung wie an etwas Mögliches zu glauben und spürte nach einer Weile solche Entschlossenheit, daß ich vor nichts mehr Angst hatte, vor gar nichts! Ich legte mich hin und schlief ein. Und wie ich erwache, höre ich die Knaben mit fröhlicher Stimme rufen: ‚Kiriuschka! Kiriuschka! wo bist du? Komm schnell hervor, du wirst keine Prügel bekommen, der Revisor ist gekommen und hat uns erlaubt spazieren zu gehen.‘

‚Dein Wunder ist einfach', sagte ich.

‚Einfach ist es, Eminenz. Auch die Dreiheit in der Einheit ist ein einfaches Wesen', antwortete er und fügte mit unbeschreiblicher Seligkeit im Blick hinzu: ‚O wie ich ihn fühlte, Eminenz! Wie Er kam, mein Väterchen, wie Er, der Erquickende, mich in Staunen und Freude setzte! Urteile selbst: das ganze All umspannt Er, doch als Er eines Kindes Kummer sieht, da kriecht Er in Gestalt eines kühlen Luftstroms unter die Bank im Badehaus zu dem Knaben und kuschelt sich unter meinen Brustlatz . . .'

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich von allen Gottesvorstellungen diesen unsern russischen Gott am meisten liebe, der sich sein Nest unterm Brustlatz baut. Da mögen uns die Herren Byzantiner noch so viel vorschwätzen und noch so viel beweisen, wir seien ihnen dafür verpflichtet, daß wir durch sie Gott kennen gelernt hätten, — sie haben Ihn uns nicht geoffenbart. Wir haben Ihn nicht in ihrem prunkenden Byzantinismus noch im Weihrauchdunst entdeckt, sondern Er ist bei uns selbst heimisch und geht einfach überall durch unser Land, dringt ohne Weihrauch im Wehen eines feinen Hauches unter die Badebank und kuschelt sich als Taube unters warme Brusttuch.

‚Fahre fort, Pater Kiriak', sagte ich. ‚Ich warte auf die Erzählung des anderen Wunders.'

‚Sogleich, Eminenz. Es geschah, wie ich kleingläubig geworden und mich schon weit von Ihm entfernt hatte, nämlich als ich auf der Kutsche hierher fuhr. Als wir übersiedelten und ich die russische Schule

verlassen mußte, stand ich kurz vor dem Examen. Ich hatte keine Angst, denn ich war der beste Schüler. Man hätte mich ohne Examen im Seminar aufgenommen. Doch der Inspektor schrieb in mein Zeugnis, daß ich in allen Fächern mittelmäßig sei. Das tue ich absichtlich, sagte er, um unseres Ruhmes willen: wenn man dich dort examiniert, soll man staunen, was wir für mittelmäßig halten. Mein Vater und ich waren furchtbar betrübt. Dazu kam noch ein größeres Unglück. Obgleich mich mein Vater anhielt, mich unterwegs auf meinem Rückplatz mit einem Buch zu beschäftigen und zu lernen, schlief ich dennoch eines Tages ein und verlor bei der Fahrt durch eine Furt meine sämtlichen Bücher. Ich weinte bitterlich, und mein Vater verbläute mich auf der nächsten Poststation unbarmherzig. Aber trotzdem hatte ich alles vergessen, ehe wir nach Sibirien kamen, und ich begann wie ein Kind zu beten: Herr, hilf! Mache, daß man mich ohne Examen aufnimmt! Aber wie sehr ich ihn auch gebeten, sobald man mein Zeugnis gesehen hatte, befahl man mir ins Examen zu steigen. Traurig gehe ich umher. Alle Kinder sind lustig und machen Bockspringen. Nur ich und noch ein anderer, spindeldürrer Junge sitzen still da. Er lernt nicht, so schwach ist er, und sagt: Das Fieber hat mich gepackt. Und ich sitze, schaue ins Buch und beginne in Gedanken mit Gott zu hadern. Na was denn, denke ich, ich habe Dich wer weiß wie sehr gebeten, und Du hast nichts getan! Und damit erhob ich mich, um Wasser trinken

zu gehen, doch wie ich in der Mitte der Stube bin, schlägt mich plötzlich was auf die Schulter, und ich stürze zu Boden . . . Ich dachte, das ist sicher meine Bestrafung. Helfen konnte mir Gott nicht, und jetzt schlug er mich auch noch. Aber wie ich genauer zusah, war es nicht so. Der kranke Knabe hatte einfach über mich hinwegspringen wollen, doch er war nicht stark genug gewesen, war hingefallen und hatte mich mitgerissen. Und die andern riefen: Gucke doch, Neuer, wie dein Arm hin und her schlenkert. Ich machte einen Versuch, der Arm war gebrochen. Man brachte mich ins Krankenhaus und legte mich ins Bett. Mein Vater kam und sagte: Sei nicht traurig, Kiriuschka, man hat dich dafür ohne Examen aufgenommen! . . . Da begriff ich denn, wie Gott alles eingerichtet hatte, und ich begann zu weinen . . . Das Examen aber war so furchtbar leicht, daß ich es spielend bestanden hätte. Das heißt: ich Tor wußte nicht, worum ich gebeten hatte, und doch wurde meine Bitte erfüllt und diente mir noch zur Belehrung.'

‚Ach, Pater Kiriak, Pater Kiriak, was für ein trostreicher Mensch bist du doch!' . . . Ich küßte ihn allsogleich viele Male, ließ ihn ohne jede weitere Frage gehen und befahl ihm, am nächsten Tage zu mir zu kommen und mich die tungusische und jakutische Sprache zu lehren.

4

Nachdem ich mit meiner Grobheit von Kiriak abgelassen hatte, fiel ich desto ärger über die anderen

Mönche meines Klösterchens her, an denen ich, um die Wahrheit zu sagen, weder Kiriaks fromme Einfalt noch sonst etwas bemerkte, was der Sache des Glaubens förderlich war. Sie lebten sozusagen als Vorposten des Christentums im Heidenlande, das war ihr ganzes Werk. Was andres taten die Faulpelze nicht. Keiner machte sich auch nur die Mühe, die einheimische Sprache zu erlernen.

Ich schalt sie immer wieder, schalt unter vier Augen und donnerte sie schließlich vom Altar herunter mit den Worten an, die Iwan der Schreckliche anläßlich der Eroberung von Kasan zu dem ehrwürdigen Bischof Gurij von Kasan gesprochen hatte, nämlich daß ‚man die Mönche ohne Grund Engel nennt. Mit Engeln seien sie weder zu vergleichen, noch auf eine Stufe zu stellen, sondern sie müßten den Aposteln ähnlich werden, die Christus zum Lehren und Taufen ausgesandt hat.‘

Als Kiriak am nächsten Tage kam, um mir meine Stunde zu geben, fiel er mir sofort zu Füßen.

‚Was hast du? Was hast du?‘ fragte ich und hob ihn auf. ‚Es ziemt sich für dich als Lehrer nicht, dem Schüler zu Füßen zu fallen.‘

‚Nein, Eminenz, du hast mich gar so sehr getröstet, so getröstet, daß ich in meinem ganzen Leben noch nicht solchen Trost empfunden habe.‘

‚Womit habe ich dich denn so erfreut, Gottesmann?‘ fragte ich.

‚Weil du den Mönchen befohlen hast, etwas zu lernen; erst zu lernen, bevor sie hinausgehen, und

dann zu taufen. Du hast recht, Eminenz, solche Ordnung zu schaffen. Auch Christus hat sie verlangt und in den Sprüchen Salomonis steht geschrieben: ‚Wo die Seele lehrt, gedeihet das Gute. Taufen können sie alle, doch keiner ist stark genug, das Wort zu lehren.‘

‚Nun ich glaube, Bruder,‘ sagte ich, ‚du hast aus meinen Worten mehr herausgehört, als ich gesagt habe. Wenn es nach dir ginge, dürfte man auch die Kinder nicht taufen.‘

‚Mit den Christenkindern ist es eine andere Sache, Eminenz.‘

‚Ach so. Und Fürst Wladimir hätte unsere Vorfahren ebenfalls nicht taufen können, wenn er erst lange auf ihre Gelehrsamkeit gewartet hätte.‘

Er erwiderte mir jedoch: ‚O weh, Eminenz, gerade denen wäre es vielleicht besser gewesen, vorher erst was zu lernen. Sonst wäre es nicht so gewesen, wie ich es selbst in der Chronik gelesen habe, daß nämlich bald alles drunter und drüber ging, weil die Gottesfurcht des Fürsten von der Einschüchterung begleitet gewesen ist. Der Mitropolit Platon* hat sehr klug bemerkt: ‚Wladimir war zu eilig, und die Griechen waren zu listig; man hat Unaufgeklärte und Ungebildete getauft.‘ Warum sollen wir ihre Taktik der Überhastung und Überlistung nachmachen? Du weißt doch, sie sind ‚schmeichlerisch bis zu diesem Tage‘. Daher werden wir zwar in

* Bischof von Moskau zur Zeit Katharinas II. und Pauls I. Anm. d. Übers.

Christo getauft, aber nicht mit Christo erfüllt. Ein solches Taufen ist eitel, Eminenz.‘

‚Wie es eitel ist, Pater Kiriak, daß du dies verkündigst!‘ versetzte ich.

‚Was denn, Eminenz?‘ antwortete er. ‚Ein gottesfürchtiger Mann hat doch geschrieben, daß die Wassertaufe allein dem Unwissenden nicht zur Erlangung des ewigen Lebens verhilft.‘

Ich schaute ihn an und sagte ernst: ‚Höre, Pater Kiriak, du bist ja ein Ketzer.‘

‚Nein,‘ gab er zur Antwort, ‚in mir ist keine Spur von Ketzerei. Nach der Verkündigung des Heiligen Kyrill von Jerusalem über die Sakramente sage ich in Übereinstimmung mit der Orthodoxie: ‚Simeon der Zauberer benetzte den Körper im Taufbecken mit Wasser, doch er erleuchtete das Herz nicht mit dem Geist. Er nahm ihn wohl mit dem Körper auf, begrub ihn jedoch nicht in der Seele. So konnte er auch nicht auferstehen.‘ Man mochte ihn taufen und waschen soviel man wollte, er wurde doch kein Christ. Lebendig ist Gott und lebendig deine Seele, Eminenz. Bedenke, steht nicht auch geschrieben: ‚Getaufte werden sein, die zu hören bekommen: Ich kenne euch nicht, und Ungetaufte, die um ihrer guten Taten willen gerechtfertigt sind und angenommen werden, weil sie Wahrheit und Gerechtigkeit gewahrt haben.‘ Willst du alle die wirklich nicht anerkennen?‘

Nun, dachte ich, darüber werden wir uns noch unterhalten, und sagte: ‚Unterrichte mich lieber in

der Sprache der Wilden als in der jerusalemischen, Bruder. Bringe mir den Griffel, und sei mir nicht böse, wenn ich auf deine Worte nicht eingehe.'

‚Ich bin nicht böse, Eminenz', meinte er.

Es war ganz erstaunlich, wie gut mich der fromme, offenherzige Greis belehrte. Durch seine Erklärungen enthüllte er mir rasch alle Geheimnisse dieser Sprache. Sie war so armselig und ihr Wortschatz so spärlich, daß man sie kaum eine Sprache nennen konnte. Auf jeden Fall war es die Sprache eines rein animalischen, völlig unintellektuellen Daseins. Trotzdem war ihre Erlernung sehr schwierig. Die kurzen und unperiodischen Redewendungen machten es äußerst schwierig, jeden nach den Regeln einer herausgearbeiteten Sprache gebildeten Text mit komplizierten Perioden und Nebensätzen in diese Sprache zu übertragen. Poetische Ausdrücke und schmückende Beiworte waren überhaupt nicht übertragbar, und die mit ihnen ausgedrückten Begriffe wären diesem armseligen Volke auch unerreichbar geblieben. Wie sollte man ihnen den Sinn der Worte erklären: ‚Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben', wenn sie weder Tauben noch Schlangen jemals gesehen hatten und sich nicht einmal eine Vorstellung davon machen konnten? Es war unmöglich, ihnen die Worte ‚Märtyrer, Täufer, Vorläufer' begreiflich zu machen. Und wenn man ‚Hochheilige Jungfrau' mit ihren Worten als ‚Schotschmo Abia' bezeichnete, ergab es nicht unsere Gottesgebärerin, sondern eine bestimmte schamanische Gottheit weib-

3*

lichen Geschlechts, kürzer gesagt eine Göttin. Noch schwerer war es, vom Verdienst des für uns vergossenen Blutes oder von anderen Sakramenten zu sprechen. Ihnen jedoch irgendein theologisches System zu entwickeln oder auch bloß ein Wort über eine jungfräuliche, ohne Mann erfolgte Empfängnis zu sagen, war völlig unmöglich. Sie hätten es entweder gar nicht begriffen, was noch das Beste gewesen wäre, oder einem direkt ins Gesicht gelacht.

Dies alles teilte mir Kiriak mit und zwar so vortrefflich, daß ich, nachdem ich den Geist der Sprache kennen gelernt, auch den Geist dieses armseligen Volkes erfaßt hatte. Was mich jedoch am meisten belustigte, war die Tatsache, daß Kiriak ganz unmerklich all meine scheinbare Borstigkeit von mir nahm. Zwischen uns entspann sich ein recht freundliches Verhältnis. Wir verkehrten in so leichter und heiterer Art miteinander, daß ich unter Einhaltung dieses scherzhaften Tones am Ende meiner Unterrichtsstunden einen Topf Grütze kochen ließ, einen Silberrubel darauf legte und alles samt einem Stück schwarzen Tuches für ein Priestergewand wie ein Absolvent zu Kiriak in die Zelle trug.

Er wohnte unter dem Glockenturm in einer so kleinen Zelle, daß man sich zu zweit nirgends umdrehen konnte. Mit dem Kopf stieß man unmittelbar an die gewölbte Decke. Doch alles war freundlich und aufgeräumt, und vor dem halbdunkeln vergitterten Fenster stand sogar eine blühende Aster in einem Kochtopf.

Ich traf Kiriak bei der Arbeit. Er reihte Fischschuppen aneinander und nähte das Ganze auf ein Stück Leinwand.

‚Was werkelst du denn da zusammen?' fragte ich.

‚Besätze, Eminenz.'

‚Was für Besätze?'

‚Besätze für die Kleider der kleinen Heidenmädchen. Wenn sie zum Markt hierherkommen, schenke ich sie ihnen.'

‚Du machst also den ungläubigen Heidenmädchen eine Freude?'

‚Ach, Eminenz! Jetzt habe ich aber bald genug mit deinem ewigen ‚Ungläubige' und ‚Ungläubige'. Alle hat der Herr erschaffen. Man muß mit den Blinden Mitleid haben.'

‚Man muß sie aufklären, Pater Kiriak.'

‚Aufklären,' wiederholte er, ‚ja eine gute Sache, Eminenz, das Aufklären. Aufklären, erleuchten,' — und flüsternd setzte er hinzu: ‚Dein Licht leuchtet vor den Menschen auf, wenn sie Deine guten Werke sehen.'

‚Ich bin gekommen, um dir zu danken,' sagte ich, ‚und habe dir für den Unterricht einen Topf Grütze gebracht.'

‚Na schön', sagte er. ‚Setz dich hin und nimm am Mahle teil, sei mein Gast.'

Er nötigte mich auf einen Holzklotz, nahm selbst auf einem andern Platz, stellte meine Grütze auf eine Bank und sagte: ‚Laß es dir bei mir schmecken, Eminenz. Ich bitte dich herzlichst zuzulangen.'

Ich begann mit dem Alten Grütze zu essen und mich dabei mit ihm zu unterhalten.

5

Ich dachte, um die Wahrheit zu sagen, dauernd darüber nach, was Kiriak bewogen hatte, seine erfolgreiche Missionstätigkeit aufzugeben und sich in dieser Hinsicht so seltsam, nach meiner damaligen Meinung fast verbrecherisch oder in jedem Falle schadenbringend zu verhalten.

‚Worüber wollen wir uns unterhalten?‘ sagte ich. ‚Zu einer trefflichen Einladung gehört auch ein treffliches Gespräch. Sage mir doch, weißt du nicht, auf welche Weise wir diesen Fremdstämmigen, die du immer in deinen Schutz nimmst, den Glauben beibringen?‘

‚Man muß sie belehren, Eminenz, belehren, und ihnen das Beispiel guter Lebensführung geben.‘

‚Aber wo werden wir beide sie belehren?‘

‚Weiß nicht, Eminenz. Man müßte mit der Lehre zu ihnen gehen.‘

‚So ist's.‘

‚Ja, man muß sie belehren, Eminenz. Morgens muß man den Samen ausstreuen und abends der Hand keine Ruhe geben, — immer säen.‘

‚Gut gesagt; warum tust du es dann nicht?‘

‚Laß mich, Eminenz, frage nicht.‘

‚Nein, sag's mir doch.‘

‚Wenn du es verlangst, so erkläre mir zuvor, warum ich dorthin gehen soll.‘

‚Um zu lehren und zu taufen.‘

‚Lehren? — Zum Lehren, Eminenz, bin ich unfähig.‘

‚Warum? Der böse Feind erlaubt's wohl nicht, wie?‘

‚Ne—in! Wenn der Böse für einen Christenmenschen auch noch so ein großes Wesen ist, man braucht ja nur mit einem Finger das Kreuz über ihn zu schlagen, und er weicht. Nein, die Teufelchen sind im Wege, das ist die Not.‘

‚Was für Teufelchen?‘

‚Alle die Kurzröcke, die frommen Väter, die Kaufleute, Beamten und Listenschreiber.‘

‚Die sollen stärker sein als der Böse selbst?‘

‚Warum nicht? Diese Sorte wird durch nichts überwunden, nicht einmal durch Beten oder Fasten.‘

‚Man muß also einfach taufen, wie es alle tun.‘

‚Taufen . . .,‘ sprach mir Kiriak nach. Dann verstummte er plötzlich und begann zu lächeln.

‚Was ist denn? Rede doch weiter.‘

Das Lächeln schwand von Kiriaks Lippen, und er fügte mit ernster, ja finsterer Miene hinzu: ‚Nein, Eminenz, ich will es nicht übereilt tun.‘

‚Wa—as?‘

‚Ich will es nicht so tun, Eminenz, das ist alles!‘ antwortete er bestimmt und lächelte wieder.

‚Worüber machst du dich lustig?‘ sagte ich. ‚Und wenn ich dir befehle zu taufen?‘

‚Gehorche ich nicht‘, erwiderte er gutmütig lächelnd, und nachdem er mir vertraulich mit der Hand aufs

Knie geklopft hatte, sagte er: ‚Höre, Eminenz, ich weiß nicht, ob du sie gelesen hast, in den Heiligenleben befindet sich eine prachtvolle Geschichte.‘

Ich unterbrach ihn jedoch und sagte: ‚Lasse mich gefälligst mit deinen Heiligenleben in Ruh. Hier handelt es sich ums Gotteswort, aber nicht um Überlieferungen der Menschen. Ihr Mönche wißt, daß man aus den Heiligenleben das eine wie das andere herauslesen kann, und darum liebt ihr es auch, alles aus dem Heiligenleben herbeizuholen.‘

Er entgegnete jedoch: ‚Laß mich doch zu Ende reden, Eminenz. Vielleicht paßt meine Geschichte aus dem Heiligenleben doch auf unsern Fall.‘

Und er erzählte mir die alte in den ersten christlichen Jahrhunderten spielende Geschichte von den beiden Freunden, einem Christen und einem Heiden. Der erste sprach zu dem Heiden oft über das Christentum und setzte ihm so sehr damit zu, daß der Heide, der bis dahin gleichgültig gewesen war, plötzlich anfing zu fluchen und die häßlichsten Schmähungen gegen Christus und das Christentum auszustoßen. Bei diesen Reden schlug ihn ein Pferd und tötete ihn. Sein Freund, der Christ, erblickte darin ein Wunder und war entsetzt, daß sein Freund, der Heide, die Erde in einer so feindseligen Stimmung gegen Christus verlassen hatte. Der Christ war darüber tief betrübt und weinte bitterlich, wobei er sagte: es wäre besser gewesen, ich hätte ihm gar nichts von Christus gesagt, dann wäre er nicht auf Ihn böse geworden und hätte nicht diese Antwort

gegeben. Doch zu seinem Trost erfuhr er durch geistlichen Zuspruch, daß sein Freund von Christus nicht verworfen worden sei, weil der Heide selbst über Christus nachgedacht und Ihn in seinem letzten Seufzer gerufen hätte, wenn er nicht durch die hartnäckigen Bekehrungsversuche gereizt worden wäre.

‚Und Er‘, sagte Kiriak, ‚war auch in diesem Falle an seinem Herzen, sogleich umfaßte Er ihn und gab ihm Wohnung.‘

‚Die ganze Sache hat sich also wieder um ‚den Platz an der Brust‘ gedreht?‘

‚Ja, um den Platz an der Brust.‘

‚Siehst du, Pater Kiriak, es ist deine Armut, daß du dich allzusehr auf diesen Platz an der Brust da verläßt.‘

‚Ach, Eminenz, wie soll man sich nicht darauf verlassen. Gewaltige, große Geheimnisse werden dort geschaffen. Alle Wohltat kommt von dort. Sowohl der Mutter Milch, womit sie ihr Kindlein nährt, hat dort ihren Platz, als auch die Liebe und der Glaube. Sei überzeugt, Eminenz, es ist so. Dort ist Er, dort allein. Nur mit dem Herzen rufst du Ihn hervor, nicht mit dem Verstand. Der Verstand erbaut ihn nicht, sondern zerstört ihn. Er gebiert die Zweifel, Eminenz, doch der Glaube gibt Ruhe, gibt Freude . . . Das ist mein starker Trost, sage ich dir. Siehst du, du erbosest dich, wenn du den geringen Fortschritt des Werkes betrachtest, aber ich freue mich immerzu.‘

‚Worüber freust du dich denn?‘

‚Darüber, daß alles sehr gut ist.‘

‚Was heißt das?‘

‚Alles ist gut, Eminenz, sowohl was uns gezeigt ist, als auch was uns verborgen ist. Ich denke, Eminenz, daß wir alle auf ein Fest gehen.‘

‚Sprich bitte deutlicher. Du verwirfst die Wassertaufe kurzerhand ganz und gar, nicht wahr?‘

‚Nun ja, dann verwerfe ich sie also! Ach, Eminenz, Eminenz! Wie lange Jahre habe ich mich gequält, habe immer den Menschen erwartet, mit dem ich über Geistiges frei nach dem Geiste reden konnte. Als ich dich erblickte, dachte ich, daß du der wärest, auf den ich gewartet hatte. Und auch du hakst dich wie ein Advokat gleich wieder am Worte fest. Wozu brauchst du das? Jedes Wort ist Lug, und ich desgleichen. Ich verwerfe nichts. Du aber bedenke, was mich so reich macht. Es ist die Liebe, aber nicht der Haß. Zeige Geduld, höre mir zu.‘

‚Gut,‘ sagte ich, ‚ich will anhören, was du verkünden wirst.‘

‚Also, wir beide, du und ich sind getauft. Schön. Uns ist damit gleichsam ein Billet für das Fest gegeben. Wir gehen hin, denn wir wissen, daß wir geladen sind, weil wir ja das Billet haben.‘

‚Nun!‘

‚Jetzt sehen wir aber, daß neben uns ein Mensch ohne Billet dorthin geht. Wir denken: Sieh den Narren an, er macht sich den Weg umsonst, man wird ihn nicht einlassen; wenn er kommt, werden ihn die Pförtner hinausjagen. Wie wir jedoch an-

kommen, sehen wir, daß ihn die Pförtner zwar davonjagen, weil er kein Billet hat, doch der Hausherr sieht es und läßt ihn, nehme ich an, eintreten. Sagt: Macht nichts, daß er kein Billet hat, ich kenne ihn auch so; bitt schön, tritt herein! Und er führt ihn selbst und tut ihm größere Ehre an als denen, die mit Billet gekommen sind.'

‚So eindringlich sprichst du wohl auch zu den Heiden?' fragte ich.

‚Nein, wozu soll ich ihnen das sagen? Das denke ich bloß bei mir von allen, gemäß Christi Güte und Weisheit.'

‚So, so! Du begreifst Seine Weisheit?'

‚Wie könnte ich sie begreifen, Eminenz! Man erfaßt sie nicht, nein, ich spreche so ... wie mein Herz fühlt. Wenn ich etwas ausführen muß, frage ich sofort in meinem Sinn: kann man es zu Christi Ruhm vollbringen? Wenn es möglich ist, tue ich es, was jedoch unmöglich ist, will ich nicht tun.'

‚Darin besteht also dein ganzer Katechismus?'

‚Jawohl, Eminenz, der Anfang und das Ende sind darin beschlossen. Für einfache Herzen ist es ein leichtfaßliches Mittel, Eminenz. Es ist doch ganz einfach. Man darf sich zu Ehren Christi nicht mit Schnaps volltrinken, man darf zu Ehren Christi nicht raufen und stehlen, man darf einen Menschen, der ohne Hilfe ist, nicht im Stich lassen ... Auch die Wilden verstehen das bald und sagen lobend: Gut ist euer Christus, Er ist ein Gerechter. Nach ihrer Meinung ergibt es sich so.'

‚Was . . . dabei kann doch kaum etwas Gutes herauskommen!‘

‚Im Gegenteil, Eminenz. Eine vortreffliche Methode. Was mir jedoch nicht gut erscheint ist dies: wenn die Neugetauften in die Stadt kommen und alles sehen, was die Getauften dort machen, und wenn sie fragen, darf man dies zu Christi Ehren tun? Was soll ich ihnen dann antworten, Eminenz? Sind das Christen, die hier leben, oder Nichtchristen? Sagt man Nichtchristen, ist's beschämend, nennt man sie aber Christen, ist's eine schreckliche Sünde.‘

‚Wie antwortest du denn?‘

Kiriak schüttelte bloß die Hand und flüsterte: ‚Ich sage nichts, ich weine nur.‘

Ich begriff, daß seine Religionsmoral mit der Art seiner Taktik zusammengestoßen war. Er hatte Tertullians Buch ‚Über die Schauspiele‘ gelesen und daraus den Schluß gezogen, daß man ‚Zu Ehren Christi‘ weder ein Theater besuchen, noch tanzen, noch Karten spielen, noch mancherlei anderes tun dürfe, ohne das wir oberflächlichen Christen von heutzutage nicht mehr auskommen können. Er war in seiner Art ein ‚Novator‘. Wenn er diese morsch gewordene Welt ansah, schämte er sich ihrer und hoffte auf eine neue, von Geist und Wahrheit erfüllte Welt.

Als ich ihm dies andeutete, pflichtete er mir sofort bei.

‚Ja,‘ sagte er, ‚diese Menschen sind die verkörperte Fleischeslust. Und warum die Fleischeslust

aufzeigen? Man muß sie verhüllen. Mag wenigstens um ihretwillen Christi Name unter den Völkern nicht verunglimpft werden.'

‚Und aus welchem Grunde kommen denn die Fremdstämmigen, wie es heißt, auch heute noch immer zu dir?'

‚Weil sie Vertrauen zu mir haben, kommen sie.'

‚So, so! Und ihr Beweggrund?'

‚Wenn sie sich gestritten und entzweit haben, kommen sie und bitten: entscheide auf Christi Art.'

‚Und du entscheidest auch?'

‚Ja, ich kenne ihre Gewohnheiten und sage ihnen in Christi Sinne, wie es richtig ist.'

‚Nehmen sie den Spruch auch an?'

‚Gewiß. Sie lieben Seine Gerechtigkeit. Und ein andermal kommen Kranke oder vom Teufel Besessene und bitten, daß ich für sie bete.'

‚Wie heilst du denn die vom Teufel Besessenen? Du liesest sie wohl gesund, wie?'

‚Nein, Eminenz. Indem ich bete, beruhige ich sie.'

‚Ihre Schamanen stehen aber doch im Rufe, gerade in dieser Hinsicht große Künstler zu sein?'

‚So ist's, Eminenz. Die Schamanen können mehr als ich. Manche kennen nicht wenig geheime Naturkräfte. Aber manchmal wissen sich auch die Schamanen nicht zu helfen . . . Da sie mich kennen, schicken welche sogar selbst die Leute zu mir.'

‚Auch mit den Schamanen stehst du in freundschaftlichen Beziehungen? Woher kommt denn das?'

‚Es kam so: Die buddhistischen Lamas veran-

stalteten eine Hetze gegen sie. Unsere Beamten sperrten damals viele von ihnen, den Schamanen, ins Gefängnis. Der Aufenthalt im Gefängnis ist jedoch für einen wilden Menschen ein bitteres Los. Mit manchen wird weiß Gott was gemacht. Nun, ich Sünder ging ins Gefängnis, nachdem ich mir von den Kaufleuten Kalatschen (Weizengebäck) für die Gefangenen zusammengebettelt hatte, und tröstete sie mit einem Wörtlein.‘

‚Na, und was geschah?‘

‚Sie waren dankbar, nahmen das Gebäck um Christi willen und priesen Ihn. ‚Ein braver Mann, ein guter Mann‘, sagten sie. Sei still, Eminenz, sie wissen selbst nicht, wie sie die Ränder Seines Gewandes anfassen sollen.‘

‚Wie sie anfassen sollen?‘ sagte ich. ‚Ja, aber das ist ja alles ganz sinnlos!‘

‚Ach, Eminenz, warum du immer gleich so voreilig bist! Gottes Werk geht seinen Weg ohne Hast. Waren auch sechs Wasserkrüge auf der Hochzeit zu Cana, so hat man doch nicht alle mit einem Mal gefüllt, sondern einen nach dem andern voll geschöpft. Und wenn Christus auch ein großer Wundertäter war, Väterchen, Er hat dem blinden Juden doch zuerst auf die Augen gespuckt und sie dann erst geöffnet. Und diese hier sind ja noch blinder als der Jude. Warum von ihnen mit einem Mal so viel verlangen? Sollen sie sich doch erst mal am Rande Seines Gewandes festhalten, — Seine Güte fühlen, dann wird Er sie schon Selbst an sich reißen.‘

‚An sich reißen auch noch!'

‚Ja, was denn?'

‚Was für ungehörige Worte gebrauchst du da?'

‚Weshalb denn ungehörig, Eminenz. Es ist doch ein ganz schlichtes Wort. Er, unser Wohltäter, ist ja Selbst auch nicht aus bojarischem Geschlecht und verurteilt einen nicht, weil man ein einfacher Mensch ist. Wer kündet Sein Geschlecht? Er lief mit Hirten einher, ging mit Sündern spazieren, und es ekelte Ihn nicht vor dem räudigen Schaf. Wo Er es fand, nahm Er es, wie es war, auf Seine heiligen Schultern und schleppte es zum Vater. Nun, und Der . . . was blieb Ihm übrig? . . . wollte Seinen vielgeprüften Sohn nicht kränken und ließ die Samaritanerin in den Schafhof hinein.'

‚Nun gut', meinte ich. ‚Zum Katechisator, Pater Kiriak, hast du nicht die mindeste Eignung, doch als Täufer bist du immerhin zu gebrauchen, wenn du auch ein bißchen ketzerst. Du kannst machen, was du willst, ich werde dich mit dem Nötigen ausrüsten, damit du zum Taufen hinausgehst.'

Kiriak regte sich jedoch gewaltig auf und kam ganz aus der Fassung. ‚Erbarmen, Eminenz!' rief er. ‚Wozu willst du mich nötigen? Christus verbietet dir, so etwas zu tun! Es wird nichts dabei herauskommen, nichts, nichts, nichts.'

‚Woher weißt du denn das?'

‚Darum, weil selbige Tür für uns verschlossen ist.'

‚Wer hat sie denn verschlossen?'

‚Der, welcher den Davidschlüssel besitzt. ‚Öffne

und niemand machet dir auf, schließ zu und niemand öffnet.' Hast du die Offenbarung vergessen?'

,Kiriak,' sagte ich, ,die vielen Bücher haben dir deinen Verstand geraubt.'

,Nein, Eminenz, ich bin nicht verrückt, doch wenn du nicht auf mich hörst, dann beleidigst du die Menschen und kränkst den Heiligen Geist, und du machst bloß den Kirchenbeamten eine Freude, weil sie in ihren Berichten mehr lügen und sich brüsten können.'

Ich hörte ihm nicht länger zu, gab jedoch den Gedanken nicht auf, ihm mit der Zeit seine Launen auszutreiben und ihn unbedingt hinauszuschicken. Doch was denken Sie? Der Amos des Alten Testaments war nicht der einzige, der beim Beerenlesen plötzlich in seiner Herzenseinfalt zu prophezeien anfing. Auch mein Kiriak hatte mir prophezeit, und seine Worte ,Christus wird es dir verbieten' begannen zu wirken. In eben dieser Zeit erhielt ich, als sollte es so sein, die Nachricht von Petersburg, daß nach dortigem Gutbefinden bei uns, in Sibirien, die Zahl der buddhistischen Tempel erhöht und die Menge der Lamas verdoppelt würde. Wenn ich auch in russischen Landen geboren und daran gewöhnt bin, mich über nichts Unerwartetes zu verwundern, so setzte mich doch, ich gestehe es, diese Verfügung contra jus et fas in Erstaunen. Das Schlimmste war, daß dadurch die armen Neugetauften und die vielleicht noch erbarmungswürdigeren Missionare ganz kopfscheu wurden. Die Kunde von

diesem freudigen Ereignis, zum Schaden des Christentums und zugunsten des Buddhismus, verbreitete sich wie der Wind übers ganze Land. Pferde, Renntiere, Hunde sprengten dahin, um die Nachricht von Ort zu Ort zu tragen, und ganz Sibirien erzählte sich, daß Gott Fo, ‚der Alltriumphator und Allüberwinder' in Petersburg ‚auch über Christus triumphiert und Ihn überwunden habe'. Die frohlockenden Lamas versicherten, daß alle unsere hohen Beamten und der Dalai Lama selbst, das heißt der Metropolit, bereits den buddhistischen Glauben angenommen hätten. Als die Missionare dies vernahmen, gerieten sie in Bestürzung. Sie wußten nicht, was sie tun sollten. Einige von ihnen schienen wirklich ein wenig in Zweifel zu kommen, ob sich in Petersburg das Blatt nicht in der Tat auf die Seite der Lamas gedreht habe, wie es sich in jener listenreichen, spitzfindigen Zeit auf die katholische Seite gewendet hatte und wie es heute in unserer gründlich überlegenden und närrischen Epoche der spiritistischen Seite zugeneigt ist. Nur geht die Sache natürlich heute viel ruhiger vonstatten, weil man diesmal einen recht untauglichen Götzen erwählt hat und deshalb niemand Lust hat, gegen diesen Stachel zu löken. Damals mangelte jedoch vielen noch diese kaltblütige Zurückhaltung und unter ihnen auch mir Sünder. Ich konnte nicht gleichgültig mit ansehen, wie meine armen Taufpriester sich zu Fuß aus den Steppen zu mir schleppten und um Beistand flehten. Sie waren die einzigen im ganzen Lande, die weder

eine Schindmähre noch Renntiere oder Hunde besaßen. Gott weiß, wie sie es fertig brachten; sie kletterten zu Fuß über die Schneehaufen. Abgerissen, zerschunden, wirklich nicht mehr wie Sendboten des höchsten Gottes, sondern wie richtige arme, bresthafte Pilger langten sie bei mir an. Die Beamten und überhaupt die gesamte Regierung nahmen ohne Gewissensbisse die Lamas in Schutz. Ich mußte mich mit dem Gouverneur herumschlagen, damit dieser christliche Ritter seine Helfer wenigstens ein Geringes zügelte, die Geschäfte des Buddhismus nicht ganz offen zu besorgen. Der Gouverneur war natürlich beleidigt. Ein harter Streit entspann sich zwischen uns. Ich beschwerte mich bei ihm über seine Beamten, er schrieb hinwiederum von meinen Missionaren, daß ‚ihnen niemand etwas in den Weg lege, sondern daß sie selbst faul und ungeschickt' seien. Meine desertierten Missionare hingegen winselten, daß es geradezu ein Wunder sei, wenn man ihnen nicht die Mäuler mit Lumpen verstopfe, auf jeden Fall aber gebe man ihnen nirgendwo weder Pferde noch Renntiere, weil alle Leute in den Steppen Furcht vor den Lamas hätten.

‚Die Lamas sind reich', sagten sie. ‚Sie schenken den Beamten Geld, wir jedoch haben nichts zum Schenken.'

Was sollte ich ihnen zum Troste sagen? Sollte ich ihnen versprechen, bei der Synode vorstellig zu werden, daß die Lauren und Klöster, die im Besitze reicher Geldmittel waren, mit unserer Armut

teilten und uns eine Summe für Beamtengratifikationen überließen? Ich fürchtete jedoch, daß man in den großen Sälen der Synode imstande wäre, meine Bitte als deplaziert zu betrachten, und mit Gottes Hilfe eine allgemeine Kollekte zur Beschaffung von Schmiergeldern ablehnte. Außerdem war auf dieses Mittel auch kein Verlaß, wenn es sich in unsern Händen befand. Meine Apostel hatten sich mir selbst als so schwach gezeigt, daß ihre Minderwertigkeit in Verbindung mit den Umständen eine hochwichtige Bedeutung erhielt.

‚Uns packt das Mitleid mit den Wilden', sagten sie. ‚Mit diesem Herumgezerre schlägt man noch den letzten Funken Verstand aus ihnen. Heute taufen wir sie, morgen werden sie von den Lamas bekehrt und gezwungen, Christus zu schmähen, und zur Strafe nehmen ihnen die Lama alles, was ihnen in die Hände fällt. Man bringt das arme Volk an den Bettelstab, nimmt ihm das Vieh und den ohnehin kärglichen Verstand, so daß es alle Religionen durcheinander wirft und auf beiden Beinen hinkt. Über uns aber jammert es.'.

Kiriak zeigte großes Interesse an diesem Kampf. Unter Ausnützung meines Wohlwollens für ihn stellte er mich öfters mit Fragen wie: ‚Was schreiben dir denn die Teufelchen, Eminenz?' oder ‚Was hast du den Teufelchen geschrieben, Eminenz?'

Einmal erschien er sogar mit der Bitte bei mir: ‚Unterrede dich mit mir, Eminenz, wie du den Teufelchen schreiben wirst.'

Dies geschah anläßlich eines Hinweises des Gouverneurs, daß in der Nachbareparchie unter den gleichen Umständen, in denen ich mich befand, Predigen und Taufen erfolgreich fortgesetzt würden. Dabei hatte mich der Gouverneur auf einen gewissen Missionar Peter, einen Syrjanen, hingewiesen, der die Fremdstämmigen in ganzen Massen taufte.

Da mich dieser Umstand verwirrte, fragte ich den Nachbarbischof, ob es sich so verhalte. Dieser antwortete, daß sich in der Tat bei ihm ein Syrjane, der Pope Peter, befinde, der zweimal auf Mission hinausgegangen sei und beim erstenmal ‚sämtliche Kreuze ausgeteilt' habe. Beim zweitenmal habe er doppelt so viel Kreuze mitgenommen und abermals nicht gereicht, einem nach dem andern habe er sie um die Hälse genäht.

Als dies Kiriak vernahm, brach er in lautes Weinen aus. ‚Mein Gott!' rief er. ‚Was kam zu allem Ungemach auch noch dieser listenreiche Charlatan zu uns her? Er erstickt Christus in Seiner eigenen Kirche, mit Seinem eigenen Blut! O diese Not! Erbarme dich, Eminenz, bitte den Bischof so schnell wie möglich, daß er seinen treuen Diener davonjagt, damit wenigstens die Kraft der Kirche im Keim erhalten bleibt.'

‚Du redest Unsinn, Pater Kiriak', sagte ich. ‚Darf ich denn einen Menschen von einem so lobenswerten Eifer zurückhalten?'

‚Nein, nein, Eminenz,' rief er, ‚bitte! Du begreifst es ja nicht, aber ich weiß, was jetzt dort

in den Steppen getan wird. Dort dient man nicht Christus, sondern seinen Feinden. Sie vergießen, vergießen Sein, des Täubchens, Blut und schrecken auf hundert weitere Jahre das Volk von Ihm zurück.'

Ich folgte Kiriak natürlich nicht. Im Gegenteil, ich schrieb dem Nachbarbischof, er möge mir seinen Syrjanen zur Verfügung stellen, oder, wie die sibirischen Aristokraten zu sagen pflegten, ‚auf Borg' geben. Mein Nachbarbischof war in dieser Zeit nach Ablauf seiner sibirischen Kirchenbuße bereits wieder nach Rußland übergesiedelt und bestand nicht auf seinem fixen Täufer. Der Syrjane wurde mir geschickt. Er war ein vollbärtiger, zungenfertiger, vor Salbung triefender Mann. Ich sandte ihn sofort in die Steppe. Ungefähr zwei Wochen später hatte ich bereits frohe Botschaft von ihm. Er berichtete mir, daß er das Volk nach allen Seiten hin taufe. Er hegte nur die eine Befürchtung, daß ihm die Kreuze nicht reichen würden, von denen er sich einen ziemlich umfangreichen Korb voll mitgenommen hatte. Wenn mich nicht alles täuschte, konnte ich daraus schließen, daß dem glücklichen Fischer ein außerordentlich großer Fang in die Netze gegangen war.

Na also, dachte ich, da habe ich doch endlich den richtigen Meister für die Sache bekommen! Und ich war sehr froh darüber, ach, so froh! Ich gestehe Ihnen offen, — vom ganz beamtenmäßigen Standpunkt, — weil . . . ja auch der Bischof, meine Herren, nur ein Mensch ist und es ihm auf die Dauer lästig wird, wenn die eine Macht immerzu

darauf besteht: ‚Taufe!‘ und die andere: ‚Laß es sein‘ . . . Nun sollen sie alle . . .! Man mußte so schnell wie möglich mit der einen Seite fertig werden. Da ich nun schon einen geschickten Täufer hatte, so mochte er wenigstens alles durch die Bank taufen, vielleicht würde den Leuten dann etwas ruhiger zumute.

Kiriak teilte jedoch meine Ansicht nicht. Als ich eines Abends aus dem Bade kam und über den Hof ging, begegnete ich ihm. Er blieb stehen und sprach mich an: ‚Sei gegrüßt, Eminenz.‘

‚Guten Abend, Pater Kiriak!‘ antwortete ich.

‚Gut gebadet?‘

‚Danke.‘

‚Hast du den Syrjanen da abgespült?‘

Ich wurde böse: ‚Was ist das für eine Dummheit?‘ rief ich.

Doch er fing wieder von dem Syrjanen an. ‚Er ist mitleidlos‘, sagte er. ‚Bei uns tauft er jetzt ebenso wie er es am Baikalsee getan hat. Seine Täuflinge werden dafür nur gequält und weinen bitterlich über unser Väterchen Christus. Sünder seid ihr alle, und du bist der größte, Eminenz.‘

Ich hielt Kiriak für einen Grobian, aber seine Worte gingen mir trotzdem auf die Seele. Woran lag es? Er war ein bedachtsamer Greis, der nicht ins Blaue hinein schwätzte. Wo lag hier das Geheimnis? Wirklich in der Art, wie der von mir ‚auf Borg‘ genommene geschickte Syrjane taufte? Ich wußte über die Religiosität der Syrjanen Be-

scheid. Sie sind vor allem Kirchenbauer. Ihre Gotteshäuser sind allenthalben vortrefflich und sogar reich. Doch von allen nichtrussischen Christen auf der Welt sind sie, das muß man zugeben, die äußerlichsten. An niemand ergeht die Mahnung so oft wie an sie, daß bei ihnen ‚Gott nur in den äußeren Formen, aber nicht in den Überzeugungen der Menschen enthalten' sei. Sengte dieser Syrjane die Wilden etwa gar mit Feuer, damit sie sich taufen ließen? Das war doch unmöglich! Woran lag es hier also? Weshalb hatte der Syrjane Erfolge, während den Russen nichts glückte, und weshalb wußte ich bis zur Stunde immer noch nicht den Grund?

‚Das kommt alles daher, Eminenz,' kam mir in den Sinn, ‚weil du und deinesgleichen selbstliebend seid, und zwar sehr stark. Ihr sammelt reiche Geldmittel, doch weiter als der Ton eurer Glocke schallt, entfernt ihr euch nicht. An die entlegenen Orte eurer Eparchie denkt ihr nicht, sondern beurteilt sie bloß nach dem Hörensagen. Ihr beklagt euch, daß ihr im eigenen Lande machtlos seid, und selbst trachtet ihr immer nach den Sternen und fragt: Was wollt ihr mir geben, ich will Ihn euch verraten. — Hüte dich, Bruder, daß du nicht auch so wirst!'

Und ich ging und ging diesen Abend in schweren Gedanken in meinem leeren, öden Saal auf und ab, und wanderte so lange hin und her, bis mir plötzlich der Gedanke kam: du mußt selbst in die Wüste hinausfahren. Auf diese Weise hoffte ich Klarheit wenn auch nicht über alles, so doch über sehr vieles

zu erlangen. Ja, ich gestehe es Ihnen, es gelüstete mich auch, mich zu erfrischen.

Zur Bewältigung dieser Reise brauchte ich bei meiner Unerfahrenheit einen Gefährten, der die fremde Sprache gut beherrschte. Und wen sollte ich mir lieber dazu wünschen als Kiriak? Ohne die Sache bei meiner Ungeduld auf die lange Bank zu schieben, ließ ich Kiriak zu mir rufen, eröffnete ihm meinen Plan und befahl ihm, Vorbereitungen zu treffen.

Er widerredete nicht, sondern schien im Gegenteil sogar hocherfreut zu sein. Lächelnd wiederholte er: ‚Gott helfe! Gott helfe!‘

Ungesäumt fuhren wir am nächsten Morgen in aller Frühe nach der Messe los. Wir hatten beide landesübliche Kleidung an und nahmen unsern Weg direkt nach Norden, wo mein Syrjane sich als Apostel betätigte.

6

Den ersten Tag legten wir auf unserer guten Troika rasch zurück. Ich unterhielt mich dauernd mit dem Pater Kiriak. Der liebenswürdige Greis erzählte mir interessante Geschichten aus den fremdstämmigen religiösen Überlieferungen. Mein besonderes Interesse erregte die Geschichte von den fünfhundert Pilgern, die unter Führung eines Schriftkundigen noch zu jener Zeit, als Gott Sakyamuni, ‚der Sieger über teuflische Kraft und Vertreiber aller Schwächen‘, in Schirwas sein gastfreies Haus unterhielt, zu einer Weltreise aufbrachen. Die Erzählung war deswegen so inter-

essant, weil man in ihr den ganzen Reichtum und Geist der religiösen Phantasie dieses Volkes spürte. Die von dem Schriftkundigen geführten fünfhundert Reisenden begegneten einem Geist, der, um sie zu erschrecken, ein gar furchtbares und abstoßendes Äußere annahm und fragte: ‚Gibt es bei euch auch solche Ungeheuer?‘ — ‚Es gibt noch viel schrecklichere‘, antwortete der Schriftkundige. ‚Welche denn?‘ — ‚Alle, die neidisch, gierig, heuchlerisch und rachsüchtig sind. Bei ihrem Tode werden sie noch viel schrecklichere und scheußlichere Unholde als du.‘ Der Geist verschwand. Nachdem er sich irgendwo in einen so dürren, mageren Menschen verwandelt hatte, daß ihm schier die Adern an den Knochen klebten, erschien er abermals vor den Reisenden und sagte: ‚Gibt es bei euch solche Leute?‘ — ‚Gewiß,‘ entgegnete der Schriftkundige, ‚wir haben noch weit trockenere als du bist. Es sind alle diejenigen, die ehrsüchtig sind.‘

‚Hm!‘ unterbrach ich Kiriak. ‚Ob das nicht eine auf uns, die Bischöfe, gemünzte Moral ist?‘

‚Gott weiß es, Eminenz‘, sagte er und fuhr fort: ‚Nach einiger Zeit erschien der Geist in Gestalt eines schönen Jünglings und sagte: ‚Seht her, gibt es solche bei euch?‘ — ‚Gewiß,‘ entgegnete der Schriftkundige, ‚unter unseren Leuten gibt es unvergleichlich herrlichere, als du es bist. Es sind alle, die einen scharfen Verstand besitzen und nach Läuterung ihrer Gefühle die drei Schönheiten: Gott, Glauben und Heiligkeit anbeten. Diese sind so viel schöner als du,

daß du dich vor ihnen nicht sehen lassen kannst.' Der Geist erboste sich sehr und begann den Schriftkundigen auf andere Arten zu examinieren. Er schöpfte eine Handvoll Wasser. ,Wo', sagte er, ,befindet sich mehr Wasser, im Meere oder in meiner Handfläche?' ,In der Hand ist mehr', antwortete der Schriftkundige. ,Beweise es!' ,Das kann ich wohl tun. Dem äußeren Anschein nach ist im Meere tatsächlich mehr Wasser als in der Handfläche. Wenn jedoch die Zeit der Weltzerstörung gekommen ist, wenn aus unserer augenblicklichen Sonne eine zweite, Feuer speiende hervortritt, dann dörrt sie alles Wasser aus, die großen wie die kleinen Flächen, das Meer, die Bäche und die Ströme. Und selbst der Atlas zerfällt in Staub. Wer jedoch zu Lebzeiten mit seiner Hand die Lippen eines Dürstenden benetzt oder die Wunden eines Bettlers abgewaschen hat, dessen Handvoll Wasser dörren sieben Sonnen nicht aus, sondern sie werden sie im Gegenteil nur größer machen und dadurch erhöhen...' — Wie Sie wollen, meine Herren, aber ist das nicht wirklich vollkommen närrisch?" fragte der Erzähler und stand einen Augenblick auf. „Nein, wirklich, wie finden Sie das?"

„Gar nicht närrisch, absolut nicht dumm, Eminenz."

„Ich gestehe Ihnen, auch mir schien dies mit Verlaub sinnreicher als manche ausgedehnte Predigt über die Rechtfertigung . . . Übrigens drehte sich unser Gespräch nicht immer um dieses Thema. Wir führten dann noch lange Gespräche über die

Art, wie man am besten die Belehrung der Wilden zum Christentum vollziehen könne. Kiriak war der Ansicht, daß man ihnen möglichst wenig mit Zeremonien und Riten kommen solle. Sie überträfen zuweilen sogar Kirik,* indem sie fragten: ‚Darf man dem das Abendmahl reichen, der ein Ei an den eigenen Zähnen zerschlägt?‘ Man dürfe vor diesen Menschen auch keine großen Erläuterungen der Dogmen vollziehen, weil ihr schwacher Verstand nicht jeder Abstraktion und jedem Syllogismus folgen könne. Man müsse ihnen einfach vom Leben und von den Wundertaten Christi erzählen, damit sie eine möglichst lebendige Vorstellung davon bekämen, und damit ihre armselige Phantasie etwas hätte, woran sie sich klammern könne. In der Hauptsache liefe jedoch alles darauf hinaus: den besten Beweis vom Christentum gebe ihnen der Weise und Geschickte mit seinem eigenen guten Leben. Geschehe dies, so würden sie auch Christus begreifen. Im andern Fall stehe es schlecht mit unserer Sache, meinte er. Wenn wir auch unsern wahren Glauben unter ihnen predigten, so würde er doch von Anfang an unglaubwürdig für sie: unser wird der gepredigte Glaube sein, ihrer aber der wirkende. ‚Kann das gut sein, Eminenz?‘ fragte Kiriak. ‚Urteile selbst, ob dies zu einem Triumph des Glaubens Christi

* Mönchsdiakon von Nowgorod, der im 12. Jahrhundert lebte und seinem Bischof eine lange Reihe von Fragen vorlegte, die sich auf das orthodoxe Ritual bezogen.
Anm. d. Übers.

oder zu seiner Erniedrigung führen wird. Noch trauriger aber ist es, wenn man von unsereinem etwas annimmt und nicht weiß, was man damit anfangen soll. Es hat keinen Zweck, das Predigen zu überhasten. Nein, man muß den Glauben einpflanzen. Andere werden kommen und den Boden begießen, und Gott selbst wird hervorsprießen.... Hat nicht der Apostel das gleiche gelehrt, Eminenz? Denke an ihn, und du wirst in seinem Sinne handeln. Im andern Falle aber wirst du sehen: je mehr man sich übereilt, desto mehr freut sich der Satan, und desto weniger ernst hören uns die Leute zu.'

Ich war, die Wahrheit zu sagen, innerlich mit vielem einverstanden und bemerkte gar nicht, wie über den einfachen, friedfertigen Gesprächen der Tag verging. Am Abend hatte unsere Wagenreise ihr Ende erreicht.

Wir verbrachten die Nacht in einer Jurte am Feuer und fuhren am nächsten Morgen mit Renntieren weiter.

Es war prachtvolles Wetter. Die Fahrt mit Renntieren interessierte mich sehr, wenn sie auch nicht ganz meinen Erwartungen entsprach. In meiner Kindheit hatte ich oft mit besonderer Vorliebe ein Bild betrachtet, auf dem ein Lappländer mit Renntieren abgebildet war. Die Renntiere auf dem Bilde waren jedoch leicht und schnellfüßig wie der Steppenwind dahingejagt, die Köpfe mit den vielästigen Geweihen nach hinten geworfen, und ich hatte immer gedacht: ach, wenn du doch auch einmal so dahin-

fahren könntest! Was für eine wohlige Schnelligkeit muß das bei diesen Sprüngen sein! In Wirklichkeit sah die Sache jedoch etwas anders aus. Vor mir standen durchaus nicht jene flinken Läufer mit großen Geweihen, sondern ungehörnte, schwerfällige und verkümmerte Tiere mit hängenden Köpfen und mit fleischigen, vom Gelenk zum Huf stark verdickten Beinen. Ihr Gang war unsicher und ungleichmäßig. Ihre Köpfe waren beim Lauf tiefgesenkt, und ihr Atem ging so schwer, daß zumal einen des Anblicks nicht Gewöhnten tiefes Mitleid mit den Tieren ergriff, besonders wenn ihre Nüstern zufroren und sie die Mäuler weit aufrissen. Sie atmeten so schwer, daß sich ihr dichter Hauch zu einer Wolke ballte und wie ein Streif in der kalten Luft stand. Die Fahrt und die traurige Einförmigkeit der leeren Weite, die sich vor uns auftat, machten einen so trübseligen Eindruck, daß einem sogar das Reden verging und Kiriak und ich während der zweitägigen Renntierfahrt fast über nichts plauderten.

Am Abend des dritten Tages hatte auch diese Fahrt ihr Ende. Die Schneemassen wurden lockerer, und wir vertauschten die plumpen Renntiere mit Hunden. Sie waren grau, struppig und spitzohrig wie Wölfe, und auch ihr Gebell war dem der Wölfe fast gleich. Man spannte eine Menge von ihnen, wohl an die fünfzehn Stück, an, während man einem vornehmen Reisenden sogar noch mehr vorausgehen läßt. Die Schlitten waren so schmal, daß man nicht zu zweien nebeneinander sitzen konnte. Ich mußte mich

deshalb vom Pater Kiriak trennen. Auf einem Schlitten fuhr ich samt einem Führer, und auf einem andern Kiriak mit einem zweiten Führer. Beide Führer schienen gleichwertig zu sein und unterschieden sich auch in ihrer Physiognomie nicht voneinander; besonders als sie sich in ihre Renntierpelze hüllten, waren sie wie zwei Eingeseifte im Bad — beide gleich schön.

Kiriak fand jedoch trotzdem einen Unterschied zwischen ihnen heraus und bestand hartnäckig darauf, daß ich bei dem Platz nehme, der ihm vertrauenerweckender vorkam. Worin er das Vertrauenerweckende sah, erklärte er nicht. ‚Du bist in diesem Lande nicht so erfahren wie ich, Eminenz,' erklärte er, ‚fahre nur mit diesem.' Ich hörte jedoch nicht auf ihn und setzte mich zu dem andern.

Unser Gepäck verteilten wir. Ich legte mir den Sack mit Wäsche und Büchern zu Füßen, während Kiriak die Schatulle mit den Tauf- und Abendmahlsgeräten zu sich nahm und zu seinen Füßen den Korb mit Mehl, trockenem Fisch und unsern übrigen einfachen Reiseproviant deponierte.

Wir nahmen Platz, hüllten uns in die Renntierpelze, deckten uns Renntierfelle über die Kniee und fuhren los.

Die Reise ging bedeutend schneller vonstatten als mit den Renntieren, doch dafür saß man so schlecht, daß mir als Neuling schon nach einer Stunde der Rücken schrecklich schmerzte und ganz zerbrochen erschien. Ich schaute zu Kiriak hin. Er saß wie ein

eingerammter Pfahl da, während ich mich nach allen Seiten verrenkte, um mich im Gleichgewicht zu halten. Wegen dieser Gymnastik war es mir sogar unmöglich, mich mit meinem Führer zu unterhalten. Ich erfuhr nur, daß er ein Getaufter sei und nicht lange zuvor von meinem Syrjanen getauft worden war. Den Mann etwas auszuforschen gelang mir jedoch nicht. Am Abend war ich so zerschlagen, daß ich mich kaum noch auf den Füßen halten konnte. Ich beschwerte mich bei Kiriak.

‚Schlimm!' sagte ich. ‚Ich bin schon von dem einen Male wie zerrädert.'

‚Das kommt davon,' antwortete er, ‚daß du nicht auf mich gehört hast, nicht mit dem gefahren bist, zu dem ich dich setzen wollte. Dieser lenkt besser, ruhiger. Sei so gut, wechsele morgen deinen Platz.'

‚Schön,' meinte ich, ‚wenn du willst, setze ich mich morgen auf deinen Schlitten.'

Ich tat es wirklich, und wieder fuhren wir.

Ich weiß nicht, hatte ich mich am vorhergehenden Tage daran gewöhnt, mich auf dem Schlitten im Gleichgewicht zu halten, oder lenkte dieser Führer in der Tat mit seiner Peitsche besser, auf jeden Fall hatte ich ein so ruhiges Fahren, daß ich mich sogar mit ihm unterhalten konnte.

Ich fragte ihn, ob er getauft sei oder nicht.

‚Nein, Väterchen', sagte er. ‚Ich ungetauft, ich glücklich sein.'

‚Weshalb bist du denn so glücklich?'

‚Glücklich, Väterchen. Dsol-Dsajagatschi hat mir

gegeben, Väterchen. Sie beschützt mich, Väterchen.'

Dsol-Dsajagatschi ist bei den Schamanisten die Göttin, die die Kinder schenkt und sich um das Glück und Wohlergehen derjenigen bekümmert, die von ihr erbeten worden sind.

‚Ach so,' sagte ich, ‚und warum läßt du dich nicht taufen?'

‚Sie läßt es nicht zu, daß ich getauft werde, Väterchen.'

‚Wer? Dsol-Dsajagatschi?'

‚Ja, Väterchen, sie läßt es nicht zu.'

‚Aha, nun es ist gut, daß du mir das gesagt hast.'

‚Warum denn gut, Väterchen?'

‚Paß auf, jetzt werde ich befehlen, daß du deiner Dsol-Dsajagatschi zum Trotz getauft wirst.'

‚Was willst du tun, Väterchen? Warum Dsol-Dsajagatschi böse machen? Sie wird vor Wut fauchen.'

‚Deine Dsol-Dsajagatschi kann mir gar nichts machen. Du wirst getauft und damit basta.'

‚Nein, Väterchen, sie läßt mich nicht beleidigen.'

‚Was für eine Beleidigung liegt denn darin, du Dummkopf?'

‚Gewiß, Väterchen, aus der Taufe erwächst mir viel Ungemach, Väterchen. Die Ältesten werden kommen und mich als Getauften verprügeln, der Schamane wird kommen, und abermals werde ich Prügel kriegen, der Lama wird kommen, er wird

mich ebenfalls verhauen und meine Renntiere forttreiben. Großes Ungemach wird über mich kommen, Väterchen.‘

‚Sie werden nicht wagen, so etwas zu tun.‘

‚Warum sollen sie es nicht wagen, Väterchen? Sie werden es wagen, Väterchen, und mir alles wegnehmen. Ich habe einen Onkel, Väterchen, den haben sie schon zugrunde gerichtet, . . . gewiß, Väterchen, auch meinen Bruder haben sie vernichtet, Väterchen, vernichtet.‘

‚Hast du denn einen getauften Bruder?‘

‚Gewiß, Väterchen, ich habe einen Bruder, Väterchen, ich habe.‘

‚Und er ist getauft?‘

‚Gewiß, Väterchen, getauft, zweimal getauft.‘

‚Was heißt das? Zweimal getauft? Tauft man denn zweimal?‘

‚Gewiß, Väterchen, man tauft.‘

‚Du lügst!‘

‚Nein, Väterchen, es ist wahr. Einmal hat er sich, Väterchen, für sich taufen lassen, das andere Mal für mich.‘

‚Wieso für dich? Was erzählst du mir da für Unsinn?‘

‚Wieso Unsinn, Väterchen! Kein Unsinn. Ich habe mich vor dem Popen versteckt, Väterchen, und mein Bruder hat sich für mich taufen lassen.‘

‚Warum macht ihr solche Gaunerei?‘

‚Weil er ein guter Mensch ist, Väterchen.‘

‚Wer? Dein Bruder wohl?‘

‚Ja, Väterchen, mein Bruder. Er hat gesagt: ‚Ich bin sowieso verloren, weil ich getauft bin, aber du verstecke dich, ich lasse mich nochmal taufen.‘ Na und ich versteckte mich denn auch.‘

‚Und wo ist er denn jetzt, dein Bruder?‘

‚Er ist wieder zur Taufe gegangen, Väterchen.‘

‚Wohin hat sich denn der Missetäter begeben?‘

‚Dorthin, Väterchen, wo heute, dem Vernehmen nach, der harte Pope hinkommt.‘

‚Da haben wir's! Was hat er denn mit diesem Popen zu tun?‘

‚Unsere Leute, die dort leben, Väterchen, sind gute Leute, Väterchen. Wie sollten sie ihm nicht leid tun, Väterchen? ... Er hat Mitleid mit ihnen, Väterchen, ist hingeeilt, um sich für sie taufen zu lassen.‘

‚Ja was ist denn das für ein Satan, dieser dein Bruder? Wie kann er so etwas wagen?‘

‚Was denn, Väterchen. Es macht doch nichts. Ihm ist ja schon alles gleich, Väterchen, und die anderen, Väterchen, werden nicht von den Ältesten geprügelt und der Lama treibt ihre Renntiere nicht fort.‘

‚Hm! Deinen geschickten Bruder muß man doch ein bißchen aufs Korn nehmen. Sage mir, wie er heißt!‘

‚Kußka-Demjak, Väterchen.‘

‚Kusma oder Demjan?‘

‚Nein, Väterchen, Kußka-Demjak.‘

‚Ja, nach deiner Meinung klingt Kußka-Demjak vielleicht reiner. Aber es sind doch zwei Namen.‘

‚Nein, Väterchen, einer.‘

‚Ich sage dir — zwei.‘

‚Nein, Väterchen, einer!‘

‚Nun, du scheinst auch das besser zu wissen.‘

‚Gewiß, Väterchen, ich weiß es besser.‘

‚Hat man ihm die Namen Kusma und Demjan bei der ersten oder bei der zweiten Taufe gegeben?‘

Er riß die Augen auf und verstand mich nicht. Als ich ihm meine Frage wiederholte, dachte er jedoch ein wenig nach und antwortete: ‚Wie er sich für mich hatte taufen lassen, Väterchen, da begann man ihn Kußka-Demjak zu schimpfen.‘

‚Nun, und wie schimpftet ihr ihn nach der ersten Taufe?‘

‚Weiß nicht, Väterchen, hab's vergessen.‘

‚Vielleicht weiß er es?‘

Nein Väterchen, er hat's auch vergessen.‘

‚Das kann ja gar nicht sein!‘ rief ich.

‚Nein, Väterchen, — sicher, er hat's vergessen.‘

‚Höre, ich lasse ihn suchen und frage ihn selbst.‘

‚Suche ihn, Väterchen, suche ihn. Er wird dir ebenfalls sagen, daß er's vergessen hat.‘

‚Aber das eine sage ich dir, Bruder, wenn ich ihn finde, dann übergebe ich ihn selbst der Behörde.‘

‚Macht nichts, Väterchen. Ihm kann jetzt schon niemand mehr was anhaben, er ist ein Verlorener.‘

‚Weshalb ist er denn ein Verlorener? Wohl weil er getauft ist, he?‘

‚Ja, Väterchen. Der Schamane verjagt ihn, der

Lama nimmt ihm die Renntiere weg, seine eigenen Leute glauben ihm nicht.‘

‚Warum glauben sie ihm nicht?‘

‚Einem Getauften darf man nicht glauben, Väterchen, keiner tut es.‘

‚Was schwätzest du da, du heidnischer Narr! Warum darf man einem Getauften nicht glauben? Ist denn ein Getaufter schlechter als ihr Götzenanbeter?‘

‚Warum sollte er schlechter sein, Väterchen. Es ist der gleiche Mensch.‘

‚Na siehst du, du bist selbst nicht einverstanden, daß er schlechter ist.‘

‚Ich weiß nicht, Väterchen. Du sagst, daß er nicht schlechter ist, und ich sage es auch. Aber glauben darf man ihm nicht.‘

‚Warum darf man ihm denn nicht glauben?‘

‚Darum, Väterchen, weil ihm der Pope die Sünde vergibt.‘

‚Nun, was ist denn daran Schlimmes? Ist es vielleicht besser, ohne Verzeihung zu bleiben?‘

‚Wie könnte man es ohne Verzeihung aushalten, Väterchen! Das ist unmöglich, Väterchen. Man muß um Verzeihung bitten.‘

‚Also, jetzt verstehe ich dich einfach nicht mehr. Wovon redest du eigentlich?‘

‚Ich meine es so, Väterchen: wenn ein Getaufter gestohlen hat, sagt er es dem Popen, und der Pope, Väterchen, verzeiht ihm. Darum glauben die Leute dem Popen auch nichts mehr, Väterchen.‘

‚Was du für einen Unsinn zusammenredest! Deiner Meinung nach schickt sich das wohl nicht?'

‚Nein, Väterchen, bei uns schickt sich so etwas ganz und gar nicht.'

‚Wie müßte es denn nach eurer Ansicht sein?'

‚So, Väterchen: Wem du etwas gestohlen hast, dem bringe es zurück und bitte ihn um Verzeihung. Verzeiht der Mensch, verzeiht auch Gott.'

‚Aber der Pope ist doch auch ein Mensch. Warum soll er nicht verzeihen können?'

‚Warum sollte er nicht verzeihen können, Väterchen? — Auch der Pope kann es. Wer den Popen bestohlen hat, dem kann der Pope auch verzeihen, Väterchen!'

‚Und wenn er bei einem andern gestohlen hat, kann ihm der Pope nicht vergeben?'

‚Wie denn, Väterchen? — Es geht nicht, Väterchen. Das wird eine Unwahrheit sein, Väterchen. Ein ungläubiger Mensch, Väterchen, ist unstet.'

Ach du ungewaschene Vogelscheuche! dachte ich mir. Was für eine Meinung hast du dir zurechtgelegt! Dann fragte ich weiter: ‚Hast du schon etwas vom Herrn Jesus Christus gehört?'

‚Gewiß, Väterchen.'

‚Was hast du von ihm gehört?'

‚Daß er übers Wasser ging, Väterchen.'

‚Hm! Nun gut — ging, und noch was?'

‚Daß er die Schweine ins Meer jagte und ersaufen ließ.'

‚Noch mehr der Art?'

‚Nein, Väterchen. Gut, mitleidig war er, Väterchen.‘

‚Warum mitleidig? Was hat er denn getan?‘

‚Einem Blinden hat er auf die Augen gespuckt, Väterchen, und der Blinde sah. Dem Volk hat er Brot und Fisch zu essen gegeben.‘

‚Du weißt immerhin viel, Bruder.‘

‚Gewiß, Väterchen, ich weiß viel.‘

‚Wer hat dir denn das alles gesagt?‘

‚Die Leute erzählen's sich, Väterchen.‘

‚Eure Leute?‘

‚Gewiß, Väterchen, unsere, unsere.‘

‚Und von wem haben sie es gehört?‘

‚Weiß nicht, Väterchen.‘

‚Nun, und weißt du auch, warum Christus hierher auf die Erde gekommen ist?‘

Er dachte hin, er dachte her, doch es kam keine Antwort.

‚Du weißt es nicht?‘ sagte ich.

‚Ich weiß es nicht.‘

Ich erläuterte ihm die ganze rechtgläubige Lehre, aber es war ganz zweifelhaft, ob er zuhörte. Er schrie andauernd auf die Hunde ein und schwenkte die Peitsche.

‚Nun, hast du verstanden, was ich dir gesagt habe?‘ fragte ich.

‚Gewiß, Väterchen, verstanden. Er hat die Schweine ins Meer getrieben, dem Blinden auf die Augen gespuckt, und der Blinde sah. Er hat dem Volke Brot und Fisch gegeben.‘

Diese im Meer ersäuften Schweine, der Blinde

und der Fisch hatten sich ihm in den Kopf gesetzt. Darüber hinaus dachte er nicht. Kiriaks Worte über den kläglichen Verstand dieser Leute kamen mir in den Sinn, und ich dachte an seine Bemerkung, daß sie selbst nicht fühlen, wie sie den Saum des Gewandes berühren. Was denn? Auch dieser hatte den Saum angefaßt, aber er hatte ihn wirklich nur angefaßt, kaum daß er ihn berührte. Wie sollte man ihm beibringen, daß er fest anpacken müsse? Ich versuchte also, mich möglichst schlicht über die Gnade des Beispiels Christi und über den Zweck Seines Leidens mit ihm zu unterhalten, doch mein Zuhörer schwenkte nur immer gleich unberührt seine Peitsche hin und her. Ich brauchte mir nichts einzureden. Ich sah, daß er nichts begriff.

‚Du hast nichts begriffen, nicht wahr?' fragte ich.

‚Nichts, Väterchen. Du sagst immerzu die Wahrheit. Bemitleide Ihn. Er ist gut, dein Jesulein.'

‚Gut?'

‚Gut, Väterchen. Man darf ihn nicht beleidigen.'

‚So liebst du Ihn wohl gar?'

‚Wie soll man Ihn nicht lieben, Väterchen!'

‚Was, du kannst Ihn lieben?'

‚Gewiß, Väterchen, und ich werde Ihn auch immer lieben, Väterchen.'

‚Na, du bist doch ein braver Bursch.'

‚Danke, Väterchen.'

‚Jetzt brauchst du dich bloß noch taufen lassen, dann wird er dich retten.'

Der Heide schwieg.

‚Warum bist du denn verstummt, mein Freund?‘ fragte ich.

‚Nein, Väterchen.‘

‚Was heißt ‚nein, Väterchen‘?‘

‚Er wird mich nicht retten, Väterchen. Um Seinetwillen werden mich die Ältesten verhauen, der Schamane verhauen, der Lama meine Renntiere forttreiben.‘

‚Das scheint deine Hauptsorge zu sein!‘

‚Stimmt, Väterchen.‘

‚So leide um Christi willen Not!‘

‚Wozu, Väterchen? Er ist mitleidig, Väterchen; solange ich atme, wird Er selbst mich bemitleiden. Wozu Ihn beleidigen!‘

Ich hätte ihm gern gesagt, daß, wenn er glaubt, Christus habe Mitleid mit ihm, er ebenso glauben möge, daß Er ihn auch retten könne, doch ich behielt meine Gedanken bei mir, um nicht abermals von den Ältesten und vom Lama etwas zu hören. Es war klar, daß Christus zu den guten, ja sogar zu den allerbesten Gottheiten dieses Mannes, aber nicht zu den starken zählte. ‚Gut, ja, aber nicht stark, tritt nicht für einen ein, schützt weder vor dem Ältesten noch vor dem Lama.‘ Was war da zu tun? Wie sollte man den Wilden davon überzeugen, daß Christi Seite mit nichts gestützt zu werden brauchte, während die Gegenseite vieler Stützen bedurfte? Ein römischer Priester wäre in solchem Falle listig gewesen. Er hätte, wie sie es in China getan, Buddha ein Kreuz zu Füßen gelegt und sich verneigt, und durch die Assimilierung

von Christus und Buddha wäre die Täuschung gelungen. Ein anderer Erneuerer aber hätte diesen Christus so gedeutet, daß es keinen Zweck habe, an Ihn zu glauben, sondern daß man nur wohlanständig von Ihm denken solle, und man würde gut sein. Hier war auch dies zu schwer. Wie sollte sich dieser mein Bursche Gedanken machen, wenn ihm sein ganzes Gehirn zu einem Klumpen gefroren war und er es nirgend auftauen konnte.

Ich mußte daran denken, wie außerordentlich gut Karl von Eckardtshausen verstanden hatte, den einfachen Leuten mit ganz simplen Vergleichen die Größe des Opfers von Christi Herabstieg zur Erde begreiflich zu machen. Er verglich dies damit, daß sich ein freier Mensch aus Liebe zu eingekerkerten Bösewichtern mit ihnen einschließen lasse und ihr böses Wesen ertrage. Ein sehr einfacher und guter Vergleich. Aber mein Zuhörer kannte ja dank den Verhältnissen keine schlimmeren Bösewichter als diejenigen, vor denen er flüchtete aus Furcht, sie möchten ihn taufen. Er kannte keinen Ort, dessen Schrecken mit denen seiner dauernden Umgebung zu vergleichen gewesen wären.... Mit ihm konnte keiner etwas anfangen, weder Massilon, noch Bourdalou, noch Eckardtshausen. Er stochert mit der Peitsche in den Schnee oder schwenkt sie hin und her, die Fratze ist wie eingeseift und drückt nichts aus. In den Äuglein, die man sich schämt Augen zu nennen, blitzt kein Geistesfunke auf. Selbst die Laute, die aus seinem Schlunde kommen, sind gewissermaßen tot. Ob im Schmerz, ob in der

Freude, es ist stets das gleich träge, leidenschaftslose Gestammel. Die eine Hälfte des Wortes wird irgendwo in der Kehle ausgesprochen, die andere wird von den Zähnen zerkaut. Wie soll er mit solchen Mitteln abstrakte Wahrheiten finden, und was soll er mit ihnen tun? Sie sind ihm eine Last. Er muß mit seinem ganzen Stamme aussterben, wie die Azteken ausstarben, wie es mit den Indern geschieht. . . . Schreckliches Gesetz! Welches Glück, daß er es nicht kennt, sondern nur rücksichtslos mit der Peitsche nach rechts und links stößt. Er weiß nicht, wohin er mich bringt, weshalb er mich fährt und warum er mir wie ein einfältiges Kind zu seinem Schaden seine Glaubensgeheimnisse eröffnet hat. . . . Klein ist sein Talent und . . . wohl ihm, wenig wird von ihm gefordert werden. Und er fuhr mich immer tiefer in die uferlose Weite hinein und schwenkte unablässig seine Peitsche vor meinen Augen hin und her, so daß sie wie ein Pendel auf mich zu wirken begann. Mir wurde schwindlig. Diese gleichmäßigen Schwingungen machten mich schläfrig, als ob mich ein Magnetiseur bestreiche. Mein Kopf ward schwer vor Müdigkeit. Still und süß kam der Schlaf über mich, und ich schlief ein, und — — — erwachte in einer Situation, vor der Gott jede lebendige Seele bewahren möge!

7

Ich schlief sehr fest und offenbar ziemlich lange. Plötzlich kam es mir jedoch so vor, als ob mich

irgendetwas anstieße und ich schief nach seitwärts geneigt dasäße. Noch im Halbschlaf wollte ich mich gerade hinsetzen, doch merkte ich, wie mich abermals etwas zurückschleuderte. Um mich war ein einziges Heulen . . . was ist das? Ich will schauen, doch es ist unmöglich . . . meine Augen öffnen sich nicht. Ich rufe meinen Heiden.

‚He, Freund! Wo bist du?‘

Er schreit mir ins Ohr: ‚Komm zu dir, Väterchen, komm schnell zu dir, sonst erstarrst du!‘

‚Warum kann ich denn meine Augen nicht aufmachen?‘ rief ich.

‚Gleich wirst du sie öffnen, Väterchen.‘

Und bei diesen Worten — können Sie sich denken? — fing er an, mir auf die Augen zu spucken und mit seinem Ärmel aus Renntierfell darüber zu wischen.

‚Was tust du?‘

‚Ich wische dir die Augen aus, Väterchen.‘

‚Mach daß du fortkommst, Dummkopf. . . .‘

‚Nein, warte ein bißchen, Väterchen, ich bin kein Dummkopf, doch du wirst gleich wieder sehen können.‘

Und wirklich, sowie er mir mit seinem Renntierärmel übers Gesicht gefahren war, tauten meine zusammengefrorenen Augenlider auf und ließen sich öffnen. Aber wozu? Was mußte ich erblicken? Ich weiß nicht, ob es in der Hölle schrecklicher sein kann. Rings um mich herrschte dichte, undurchdringliche Finsternis. Sie war wie ein lebendes Wesen. Sie zitterte und bebte gleich einem Ungeheuer. Eine ge-

ballte Masse eisigen Staubes war ihr Leib, eine alles Leben ertötende Kälte ihr Atem. Ja, das war der Tod in einer seiner schrecklichsten Formen, und Auge in Auge mit ihm packte mich Grausen.

Alles was ich hervorbringen konnte war die Frage, wo Kiriak sei. Es war jedoch so schwer, etwas zu sprechen, daß der Wilde nichts hörte. Ich bemerkte, daß er, wenn er etwas zu mir sagte, sich herunterbeugte und mir unter der Ohrenklappe ins Ohr hinein schrie. Da rief auch ich ihm unter der Ohrenklappe zu: ‚Wo ist unser anderer Schlitten?'

‚Weiß nicht, Väterchen. Wir sind auseinandergekommen.'

‚Wieso?'

‚Auseinandergekommen, Väterchen.'

Ich wollte es nicht glauben. Ich schaute mich um, doch es war unmöglich, irgendwohin zu sehen. Ringsum war der tiefste, schwarze Grund der Unterwelt. Dicht neben mir am Schlitten bewegte sich etwas wie ein Knäuel. Ich konnte jedoch nicht sehen, was es war. Ich fragte den Wilden danach. Der antwortete: ‚Das sind die Hunde, Väterchen, die sich zusammengelegt haben und sich wärmen.'

Und gleich danach machte er eine Bewegung in der Finsternis und sagte: ‚Laß dich fallen, Väterchen!'

‚Wohin?'

‚Hierhin, Väterchen, in den Schnee.'

‚Warte ein wenig', sagte ich.

Ich wollte immer noch nicht glauben, daß ich meinen Kiriak verloren hatte. Ich stieg aus dem

Schlitten und wollte ihn rufen, doch im selben Augenblicke war mir der Atem wie abgeschnitten und der ganze Mund mit Eisstaub verstopft. Ich wälzte mich in den Schnee, wobei ich mit dem Kopf recht schmerzhaft an der Seitenstange des Schlittens aufschlug. Ich hatte nicht die geringste Kraft, mich zu erheben, und mein Wilder hätte dies auch nicht zugelassen. Er hielt mich fest und sagte: ‚Bleib liegen, Väterchen, bleib still liegen, dann erfrierst du nicht. Der Schnee weht uns zu, dann wird es warm. Sonst aber erstarrst du. Leg dich!'

Es blieb nichts anderes übrig als ihm zu gehorchen. Ich legte mich hin und rührte mich nicht. Er zerrte den Renntierpelz vom Schlitten, warf ihn über mich und kroch selbst darunter.

‚Paß auf, Väterchen, jetzt wird's gut', sagte er.

Dieses ‚gut' war jedoch so widerwärtig, daß ich gezwungen war, mich so entschieden als möglich von meinem Nachbarn auf die andere Seite zu wenden, denn es war unerträglich, in geringem Abstand neben ihm zu liegen. Lazarus von Bethanien, der vier Tage im Grabe gelegen hatte, konnte nicht scheußlicher stinken als dieser lebendige Mensch. Es war Schlimmeres als ein Leichnam, es war ein Gemisch von übelriechendem Renntierpelz, scharfem Menschenschweiß, Staub und säuerlicher Fäulnis, gedörrtem Fisch, Tran und Schmutz. . . . O Gott, o ich armer Mensch! Wie war mir dieser, mein nach Deinem Ebenbild geschaffener Bruder zuwider! O wie gern wäre ich aus diesem stinkenden Grab hervorgesprun-

gen, in das er mich Seite an Seite hineingepackt hatte, wenn ich nur Kraft gehabt und in diesem wirbelnden höllischen Chaos hätte stehen können! Aber es war auf nichts dieser Art zu hoffen, ich mußte gehorchen.

Als mein Wilder merkte, daß ich mich von ihm abwandte, sagte er: ‚Halt, Väterchen, lege deine Schnauze nicht dorthin. Da, hierher lege die Schnauze, wir werden gemeinsam hauchen, dann wird's warm.‘

Das zu hören war schon schrecklich genug!

Ich tat so, als ob ich ihn nicht gehört hätte, doch er blähte sich plötzlich auf wie eine Wanze, rollte sich über mich hinweg und legte sich Nase an Nase neben mich hin. Und nun begann er mir fürchterlich rotzend und stinkend ins Gesicht zu hauchen. Er schnaufte ganz ungewöhnlich stark, wie ein Blasebalg. Ich vermochte es nicht länger zu ertragen und war entschlossen, diesem Zustand ein Ende zu machen.

‚Atme doch etwas ruhiger‘, sagte ich.

‚Was? Nichts zu machen, Väterchen, ich werde nicht aufhören. Ich wärme dir die Schnauze, Väterchen.‘

Über sein ‚Schnauze‘ war ich natürlich nicht beleidigt, denn ich hatte in diesem Augenblick keinen Sinn für Äußerlichkeiten. Im übrigen, ich wiederhole es, hatten sie zur Abtönung solcher überflüssiger Feinheiten wie dem Unterschied zwischen einer Tierschnauze und einem Menschengesicht nicht einmal besondere Worte herausgebildet. Bei ihnen war alles Schnauze. Der Wilde selbst hatte eine Schnauze,

seine Frau hatte eine Schnauze, sein Renntier hatte eine Schnauze und sein Gott Sakyamoni hatte eine Schnauze, warum sollte also der Bischof nicht auch eine Schnauze haben? Meiner Hochwürdigkeit fiel es nicht schwer, dies zu ertragen. Was jedoch wirklich schwer auszuhalten war, das war sein Atem samt diesem übelriechenden Fischgeruch und irgendeinem anderen widerlichen Gestank, der wahrscheinlich aus seinem eigenen Magen kam. Dagegen konnte ich nicht standhalten.

‚Genug,' rief ich, ‚hör auf. Du hast mich warm gemacht, jetzt höre auf zu schnauben.'

‚Nein, Väterchen, man muß schnauben, dann wird's wärmer.'

‚Nein, bitte, nicht mehr nötig. Ich habe schon so genug, nicht nötig.'

‚Nun, es braucht ja nicht zu sein, Väterchen, braucht ja nicht zu sein. Jetzt wollen wir schlafen.'

‚Schlafe.'

‚Schlafe auch, Väterchen.'

Und in der gleichen Sekunde, wo er dies gesagt hatte, fing er wie ein dressiertes Pferd, das plötzlich Galopp einschlägt, auch ebenso plötzlich an zu schlafen und gleichzeitig zu schnarchen. Na und wie der Schurke schnarchte! Ich muß Ihnen gestehen, daß ich von Kindheit an heftigen Abscheu vor dem Schnarchen hatte. Wenn sich im Zimmer auch nur ein einziger Schnarcher befand, litt ich bereits Qualen und konnte um keinen Preis der Welt einschlafen. Da wir im Seminar und in der Akademie natürlich eine Menge Schnarcher hatten, und ich ihnen wider Willen oft

und mit Fleiß zuhören mußte, so hatte ich mir, lachen Sie nicht, durch die lange Beobachtung bestimmte Ansichten über das Schnarchen gebildet. Am Schnarchen, versichere ich Ihnen, kann man genau wie an der Stimme und am Gang das Temperament und den Charakter eines Menschen beurteilen. Glauben Sie mir, es ist so. Ein zänkischer Mensch schnarcht auch zänkisch, es ist, als ob er auch im Schlaf immerzu böse sei. Und ein lustiger Bruder und Wildfang unter meinen Akademiekameraden schnarchte auch ausgelassen. Es klang so lustig, als ob er daheim pfeifend in die Kirche ginge, um einen neuen Rock einzuweihen. Sogar aus den anderen Schlafsälen kam man herbei, um ihm zuzuhören, und alle priesen seine Kunst. Mein augenblicklicher wilder Schlafkamerad dagegen vollführte eine so fundamentale Musik, daß ich noch nie einen so gewaltigen Stimmumfang und ein solches Tempo beobachtet und gehört hatte. Es klang, als wenn ein großer, dichter Bienenschwarm summte und weich gegen die Wand des schallenden, trockenen Bienenkorbes schlüge. Wunderschön war es, solid, rhythmisch, gleichmäßig: u—u—u—u—bum,bum,bum,u—u—u—u—bum, bum, bum. . . . Nach meinen Erfahrungen zu folgern, mußte dieser Mensch beständig und zuverlässig sein. Aber, schlimme Not, ich hatte keinen Sinn für Beobachtungen. Mit diesem Getöse hatte mich der Bursche vollends kleingekriegt. Ich litt, ich litt, doch schließlich hielt ich es nicht mehr aus und versetzte ihm einen Rippenstoß.

‚Schnarche nicht!‘ rief ich.

‚Was denn, Väterchen? Warum soll ich nicht schnarchen?‘

‚Du schnarchst so furchtbar, daß ich gar nicht schlafen kann.‘

‚Schnarche doch auch!‘

‚Ich kann nicht schnarchen.‘

‚Aber ich kann's, Väterchen‘, und abermals begann er mit einem Schlage aus Leibeskräften zu dröhnen.

Was sollte man mit so einem Meister in seinem Fache anfangen? Warum mit diesem Menschen streiten, der mich in jeder Beziehung überragte; hinsichtlich des Taufens wußte er besser als ich, wie oft man taufte, und über die Namen wußte er Bescheid und das Schnarchen verstand er, während ich es nicht konnte. In allem war er mir über, Ehre und Rang mußten ihm gebühren.

Ich rückte so gut es ging ein wenig von ihm ab, führte mit Mühe die Hand unter den Leibrock und drückte auf den Knopf meiner Repetieruhr. Sie schlug drei und drei Viertel. Es mußte also noch Tag sein. Der Schneesturm würde natürlich die ganze Nacht fortdauern, vielleicht auch noch länger.... Die sibirischen Schneestürme pflegen ja lange anzuhalten. Können Sie sich vorstellen, wie mir bei diesen Aussichten zumute wurde? Unterdessen hatte sich meine Lage immer furchtbarer gestaltet. Über uns hatte sich sicher schon eine schöne Last Schnee gelegt. In unserer Höhle war es nicht nur dunkel, sondern auch stickig.

Und obendrein wurden die ekelhaften, stinkenden Ausdünstungen immer dichter. Der erstickende Gestank versetzte mir den Atem, und es tat mir leid, daß dies nicht mit einem Male geschah, weil ich dann auch nicht ein Hundertstel der Qualen gespürt hätte, die ich empfand, wenn ich mir vergegenwärtigte, was mit meinem Pater Kiriak geschehen war, und wenn ich an meine Flasche mit dem stärkenden Kognak und unseren ganzen Proviant dachte. ... Ich sah klar, daß, wenn ich hier nicht wie im ‚Schwarzen Kerker' erstickte, mir sicherlich der furchtbarste, qualvollste Tod, der Tod des Verhungerns und Verdurstens, drohte. Schon begann mich der Durst zu quälen. O, wie bedauerte ich jetzt, daß ich nicht obengeblieben und erfroren, sondern in dieses Schneegrab hinabgekrochen war, wo wir zu zweit so eng aneinander gepreßt lagen, daß alle meine Anstrengungen, mich zu erheben und aufzustehen, vollkommen vergeblich gewesen wären.

Mit größter Mühe langte ich mir unter der Schulter ein Stückchen Schnee hervor und schleckte gierig einen Bissen nach dem andern, doch — o weh — es gab mir nicht die mindeste Linderung, sondern erweckte Übelkeit und unerträgliches Brennen in Kehle und Magen, besonders aber ums Herz. Mein Nacken krachte, in den Ohren stand unablässig ein Klingen; die Augen drückte es heraus und preßte es gegen die Stirn. Und unterdessen summte der lästige Schwarm immer dumpfer und dumpfer, und die Bienen schlugen immerzu pfeifend an den Korb. Dieser schreck-

liche Zustand dauerte an, bis meine Taschenuhr sieben schlug. An alles, was dann kam, kann ich mich nicht mehr erinnern, denn ich verlor das Bewußtsein.

Ein größeres Glück hätte ich in meiner bedrängten Lage nicht haben können. Ich weiß nicht, ob ich in dieser Zeit geatmet habe, wenigstens quälte mich nicht die Vorstellung, was meiner in Zukunft harrte und was in der Tat zu meinem Entsetzen alle Vorstellungen einer aufgeregten Phantasie weit übertreffen sollte.

8

Als ich wieder zur Besinnung kam, war der Bienenschwarm davongeflogen, und ich sah mich am Boden einer tiefen Schneegrube liegen. Ich lag mit ausgestreckten Armen und Beinen an der tiefsten Stelle der Grube und fühlte absolut nichts, weder Hunger, noch Kälte, noch Durst — entschieden nichts. Nur mein Kopf war so trübe und wirr, daß es mich gehörige Mühe kostete, mir alles, was mit mir geschehen war, ins Gedächtnis zurückzurufen und mir zu vergegenwärtigen, in welcher Lage ich mich jetzt befände. Schließlich war mir jedoch alles klar geworden, und der erste Gedanke, der mir in diesem Augenblicke kam, war, daß mein Wilder früher als ich das Bewußtsein erlangt und sich allein aus dem Staube gemacht, mich jedoch im Stich gelassen hatte.

Nach dem gesunden Menschenverstand hätte er auch so mit mir verfahren müssen, besonders nachdem ich ihm gestern gedroht hatte, ihn ebenfalls zu taufen

und seinen Bruder Kußma-Demjan zu suchen. Er hatte jedoch trotz seinem Heidentum anders gehandelt. Kaum hatte ich mit Mühe meine angeschwollenen Glieder in Bewegung gebracht und mich auf dem Boden meines eingestürzten Grabes hingesetzt, als ich ihn ungefähr dreißig Schritte vor mir erblickte. Er stand unter einem großen, bereiften Baume und schnitt ziemlich lächerliche Grimassen. Über ihm hing an einem langen Ast ein Hund, aus dessen aufgeschnittenem Bauch die warmen Eingeweide heraushingen.

Ich erriet, daß er ein Opfer darbrachte, und wurde, die Wahrheit zu sagen, nicht im mindesten unwillig darüber, denn diese Darbringung hatte ihn ja so lange hier festgehalten, bis ich erwacht war, und ihn daran gehindert, mich liegen zu lassen. Ich war vollkommen überzeugt, daß dieser Heide unbedingt eine so unchristliche Absicht haben mußte, und begann den Pater Kiriak zu beneiden, der seine Not jetzt wenigstens mit einem getauften Menschen ertragen konnte, der unter allen Umständen zuverlässiger als mein Nichtchrist sein mußte. Es rührte wohl von meiner übeln Lage her, daß sogar der Verdacht in mir erstand, Pater Kiriak könnte mich überlistet und in Voraussicht aller ihm besser als mir bekannten Zufälle auf sibirischen Reisen unter dem Anschein der Fürsorglichkeit mir den Heiden zugeschoben, sich selbst aber den Christen genommen haben. Das war natürlich dem Pater Kiriak nicht zuzutrauen, und ich schäme mich sogar jetzt noch, wo ich wieder

daran denke, meines Argwohns, doch was war zu machen, wenn er erschien?

Ich kroch aus meiner Schneegrube und ging auf meinen Wilden zu. Als er den Schnee unter meinen Füßen knistern hörte, wandte er sich zwar um, setzte jedoch sogleich seinen Gottesdienst fort.

‚Na, bist du nicht bald fertig mit deinem Geschaukel da?‘ fragte ich, nachdem ich eine Minute neben ihm gestanden hatte.

‚Bin fertig, Väterchen‘, sagte er, begab sich sofort zum Schlitten und begann die übrigen Hunde anzuschirren. Als das Gespann in Ordnung war, fuhren wir los.

‚Wem hast du da ein Opfer gebracht?‘ fragte ich ihn und deutete mit dem Kopf nach hinten.

‚Ich weiß nicht, Väterchen.‘

‚Wem hast du denn das Hündchen geopfert: Gott oder dem Teufel?‘

‚Dem Teufel, Väterchen, gewiß, dem Teufel.‘

‚Warum hast du ihn denn bewirtet?‘

‚Weil er uns nicht hat erfrieren lassen, habe ich ihm ein Hündchen gegeben, Väterchen; mag er's fressen.‘

‚Hm! Mag er fressen; wenn er sich nur nicht überfrißt. Mir tut das Hündchen leid.‘

‚Warum denn, Väterchen? Der Hund war schlecht, es wäre bald mit ihm aus gewesen. Macht nichts, Väterchen, mag er ihn nehmen und fressen.‘

‚Du hast ihm also mit Berechnung einen krepierenden gegeben?‘

‚Gewiß, Väterchen.‘

‚Sag mir bitte, wohin wir jetzt fahren.‘

‚Weiß nicht, Väterchen. Wir suchen die Spur.‘

‚Und wo ist mein Pope, mein Gefährte?‘

‚Weiß nicht, Väterchen.‘

‚Wie sollen wir ihn denn finden?‘

‚Weiß nicht, Väterchen.‘

‚Vielleicht ist er erfroren?‘

‚Warum soll er erfroren sein, Väterchen? Wenn Schnee da ist, erfriert er nicht.‘

Ich dachte abermals daran, daß sich bei Kiriak die Flasche mit wärmender Flüssigkeit und der Proviant befand, und — beruhigte mich. Ich hatte nichts von alledem bei mir, und ich hatte jetzt solchen Hunger, daß ich sogar von dem für die Hunde bestimmten Dörrfisch gegessen hätte. Ich fürchtete mich jedoch, darum zu bitten, weil ich nicht sicher war, ob wir Futter bei uns hätten.

Den ganzen Tag kreisten wir ziellos umher. Ich sah es zwar nicht an dem teilnahmslosen Gesicht meines Führers, aber an den unruhigen, ungleichmäßigen und aufgeregten Bewegungen seiner Hunde, die immer ein wenig hüpften, allzu geschäftig dahinrannten und dann wieder lustlos von einer Seite zur andern trotteten. Obwohl mein Wilder viel Plage mit ihnen hatte, verließ ihn dennoch nicht sein unveränderlicher, teilnahmsloser Gleichmut. Er arbeitete scheinbar nur mit seiner Peitsche etwas aufmerksamer, ohne die wir an diesem Tage gewiß hundertmal aus dem Schlitten herausgeschleudert und

irgendwo in der Steppe oder unter den Bäumen, an denen wir vorüberfuhren, liegen geblieben wären.

Doch plötzlich steckte einer der Hunde die Schnauze in den Schnee, zitterte mit den Hinterbeinen und fiel hin. Der Wilde wußte natürlich besser als ich, was dies bedeutete und welch neue Not uns bedrohte, drückte jedoch weder Furcht noch Verwirrung aus. Wie immer steckte er mit fester, aber unerregter Hand die Peitsche in den Schnee und gab mir diesen unsern Rettungsanker zu halten. Er selbst stieg rasch vom Schlitten herab, zog den von Kräften gekommenen Hund aus dem Kummet heraus und schleifte ihn zurück hinter den Schlitten. Ich dachte, daß er dem Köter den Garaus machen und ihn irgendwohin werfen würde, doch als ich mich umschaute, sah ich auch diesen Hund bereits wieder an einem Baum hängen und die blutigen Gedärme aus ihm herausquellen. Ein widerwärtiger Anblick!

‚Was ist denn das nun wieder?‘ schrie ich ihn an.

‚Für den Teufel, Väterchen.‘

‚Jetzt habe ich genug mit deinem Teufel, Bruder. Es wird ihm zuviel, zwei Hunde am Tag zu essen.‘

‚Macht nichts, Väterchen, mag er fressen.‘

‚Macht nichts!‘ höhnte ich. ‚Wenn du sie weiter so abschlachtest, dann wirst du sie dem Teufel bald allesamt zum Opfer gebracht haben.‘

‚Ich gebe ihm die, Väterchen, die nicht mehr weiterkönnen.‘

‚Du solltest lieber den Hunden was zum Fressen geben.‘

‚Es ist nichts da, Väterchen.‘

‚Da haben wir's!‘ Jetzt war es ausgesprochen, was ich gefürchtet hatte.

Der kurze Tag neigte sich schon wieder dem Abend zu, und die übrigen Hunde waren sichtlich vollkommen ermüdet und von Kräften. Ihr Auswurf war wie der wilder Tiere; sie begannen sich zu setzen. Und plötzlich fiel wieder einer hin. Die andern setzten sich alle wie auf Verabredung auf die Schwänze und begannen zu heulen, als ob sie für den Gefallenen eine Gedächtnisfeier abhielten.

Mein Wilder stand auf und wollte dem Teufel ein drittes Opfer darbringen, doch ich untersagte es ihm diesmal mit aller Entschiedenheit. Es widerte mich an, dies mit anzusehen, und ich hatte das Gefühl, als ob diese Ruchlosigkeit den Schrecken unserer Lage noch vergrößerte.

‚Laß es!‘ rief ich, ‚und wage nicht ihn anzurühren. Soll er verenden, wie es ihm gemäß ist.‘

Er begann zwar nicht zu streiten, vollführte aber mit seiner gewöhnlichen, völlig unerschütterlichen Ruhe einen ganz unerwarteten Streich. Schweigend steckte er seine Peitsche vor dem Schlitten in den Schnee, machte einen Hund nach dem andern los und ließ sie frei. Die ausgehungerten Köter vergaßen augenblicks ihre Erschöpfung. Sie winselten, bellten dumpf auf, stürzten als geschlossenes Rudel in einer Richtung davon und waren im nächsten Augenblick im Walde

hinter der weiten Ebene verschwunden. All dies war so schnell vor sich gegangen wie im Märchen von Ilja Murometz, wo es heißt: ‚Wie sich Ilja aufs Roß setzte, sahen ihn alle, aber wie er zu reiten begann, sah ihn niemand mehr.‘ Unsere bewegende Kraft hatte uns verlassen. Wir waren ohne Zugtiere. Von unseren zwölf, vor kurzem noch so strammen Hunden war nur einer bei uns zurückgeblieben; er lag in den letzten Zügen und wälzte sich zu unseren Füßen in seinem Geschirr.

Der Wilde stand bei diesem Anblick auf seine Peitsche gestützt da und schaute sich mit derselben Teilnahmslosigkeit auf die Füße.

‚Warum hast du das getan?‘ schrie ich.

‚Hab sie frei gelassen, Väterchen.‘

‚Das sehe ich, daß du sie freigelassen hast. Kommen sie denn wieder zurück?‘

‚Nein, Väterchen, sie kommen nicht zurück. Sie verwildern.‘

‚Warum denn, warum hast du sie losgelassen?‘

‚Sie wollen fressen, Väterchen. Sollen sie sich Tiere fangen, werden sie fressen.‘

‚Und was werden wir beide fressen?‘

‚Nichts, Väterchen.‘

‚Ach, du Ungeheuer!‘

Er verstand mich offenbar nicht, denn er antwortete mir nicht, sondern steckte seine Peitsche in den Schnee und ging fort. Keiner hätte erraten können, wohin und warum er sich von mir entfernte. Ich rief ihm nach, bat ihn zurückzukommen, doch er sagte nur,

indem er mich mit seinem stumpfen Blick anschaute: ‚Sei still, Väterchen' und schritt weiter. Bald war er hinterm Waldrand verschwunden, und ich blieb allein, mutterseelenallein.

Ich brauche Ihnen wohl nicht lange zu schildern, wie schrecklich meine Lage war. Vielleicht verstehen Sie das ganze Grauen am besten daraus, daß ich an nichts anderes dachte als an die Tatsache, daß ich hungrig war, daß mich gelüstete — nicht zu essen, im menschlichen Sinn eines Wunsches nach Nahrung — nein zu fressen wie ein hungriger Wolf. Ich zog meine Uhr hervor, drückte auf den Knopf und ward von einer neuen Überraschung getroffen. Meine Uhr stand, was noch niemals vorgekommen war. Mit zitternden Fingern steckte ich den Schlüssel hinein und merkte, daß sie deshalb stand, weil das Werk abgelaufen war. Und sie pflegte rund zweimal vierundzwanzig Stunden bei einmaligem Aufziehen zu gehen. Dies besagte mir, daß wir bei dem Nächtigen im Schnee mehr als zwei Tage in unserm Eisgrab gelegen hatten. Wieviel waren es gewesen? Vielleicht zwei, vielleicht drei? Ich wunderte mich nicht länger, daß ich solch quälendes Hungergefühl hatte. . . . Ich hatte ja zumindest drei Tage nichts mehr gegessen, und als ich mir das vorstellte, fühlte ich meinen marternden Hunger noch viel grausamer.

‚Essen, irgendwas essen! Unreines, Ekelhaftes, nur essen! Das war alles, was ich dachte, während ich meine Blicke voll unerträglicher Qual umherschweifen ließ.

9

Wir standen auf einer niederen Anhöhe. Hinter uns dehnte sich die riesige, uferlose Steppe, vor uns war ihre unendliche Fortsetzung. Zur Rechten zeichneten sich eine verschneite Niederung und ein Hügel ab, hinter dem fern am Horizont ein Waldstreif blaute, wohin unsere Hunde verschwunden waren. Zur Linken zog sich ein anderer Waldrand hin, an dem wir entlang gefahren waren, ehe unsere Beschirrung in die Binsen gegangen war. Wir selbst standen gerade unterhalb eines großen Schneeberges, der offenbar auf einem hohen, mit himmelragenden Rot- und Weißtannen bedeckten Hügel zusammengeweht war. Von Hunger gepeinigt wurde ich allmählich starr, während ich auf dem Schlittenrand saß. Da ich meiner Umgebung keinerlei Beachtung schenkte, merkte ich nicht, wie mein Wilder plötzlich wieder neben mir war. Ich hatte ihn weder kommen sehen, noch gespürt, wie er sich schweigend neben mich gesetzt hatte. Als ich jetzt auf ihn aufmerksam wurde, saß er da, die Peitsche an die Knie gelehnt und die Hände hinter seine warme Unterjacke aus Renntierpelz gesteckt. Keine Linie seines Gesichtes war verändert, kein Muskel bewegte sich, und seine Augen drückten nichts als stumpfe, stille Fügsamkeit aus.

Ich blickte ihn an, ohne ihn nach etwas zu fragen. Wie bisher begann er auch jetzt nicht als erster zu sprechen. So kam die Dämmerung, und so blieben wir die unendlich lange Nacht nebeneinander sitzen, ohne daß einer zum andern ein Wort gesagt hätte.

Doch kaum begann es am Himmel leicht zu grauen, als der Wilde still vom Schlitten aufstand, die Hände tiefer im Unterkleid hinter der Brust vergrub und abermals am Waldrand entlang davonschritt. Lange Zeit kam er nicht zurück. Ich sah eine ganze Weile, wie er umherstreifte und immer wieder stehen blieb. Er schaute dann lange, lange die Bäume ab und ging wieder weiter. Schließlich entschwand er meinen Blicken. Plötzlich kehrte er jedoch ebenso still und ohne Erregung wieder zurück, kroch sofort nach seiner Ankunft unter den Schlitten und begann dort irgend etwas zusammenzufügen oder zu lösen.

‚Was tust du dort?' fragte ich und machte dabei die unangenehme Entdeckung, daß mir die Stimme eingeschlafen und sich sogar vollkommen verändert hatte, während mein Wilder wie immer sprach, das heißt abgerissen und die Laute verschluckend.

‚Die Schneeschuhe hole ich mir, Väterchen.'

‚Die Schneeschuhe!' schrie ich entsetzt und verstand erst jetzt die volle Bedeutung des Wortes ‚Schneeschuhe'. ‚Warum holst du die Schneeschuhe hervor?'

‚Ich laufe gleich weg.'

Ach du Räuber! dachte ich mir. ‚Wohin willst du denn laufen?'

‚Nach rechts will ich laufen, Väterchen.'

‚Warum denn dorthin?'

‚Ich will dir was zum Fressen bringen.'

‚Du lügst!' rief ich. ‚Du willst mich hier sitzen lassen.'

Ohne sich im mindesten aufzuregen, antwortete er: ‚Nein, ich will dir was zu fressen bringen.'

‚Wo willst du mir denn was zu fressen holen?'
‚Weiß noch nicht, Väterchen.'
‚Weißt du denn nicht, wohin du läufst?'
‚Nach rechts.'
‚Wer ist denn dort zur Rechten?'
‚Weiß nicht, Väterchen.'
‚Wenn du es nicht weißt, warum läufst du dann hin?'
‚Habe ein Zeichen gefunden, dort ist eine Behausung.'
‚Du lügst, mein Lieber,' sagte ich, ‚du willst mich nur allein hier im Stich lassen.'
‚Nein, ich bringe was zu fressen.'
‚Nun genug, lüge lieber nicht, geh wohin du willst.'
‚Warum sollte ich lügen, Väterchen, lügen ist nicht gut.'
‚Ganz und gar nicht gut, Bruder, aber du lügst!'
‚Nein, Väterchen, ich lüge nicht! Kommt mit, ich zeige dir das Merkzeichen.'
Nachdem er Schneeschuhe und Peitsche zusammengebunden hatte, zog er sie hinter sich her, führte mich an der Hand zu einem Baume und fragte: ‚Siehst du, Väterchen?'
‚Gewiß,' sagte ich, ‚einen Baum sehe ich, weiter nichts.'
‚Und siehst du dort an dem großen Ast den Zweig über dem Zweig?'
‚Nun, was ist das schon? Ich sehe einen Zweig, sicher hat ihn der Wind dorthin geworfen.'
‚Was für ein Wind, Väterchen? Nein, das war

nicht der Wind, sondern ein guter Mensch hat ihn dorthin gehängt — in dieser Richtung befindet sich eine Jurte.‘

Nun, es war ganz offensichtlich, daß er mich entweder bewußt täuschte oder sich selbst einem Trug hingab. Aber was sollte ich tun? Mit Gewalt konnte ich ihn nicht zurückhalten, und warum hätte ich ihn auch zurückhalten sollen? War es nicht ganz gleich, ob einer allein oder ob wir zu zweit vor Kälte und Hunger starben? Mochte er davonlaufen und sich retten, wenn er die Möglichkeit hatte. Und ich sprach zu ihm wie ein Mönch: ‚Rette dich, Bruder!‘ ‚Danke, Väterchen!‘ antwortete er ruhig, und bei diesen Worten befestigte er die Schneeschuhe an den Füßen, legte die Peitsche über die Schulter, scharrte einmal mit dem Fuß, scharrte ein zweites Mal und lief davon. Nach einer Minute war nichts mehr von ihm zu sehen. Ich blieb allein, ganz allein mitten im Schnee, in der Kälte und schon ganz entkräftet von dem marternden Hunger.

10

Den kurzen sibirischen Wintertag schlenderte ich um den Schlitten herum. Bald setzte ich mich hin, bald stand ich wieder auf, wenn die Kälte weher tat als die unerträglichen Hungerqualen. Ich ging natürlich ganz behutsam, weil ich keine Kräfte mehr hatte, und weil man von starker Bewegung schneller müde und dann noch eher kalt wird.

Während ich in der Nähe des Platzes, wo mich mein Wilder zurückgelassen hatte, umherstreifte, begab ich mich auch mehr als einmal zu dem Baum, an dem er mir den Weg weisenden Zweig gezeigt hatte. Ich betrachtete ihn angelegentlich und kam immer mehr zu der Überzeugung, daß dies einfach ein durch den Wind von einem andern Baum hierher geworfener Zweig sei.

‚Getäuscht,' sagte ich mir, ‚getäuscht hat er mich, und das ist ihm auch nicht zur Sünde anzurechnen. Warum sollte er mit mir zugrunde gehen, ohne daß er mir damit hätte etwas nützen können!'

Muß ich Ihnen erzählen, wie schwer und qualvoll lang mir dieser kurze Tag vorkam? Ich glaubte nicht mehr an die Möglichkeit einer Rettung und erwartete den Tod. Doch wo blieb er? Warum zögerte er und hatte noch immer kein Mitleid mit mir? Wie lange sollte ich noch leiden, bis er mich umarmte und meine Qualen stillte? . . . Bald begann ich die Beobachtung zu machen, daß mein Sehvermögen von Zeit zu Zeit versagte. Mit einem Male schienen alle Gegenstände zusammenzufließen und in einem grauen Dunst unterzugehen, doch dann bekamen sie plötzlich und unerwartet ihre Klarheit wieder. . . . Dies schien einfach von der Müdigkeit zu kommen, aber ich weiß nicht, welche Rolle dabei der Wechsel in der Beleuchtung spielte. Kaum verändert sich das Licht, so wird alles von neuem sichtbar, und zwar sehr klar und fern, doch dann verdunkelt sich abermals die Welt. Eine Stunde bevor

die Sonne hinter den fernen Hügeln verschwand übergoß sie die schneebedeckten Flächen mit einem seltsam reinen, rosigen Licht. So pflegt es dort vor Einbruch des Abends zu sein. Gleich danach verschwindet die Sonne rasch, und die Rosenfarbe geht in das wunderbarste Blau über. So war es auch jetzt. Rings um mich war alles von einem blauen Schein wie von Saphirstaub überschüttet. Wo eine Rinne, eine Fußspur sich befand oder wo man mit dem Stock in den Schnee gestoßen hatte, überall dort ballte sich gleichsam ein blaugrauer Dampf. Nachdem dies Spiel eine kleine Weile gedauert hatte, wurde alles farblos. Es war, als wenn man eine Schale über die Steppe gestülpt hätte. Noch einmal ein heller Schein, dann ist endgültig alles grau in grau. Als bei dieser letzten Veränderung auch das wundervolle blaue Licht verschwand und augenblicklich Dunkelheit hereinbrach, begannen sich meinen müden Augen in dem grauen Dunst verschiedene höchst seltsame Steppenzauber darzustellen. Alle Gegenstände fingen an, unglaubliche, riesenhafte Ausmaße und Umrisse anzunehmen. Unser Schlitten ragte wie ein Schiffsrumpf in die Höhe, der mit Reif bedeckte tote Hund glich einem schlafenden Eisbären, und die Bäume schienen lebendig zu werden und begannen von einem Ort zum andern zu gehen. Und all dies war so lebendig und interessant, daß ich trotz meiner traurigen Lage bereit gewesen wäre, alles genau in Augenschein zu nehmen, wenn nicht ein seltsamer Umstand mich von meinem Beobachten

abgelenkt hätte. Er setzte mich in neuen Schrecken, rief jedoch zugleich damit den Selbsterhaltungstrieb in mir wach. Vor meinen Augen huschte fern im Halbdunkel etwas vorbei wie ein dunkler Pfeil, dem ein zweiter, ein dritter folgte. Gleich danach durchhallte ein langgezogenes, klagendes Geheul die Luft.

Blitzschnell vergegenwärtigte ich mir, daß dies entweder Wölfe seien oder unsere freigelassenen Hunde, die wahrscheinlich nichts Eßbares gefunden und kein Tier zur Strecke gebracht hatten und sich nun von Hunger gepeinigt ihres krepierten Gefährten entsannen und an seinen Leichnam halten wollten. Ob nun das eine oder das andere richtig war, ob es ausgehungerte Hunde oder Wölfe waren, auf jeden Fall würden sie meiner Hochwürdigkeit keinen Pardon geben. Obwohl es mir verstandesgemäß lieber hätte sein sollen, auf einmal zerrissen zu werden, als eines langsamen Hungertodes zu sterben, so packte mich doch der Selbsterhaltungstrieb und ich erklomm mit einer Behendigkeit und Schnelligkeit, wie ich sie — ich muß es offen gestehen — nie an mir kennen gelernt hatte und nie von mir erwartet hatte, in meinem schweren Kostüm wie ein Eichhörnchen die höchste Spitze eines Baumes und kam erst zur Besinnung, als es höher nicht mehr ging. Vor mir eröffnete sich die ganze Unermeßlichkeit des Schnees und des wie verdickter Schaum aussehenden Himmels, von dem aus fernem undurchdringlichen Dunst rötliche, strahlenlose Sterne herabschimmerten. Während ich dies alles überblickte,

fand unter mir, direkt an der Wurzel meines Baumes, ein tolles Gemetzel statt. Reißen, Stöhnen, abermals eine Rauferei und abermals Stöhnen, und nun huschten wieder einzelne Pfeile durch das Dunkel. Plötzlich wurde alles still, als ob nie etwas geschehen wäre. Es trat eine so lautlose Stille ein, daß ich meinen eigenen Puls in mir und meinen Atem vernahm. Er raschelte wie Heu, und wenn ich die Luft stark einsog, dann war es, als ob ein elektrischer Funke leise in der unerträglich dünnen eisigen Luft knackte. Sie war so trocken und so kalt, daß sogar meine Barthaare durch und durch froren, wie Drähte auseinander standen und abbrachen. Sogar jetzt noch überläuft mich ein Gruseln bei der Erinnerung an jenes Geschehnis, an das mich meine seit jener Nacht unbrauchbar gewordenen Füße stets gemahnen. Unten war es vielleicht etwas wärmer, aber vielleicht auch nicht. Ich war jedenfalls mißtrauisch, ob sich dort der Überfall der Räuber nicht wiederholen würde, und entschloß mich, bis zum Morgen nicht vom Baum herunterzugehen. Es war nicht schrecklicher als mit meinem übelriechenden Gefährten unterm Schnee begraben zu liegen, und was konnte überhaupt schrecklicher sein als meine augenblickliche Lage? Ich wählte mir nur eine möglichst auseinanderragende Verzweigung, in der ich wie in einem ziemlich bequemen Sessel saß, so daß ich nicht herabfallen konnte, auch wenn ich einschlafen sollte. Zur größeren Sicherheit umklammerte ich außerdem noch einen Ast mit den Armen und steckte dann beide

Hände tief unter das Unterkleid aus Renntierpelz. Meine Stellung war gut gewählt und sicher. Ich saß da wie ein angefrorener alter Uhu, dem ich wahrscheinlich auch in meinem Äußeren glich. Meine Uhr ging schon längst nicht mehr, doch konnte ich von meinem Platze aus den Orion und die Plejaden ausgezeichnet sehen. Nach dieser Himmelsuhr konnte ich jetzt die Zeit meiner Qualen berechnen. Damit beschäftigte ich mich denn auch. Zuerst rechnete ich mir annähernd die richtige Minute aus, und dann schaute ich einfach ohne jeden Zweck solange auf diese seltsamen Sterne zu dem vollkommen schwarzen Himmel empor, bis sie schwächer leuchteten, ihr Gold zu Kupferfarbe wurde, und sie schließlich ganz dunkel wurden und verloschen.

Der gleich graue, freudlose Morgen wie immer begann. Meine nach den Plejaden gestellte Uhr zeigte neun. Mein Hunger wurde immer grausamer und quälte mich unglaublich. Ich spürte den peinigenden Duft von Speisen schon nicht mehr und hatte keine Erinnerung an den Geschmack von Getränken, sondern mir tat der Hunger bloß noch weh. Mein leerer Magen, den es wie einen Strick zusammendrehte und rollte, verursachte mir unerträgliche Qualen.

Ohne jede Hoffnung, etwas Eßbares zu finden, ließ ich mich vom Baume herab und begann umherzugehen. An einer Stelle hob ich einen Tannenzapfen vom Schnee auf. Zuerst meinte ich, es sei ein Zedernzapfen, der Nüsse enthalte, doch es erwies sich, daß er ein ganz gewöhnlicher Tannenzapfen war. Ich

brach ihn auseinander, klaubte ein Kernchen hervor und schluckte es hinunter. Der Harzgeschmack war jedoch so widerwärtig, daß auch der leere Magen dieses Korn nicht annahm und meine Schmerzen dadurch nur noch stärker wurden. In diesem Augenblick bemerkte ich, daß neben unserm umgeworfenen Schlitten eine Menge frischer Spuren nach verschiedenen Richtungen führte, und daß unser verendeter Hund verschwunden war. Nach ihm war nunmehr offenbar mein Leichnam an der Reihe; die gleichen Wölfe würden um seinetwillen angerannt kommen und ihn ebenso schnell und raubgierig unter sich teilen. Nur wann wird es geschehen? Soll es wirklich noch vierundzwanzig Stunden dauern? Mehr etwa? Nein, unmöglich. Ich entsann mich eines fanatischen Anhängers einer altgläubigen Selbstmördersekte, der zu Christi Ruhm durch Verhungern sein Leben geendet hatte. Er hatte den Mut, die Tage seiner Qual zu notieren, und zählte ihrer neun. . . . Schrecklich! Doch jener hungerte im Warmen, während ich mich dieser Prozedur in bitterer Kälte unterzog. Das war selbstverständlich ein gewaltiger Unterschied. Meine Kräfte verließen mich vollends. Ich konnte mich schon nicht mehr durch Bewegung erwärmen und setzte mich auf den Schlitten. Sogar das Bewußtsein meines Schicksals schwand mir. Ich spürte auf meinen Lidern den Schatten des Todes und war nur darüber betrübt, daß er mich so langsam auf den Weg brachte, von dem es keine Rückkehr gibt. Sie werden verstehen, daß ich aufrichtig wünschte, aus dieser Eis-

wüste in das ewige Haus aller lebenden Wesen einzugehen, und daß ich durchaus nicht bedauerte, mir hier in dieser Frostnacht mein Todesbett aufstellen zu müssen. Meine Gedankenkette war zerrissen, der Krug war zerbrochen und das Rad überm Schöpfbrunnen war hinuntergefallen. Ich vermochte weder Gedanken noch selbst einen Anruf des Himmels in den allergewöhnlichsten Formen zu schöpfen, es hatte keinen Zweck, und es war nirgendwo etwas da, womit ich hätte schöpfen können. Als mir dies bewußt wurde, seufzte ich tief auf.

‚Himmlischer Vater! Ich kann Dir nicht einmal beichten. Aber Du hast selbst meine Lampe von ihrem Platze verrückt, so stehe auch selbst für mich vor Dir ein!'

Das war das ganze Gebet, zu dem mein Verstand fähig war. Wie der Tag danach verlief, weiß ich nicht mehr. Ich kann allerdings mit Sicherheit annehmen, daß er genau so war wie der vorangegangene. Es schien mir nur, als ob ich an diesem Tage unweit von mir zwei lebende Wesen gesehen hätte, und als ob es zwei Vögel gewesen wären. Sie kamen mir an Wuchs und Gestalt wie Elstern vor, glichen jedoch mit ihrem häßlichen, zerzausten Gefieder Eulen. Kurz vor Sonnenuntergang waren sie von einem Baume auf den Schnee herabgeflogen, etwas hin und her gelaufen und wieder davongeflogen. Aber vielleicht war dies alles auch nur ein Produkt meiner Todesphantasien gewesen. Indessen sah ich die beiden Vögel so lebendig vor mir, daß

ich ihrem Fluge folgte und bemerkte, wie sie irgendwo in weiter Ferne verschwanden und sich gleichsam in Nichts auflösten. Als meine übermüdeten Augen bis zu dieser Stelle gekommen waren, blieben sie stehen und mein Blick erstarrte. Können Sie sich das vorstellen? — plötzlich wurde ich in dieser Richtung auf einen höchst seltsamen Punkt aufmerksam, der früher nicht dagewesen zu sein schien. Außerdem kam es mir vor, als ob er sich bewege, wenn es auch so unmerklich geschah, daß man seine Bewegung besser mit dem inneren Gefühl als mit den Augen wahrnehmen konnte. Ich war jedoch fest überzeugt, daß er sich bewegte.

Die Hoffnung gerettet zu werden erhob ihre Stimme in mir, und alle meine Qualen waren nicht imstande, sie zu überschreien und zu ersticken. Der Punkt wurde immer größer und klarer. Er zeichnete sich jetzt deutlicher von dem wundervoll zartrosigen Grunde ab. Ich wußte nicht, ob dies ein Wunder war, das an diesem öden Platze bei so launenhafter Beleuchtung durchaus möglich war, oder ob in der Tat ein lebendiges Wesen auf mich zueilte. Auf jeden Fall flog es mir geradezu entgegen. Ich sage mit Bedacht nicht: es ging, nein, es flog. Ich sah, wie es einen Umriß annahm, unterschied schließlich eine Gestalt, sah Füße an ihr, sah, wie einer nach dem andern über den Schnee rutschte . . . und gleich danach schlug meine Freude wieder in Verzweiflung um. Jawohl, das war kein Wunder, ich sah es deutlich, doch dafür war es auch kein Mensch und ebensowenig ein Tier. Überhaupt gab es wohl auf Erden kein einziges

lebendes Wesen, das dieser zauberischen, phantastischen Erscheinung ähnlich gewesen wäre, die sich auf mich zubewegte und sich aus dem Farbenspiel der gefrorenen Atmosphäre gleichsam verdichtete, kompakt wurde oder, wie die Herren Spiritisten heute sagen, ‚sich materialisierte'. Entweder täuschten mich mein Blick und meine Einbildung, oder, was einer auch sagen mochte, das war ein Geist. Was für einer? Wer bist du? War es vielleicht mein Pater Kiriak, der mir aus dem Totenreich entgegeneilte.... Vielleicht waren wir beide schon dort?... Hatte ich wirklich schon den Übergang vollendet? Wie gut! Wie interessant war dieser Geist, dieser mein neuer Mitbürger in einem neuen Leben! Ich werde ihn Ihnen so gut ich kann beschreiben. Was auf mich zuflog, war eine geflügelte, gigantische Gestalt, die von Kopf bis zu den Fersen in ein Gewand aus silbernem Brokat gekleidet und von einem Funkenkranz umhüllt war. Auf dem Haupte befand sich ein riesiger, fast einen Faden großer Kopfputz, der ein Feuer ausstrahlte, als ob er dicht mit Brillanten übersät oder als ob er eine aus lauter Brillanten bestehende Mitra wäre.... Alles war wie bei einem mit reichem Schmuck behängten indischen Idol, und zur Vervollständigung dieses Vergleichs mit einem Idol und seiner phantastischen Erscheinung sprühten unter den Füßen meines wundersamen Besuchers Funken von Silberstaub hervor, auf dem er wie auf einer leichten Wolke dahingetragen wurde und zumindest dem mythologischen Hermes glich.

Während ich diesen seltsamen Geist genau betrachtete, kam er immer näher und näher. Schließlich war er dicht neben mir. Noch ein Augenblick, und nun übersprühte er mich von oben bis unten mit Schneestaub. Dann steckte er seinen Zauberstab vor mir in den Schnee und schrie: ‚Sei gegrüßt, Väterchen!'

Ich traute meinen Augen und Ohren nicht. Der wunderbare Geist war natürlich er, mein Wilder! Ich konnte jetzt nicht länger mehr daran zweifeln. Da unter seinen Füßen befanden sich dieselben Schneeschuhe, auf denen er davongelaufen war, über dem Rücken hing ihm ein zweites Paar. Vor mir im Schnee stak seine Peitsche, und auf den Armen trug er ein ganzes Bärenhinterviertel mitsamt dem Fell und der Tatze mit Klauen. Doch womit war er angetan, in was hatte er sich verwandelt?

Ohne auf eine Beantwortung seines Grußes von mir zu warten, hielt er mir die Bärenkeule ans Gesicht und brüllte: ‚Friß, Väterchen!' Er selbst setzte sich auf den Schlitten und begann die Schneeschuhe abzuschnallen.

11

Ich fiel über die Keule her, riß ein Stück Fleisch herunter und saugte den Saft aus. Während ich mich bemühte, meinen quälenden Hunger zu stillen, betrachtete ich meinen Retter.

Ich konnte absolut nicht erkennen, was das für ein hoher Putz auf seinem Kopfe war, der noch

immer so wunderbar glänzte wie zuvor, und sagte: ‚Höre, was hast du denn auf dem Kopfe?‘

‚Das kommt daher, daß du mir kein Geld gegeben hast‘, gab er zur Antwort.

Ich muß gestehen, daß ich nicht ganz verstand, was er damit sagen wollte, doch als ich ihn aufmerksamer betrachtete, entdeckte ich, daß sein hoher brillantenfunkelnder Kopfputz nichts anderes war als seine eigenen langen Haare. Sie waren voller Schneestaub und durch die sausende Fahrt wie eine Garbe zusammengefroren.

‚Aber wo hast du denn deine Pelzmütze?‘

‚Weggeworfen.‘

‚Warum?‘

‚Weil du mir kein Geld gegeben hast.‘

‚Nun,‘ meinte ich, ‚ich habe wirklich vergessen, dir Geld zu geben, das war schlecht von mir, aber was ist denn das für ein grausamer Mensch, dieser Besitzer der Jurte, daß er dir nicht vertraut und dir bei solcher Kälte die Mütze genommen hat?‘

‚Mir hat niemand die Mütze genommen.‘

‚Na, wie war's denn dann?‘

‚Ich habe sie selbst dagelassen!‘

Und er erzählte mir, daß er in der Richtung des Zeichens den ganzen Tag gelaufen sei und die Jurte auch wirklich gefunden habe. In der Hütte lag ein Bär; der Besitzer war jedoch nicht anwesend.

‚Nun?‘

‚Dachte, das Warten würde dir zu lange, Väterchen, würdest verenden.‘

‚Nun?‘

‚Ich erschlug den Bären, nahm die Keule und lief zurück. Dem Besitzer legte ich die Mütze hin.‘

‚Warum?‘

‚Damit er nicht schlecht von mir denkt, Väterchen.‘

‚Ja, kennt dich denn der Besitzer?‘

‚Der nicht, Väterchen, aber ein anderer kennt mich.‘

‚Welcher andere?‘

‚Der Herr, der von oben herunterschaut.‘

‚Hm! Der von oben herunterschaut? . . .‘

‚Gewiß, Väterchen. Er sieht doch alles, Väterchen.‘

‚Er sieht, Brüderchen, Er sieht.‘

‚Wie denn, Väterchen? Er hat den nicht lieb, der schlecht gehandelt hat, Väterchen.‘

Die Betrachtung kam derjenigen sehr nahe, die der Heilige Sirin einer Buhlerin gegenüber geäußert hat, die ihn verführen wollte und in ihr Haus gelockt hatte. Er forderte sie auf, vor allem Volke auf dem Marktplatz mit ihm zu buhlen. Doch jene erwiderte: ‚Dort geht es nicht, dort sehen es die Leute.‘ Er aber meinte: Auf die Leute käme es gar nicht so sehr an, wenn nur Gott uns nicht sehen würde. ‚Nein, laß, trennen wir uns lieber.‘

‚Nun, Bruder,‘ dachte ich, ‚auch du wandelst nicht weit vom Himmelreich.‘ Während der kurzen Zeit, wo ich über ihn nachsann, hatte er sich in den Schnee gewälzt.

‚Gute Nacht, Väterchen,‘ sagte er, ‚friß, ich will schlafen.‘

Und schon begann er zu schnarchen wie ein Riese.

Es war bereits dunkel. Abermals breitete sich der schwarze Himmel über uns und an ihm funkelten wie diamantene Splitter in der Steinkohle die klaren Sterne.

Ich hatte mich bereits ein wenig gesättigt, das heißt ich hatte einige Bissen von dem saftigen Fleisch hinuntergeschluckt. Mit der Bärenkeule auf den Armen stand ich vor dem schlafenden Wilden und fragte mich: ‚Welch rätselhafte Pilgerschaft legt dieser reine, große Geist in diesem plumpen Leib und in dieser schrecklichen Wüste zurück? Warum ist er hier und nicht in den von der Natur gesegneten Ländern Fleisch geworden? Warum ist sein Verstand so beschränkt, daß er ihm den Schöpfer nicht in einem umfassenderen und klareren Begriff enthüllt? Und weshalb, o Gott, ist er der Möglichkeit beraubt, Dir für seine Erleuchtung mit dem Licht Deines Evangeliums zu danken? Warum habe ich nicht die Mittel in der Hand, ihn durch eine neue feierliche Geburt zu einem Diener Deines Sohnes Jesus Christus zu erwecken? Dein Wille aber bestimme über all das. Wenn Du ihn in diesem seinem traurigen Zustand durch ein wunderbares Licht von oben herab belehrst, dann glaube ich, daß solche Erleuchtung seines Verstandes Deine Gabe ist. Herr mein Gott, zeige mir, was ich tun soll, um Dich nicht zu erzürnen und diesen meinen Aufrichtigen nicht zu beleidigen?‘

Ich war so in meinen Gedanken versunken, daß ich kaum merkte, wie der Himmel plötzlich aufflammte, ent-

brannte und uns mit zauberischem Licht übergoß. Alles nahm wieder riesige, phantastische Ausmaße an, und mein schlafender Erretter kam mir vor wie ein mächtiger verzauberter sagenhafter Recke. Ich beugte mich zu ihm nieder und begann ihn zu betrachten, als ob ich ihn nie zuvor gesehen hätte. Und was soll ich Ihnen sagen? Er erschien mir herrlich. Er dünkte mich der, auf dessen Nacken die Kraft wohnt, dessen sterblicher Fuß den Weg geht, den die Raubvögel nicht kennen, und vor dem das Grauen flieht, das mich bis zur Ohnmacht zermürbt und mich in meinen eigenen Absichten wie in einem Netz gefangen hatte. Dürftig war seine Sprache, doch dafür konnte er mit einer Lippenbewegung ein trauriges Herze trösten, und sein Wort war ein Funke in der Bewegung seines Herzens. Wie wohlberedt war seine Güte! Wer entschloß sich, ihn zu betrüben? . . . Ich jedenfalls nicht. Nein, solange ein Gott lebte, Der um seinetwillen meine Seele in Betrübnis versetzt hatte, ich würde es nicht sein. Möge mir die Schulter vom Rücken fallen, möge meine Hand von meinem Arm gebrochen werden, ehe ich sie gegen diesen Armen und gegen sein armes Geschlecht erhöbe. Verzeih mir, frommer Augustinus, ich war schon damals nicht mit dir einverstanden und stimme auch heute nicht mit dir überein, daß ‚die höchsten heidnischen Tugenden nur verborgene Laster sind'. Nein. Dieser, der mein Leben gerettet hatte, tat es lediglich aus Güte, selbstverleugnendem Mitleid und Edelmut. Ohne Petri apostolisches Testament zu kennen, ‚litt

er um meinetwillen (seines Widersachers) Qualen und brachte seine Seele zum Opfer'. Er warf seine Mütze weg und lief einen Tag lang in einer Eiskappe umher, sicher nicht allein durch das natürliche Gefühl des Mitleids zu mir bewegt, sondern auch weil er im Besitze der religio war, die eben so teuer ist wie die Wiedervereinigung mit dem Herrn, ‚Der von oben herabschaut!' Was sollte ich nun mit ihm tun? Sollte ich ihm diese Religion nehmen und zerschlagen, wenn ich der Möglichkeit beraubt war, ihm eine andere, bessere und süßere zu geben, und wenn es mir unmöglich war, ihm Taten vorzuweisen, die ihn für uns einnahmen? Sollte ich ihn vielleicht durch Furcht zwingen oder durch den Vorteil des Schutzes verlocken? Niemals, und er wird sich auch nicht beschneiden lassen wie Hemor und Sichem es taten um Jakobs Töchter und Rinder willen! Die mit Hilfe des Glaubens erworbenen Töchter und Rinder bringen nicht den Glauben, sondern bloß Töchter und Rinder ein, und das Speiseopfer von ihren Händen wird Dir sein wie Schweineblut. Und wie soll ich ihn erziehen, ihn erleuchten, wenn ich keine Mittel habe und alles wie absichtlich so eingerichtet ist, daß sie sich nicht in meinen Händen befinden? Nein, wirklich, mein Kiriak hat recht: hier ist ein Siegel, das eine unfreie Hand nicht lösen kann, und wohl tat mir der Gedanke an den Rat des Propheten Awwakum: ‚Wenn einer zögert, habe Geduld mit ihm, denn Er wird kommen und nicht zögern.' Wohlan, komme,

Christus, wohlan, steige selbst in dieses reine Herz, in diese friedfertige Seele. Doch solange Du zögerst, solange willst Du es nicht. . . . Mögen ihm diese Schneeblöcke seiner Täler lieb werden, möge er zu seiner Zeit enden, indem er sein Leben abwirft wie der Strauch die ausgereifte Beere, wie die wilde Olive ihre Blüte . . . aber mir steht es nicht an, ihm einen Klotz ans Bein zu binden und seiner Spur zu folgen, da Du selbst mit Deinem Finger das Gesetz der Liebe in sein Herz geschrieben und ihn vor Werken des Zorns behütet hast. Himmlischer Vater, teile Dich dem mit, der Dich liebt, und nicht dem, der Dich erforscht, und sei in alle Ewigkeit dafür gepriesen, daß Deine Güte mir und ihm und jedem nach seiner Weise gestattet, Deinen Willen zu erfüllen. Kein Zwiespalt ist länger mehr in meinem Herzen. Ich glaube, daß Du Dich ihm enthüllt hast, wie es ihm nötig ist, und daß er Dich kennt, wie alle Welt Dich kennt:

Largior hic campos aether et lumine vestit
Purpureo, solemque suum, sua sidera norunt!

Die Worte des alten Virgils kamen mir in den Sinn und ich neigte mich zu Häupten meines Wilden mit dem Gesicht bis zur Erde hernieder und segnete ihn, auf den Knien liegend. Nachdem ich über seine gefrorenen Haare mein Gewand gebreitet, legte ich mich neben ihm nieder und schlief, als wenn ich vom Todesengel umarmt in den Schlaf gesunken wäre.

12

Muß ich Ihnen den Schluß erzählen? Er ist nicht weiser als der Anfang.

Als wir erwacht waren, befestigte der Wilde die von ihm mitgebrachten Schneeschuhe an meinen Füßen, hieb mir einen Stecken zurecht, drückte ihn mir in die Hand und lehrte mich ihn zu halten. Dann band er mir einen Strick um den Leib, packte ihn beim andern Ende und zog mich hinter sich her.

Sie fragen wohin? Vor allem zur Jurte, um das Bärenfleisch zu bezahlen. Dort hofften wir Hunde zu bekommen und weiterfahren zu können. Doch wir gelangten nicht dorthin, wohin ich in meiner Unerfahrenheit anfangs zu fahren gedacht hatte. In der dunstigen Jurte unseres Gläubigers erwartete mich noch eine Lehre, die für meine ganze folgende Tätigkeit eine sehr bestimmte Bedeutung haben sollte. Die Sache bestand darin, daß der Hausherr, dem mein Wilder die Mütze dagelassen hatte, damals durchaus nicht auf der Jagd gewesen war, als mein Retter zu ihm kam, sondern daß er sich um meinen Kiriak bekümmert hatte, den er aufgefunden. Kiriak war von seinem getauften Führer mitten in der Einöde im Stich gelassen worden. Ja, meine Herren, dort in der Jurte neben dem trüben, qualmenden Feuer fand ich meinen ehrsamen Greis wieder, und in welch schrecklichem, herzzerreißendem Zustand! Er war vollkommen erfroren. Man hatte ihn mit irgend etwas eingeschmiert, und er war noch am Leben. Der fürchterliche Geruch

jedoch, der mir entgegenschlug, als ich mich Kiriak näherte, sagte mir, daß der Geist, der dieses Haus gehütet hatte, im Schwinden war. Ich hob die ihn bedeckenden Renntierpelze auf und schauderte zurück. An seinen Beinen hatte sich infolge des Brandes alles Fleisch von den Knochen gelöst. Kiriak konnte jedoch noch sehen und sprechen. Als er mich erkannte, murmelte er: ‚Sei gegrüßt, Eminenz!‘

Unsäglich erschrocken schaute ich ihn an und fand keine Worte.

‚Ich habe auf dich gewartet, und da bist du auch gekommen. Nun, Gott sei Dank! Hast du die Steppe gesehen? Wie ist sie dir vorgekommen? ... Macht nichts, — du wirst leben, wirst Erfahrung haben.‘

‚Verzeihe mir, Pater Kiriak,‘ sagte ich, ‚daß ich dich hierher geführt habe.‘

‚Genug, Eminenz. Gesegnet sei deine Fahrt in dieses Land. Du hast Erfahrung gesammelt und wirst weiterleben. Mir aber gib schnell das Abendmahl.‘

‚Gut,‘ sagte ich, ‚sofort. Wo sind denn die heiligen Gaben, du hattest sie doch bei dir?‘

‚Sie waren bei mir,‘ antwortete er, ‚doch sie sind's nicht mehr.‘

‚Wo sind sie denn?‘

‚Der Wilde hat sie gegessen.‘

‚Was sagst du?‘

‚Ja! ... er hat sie gegessen! Nun, wozu reden ... er ist ein finsterer Mensch, sein Verstand ist ver-

wirrt. . . . Ich konnte ihn nicht zurückhalten . . . er sagte: Wenn ich einen Popen treffe, wird er mir verzeihen. Was soll man da erwidern? . . . Er ist ganz verwirrt.'

‚Hat er denn wirklich auch das Öl gegessen?'

‚Alles hat er gegessen, auch das Saugschwämmchen hat er gegessen, und die Schatulle mit den Abendmahlsgeräten hat er davongetragen und mich liegen gelassen . . . glaubt, daß ‚der Pope verzeiht' . . . Was noch reden? . . . Sein Verstand ist verwirrt . . . verzeihen wir es ihm, Eminenz . . . mag Christus auch uns verzeihen. Gib mir dein Wort, ihn nicht suchen zu lassen, den Armen, oder wenn du ihn findest, ihm . . .'

‚Zu verzeihen?'

‚Ja, um Christi willen verzeihe ihm und . . . wenn du nach Hause kommst, sieh dich vor, sage den Teufelchen nichts von ihm, sonst werden die Listigen dem armen Kerl vielleicht noch mit ihrem Eifer zusetzen. Bitte, sage nichts!'

Ich gab mein Wort und nachdem ich mich neben dem Sterbenden auf die Knie niedergelassen hatte, begann ich ihm die Beichte abzunehmen. In dem gleichen Augenblick kam in die mit Leuten gefüllte Jurte eine bunt gekleidete Schamanin hereingesprungen und begann auf ihre Handtrommel zu schlagen. Man begleitete sie auf einer hölzernen Triangel und noch auf einem unverständlichen Instrument, das aus der Zeit zu stammen schien, da die Stämme und Völker beim Schall der Trom-

peten und aller Art Musikinstrumente vor dem goldenen Bild im Tale Dura niederfielen. Und es begann eine wilde Zeremonie.

Sie beteten für uns und für unsere Errettung, obwohl es ihnen vielleicht besser gewesen wäre, für ihre Rettung vor uns zu beten. Ich, der Bischof, wohnte diesem Gebet bei, und Pater Kiriak empfahl bei diesen Klängen seine Seele Gott. Bald betete er zu Ihm, bald rechtete er mit Ihm wie der Prophet Jeremias, oder unterhandelte mit Ihm wie der richtige Schweinehirt des Evangeliums, nicht mit Worten, sondern mit irgendwelchen unartikulierten Seufzern.

‚Habe Erbarmen', flüsterte er. ‚Nimm mich jetzt zu Dir, wie einen Deiner Tagelöhner! Die Stunde ist da. . . . Laß mich in meine frühere Form zurückkehren, gib mir mein Erbe wieder . . . mache mich nicht zu einem bösen Teufel in der Hölle. Ersticke meine Sünde in Jesu Blut, schicke mich zu Ihm! . . . Staub will ich sein zu Seinen Füßen. . . . Sprich: So wird es sein!'

Der Geist kehrte zurück und abermals rief er: ‚O Güte . . . o Einfalt . . . o Liebe! . . . O meine Freude! . . . Jesus! . . . siehe, ich eile zu Dir, wie Nikodemus, nächtens. Komm mir zu Hilfe, öffne die Tür . . . laß mich Gott hören, den Wandelnden, den Sprechenden. Da . . . schon halte ich Dein Gewand in meinen Händen . . . zerschlage meine Lenden . . . aber ich lasse dich nicht . . . Du segnetest denn alle wie mich.'

Wie liebe ich dieses russische Gebet, das schon im zwölften Jahrhundert den Lippen Kyrills von Turow, unseres Chrysostomos, entsprang, und worin er uns als seinen Willen hinterließ: ‚Nicht nur für die eigenen Leute zu beten, sondern auch für die fremden, und nicht für die Christen allein, sondern auch für die Andersgläubigen, auf daß sie sich zu Gott wenden möchten.' Mein lieber alter Kiriak betete denn auch so. Für alle setzte er sich ein. ‚Alle', sagte er, ‚segne, sonst lasse ich dich nicht!' Was sollte man mit solch einem wunderlichen Menschen tun?

Bei diesen Worten dehnte er sich — gleichsam als wenn er sich nach Christi Gewand ausstreckte — und flog davon. . . . Noch bis zum heutigen Tage stellt es sich mir so dar, als ob er sich an Ihm festgehalten hätte, an Ihm hinge und davongetragen würde, immerzu bittend: ‚Segne alle, sonst — lasse ich Dich nicht.' Der kühne Greis wird wohl so lange gebeten haben, bis Christus in Seiner Güte ihm die Bitte erfüllte. Bei uns geschieht ja alles in sancta simplicitate. Christus wird wie ein vertrautes Familienmitglied behandelt. Ob wir ihn begreifen oder nicht, darüber diskutieren Sie, wie Sie es verstehen, doch daß wir mit Ihm ganz einfach leben — das scheint ganz unbestreitbar zu sein. Und Er liebt die Einfachheit gar sehr. . . .

13

Ich begrub Kiriak unter einem Erdhügel am Ufer eines zugefrorenen Baches. Ebendort machten mir

die Wilden die schändliche Mitteilung, daß mein erfolgreicher Syrjane — ich schäme mich, es auszusprechen — mit dem Gastgeschenk, ganz einfach mit Schnaps getauft hatte. Ich schämte mich zu sehr, um weitere Nachforschungen anzustellen. Ich wollte diesen Täufer nicht mehr sehen und nichts mehr von ihm hören, sondern kehrte mit dem Entschluß in die Stadt zurück, mich in meinem Kloster hinter die Bücher zu setzen, ohne die einem zweifelnden Mönche Tod und Verderben drohen, und in der Zwischenzeit ruhig meine Kandidaten zu weihen und die Küstersfrauen mit ihren Männern auszusöhnen. An das heilige Werk jedoch, das auf heilige Weise absolut nicht zu vollbringen war, wollte ich lieber überhaupt nicht mehr rühren, ‚um Gott keinen törichten Streich zu spielen'.

So handelte ich auch. Ich kehrte um die Erfahrung weiser ins Kloster zurück, daß meine vielgeprüften Missionare brave Männer und Gott sei Dank so und nicht anders seien.

Jetzt sah ich klar, daß in dieser Sache, wo es kein Mittel gab einen vernunftgemäßen Eifer zu entfalten, Güte und Schwachheit verzeihlicher waren als eifernder Unverstand. Und daß vernunftgemäße Arbeit unmöglich war, davon überzeugte mich das Schriftstück, das mich im Kloster erwartete. Es wurde mir darin ‚zu Wissen gegeben', daß in Sibirien außer den bei vierunddreißig Tempeln etatsmäßig angestellten buddhistischen Lamas noch außeretatsmäßige Lamas zugelassen seien. Na was? Ich war

ja kein Kanjuschkewitsch oder Arsenij Matzijewitsch.* Ich war ein Bischof der neuen Schule und hatte keine Lust, wie Arsenij mit einem Knebel im Mund in Reval zu sitzen. Was hatte das denn für Nutzen.... Ich nahm die Benachrichtigung von der Erhöhung der Lamas ‚zu Wissen', und forderte nur meinen Syrjanen auf, so schnell wie möglich aus der Steppe zu mir zurückzukommen. Nachdem ich ihm für seine Erfolge das Epigonation** wie ein geistiges Schwert umgehängt hatte, stellte ich ihn in der Stadtkirche als Sakristan und Hüter des goldverzierten Ikonostas an. Meine saumseligen Missionare aber ließ ich zusammenkommen und sagte zu ihnen, indem ich mich tief vor ihnen verneigte: ‚Verzeiht mir, Patres und Fratres, daß ich eure Güte nicht begriffen habe.'

‚Gott verzeiht!' versetzten sie.

‚Dank für eure Barmherzigkeit', sagte ich. ‚Seid von nun ab überall und immer vor allem barmherzig, und Gottes Barmherzigkeit wird auf euren Werken ruhen.'

Und von da ab regte ich mich während meines weiteren, ziemlich lange dauernden Aufenthaltes in Sibirien nie mehr auf, wenn die stille Arbeit meiner

* Metropolit von Rostow, der sich gegen die Einmischung der Staatsgewalt in die kirchlichen Angelegenheiten energisch zur Wehr setzte und von Katharina II. wegen seiner Widerspenstigkeit in Reval eingekerkert wurde. Anm. d. Übers.

** Viereckiges Tuch, das der Oberpriester beim Hochamt an der Seite trägt. Anm. d. Übers.

Verkündiger keine so effektvollen Resultate zeitigte, wie sie bei den religiösen Eiferern der großen Welt so beliebt sind. Wenn die Ergebnisse nicht sehr glänzend waren, sagte ich mir beruhigt, daß ‚die Krüge der Reihe nach gefüllt werden'. Wenn jedoch zufällig bei dem einen oder anderen Missionar plötzlich eine große Ziffer erschien . . . so fühlte ich mich, ich gestehe es Ihnen, beunruhigt. . . . Ich erinnerte mich bald meines Syrjanen, bald eines Täufers bei der Garde, namens Uschakow, bald des Rates Jartzew, deren frommes Werk noch erfolgreicher gewesen war, denn sie hatten wie in den Tagen Wladimirs ‚die Frömmigkeit mit der Furcht verkoppelt', und die Fremdstämmigen hatten sie noch vor der Ankunft der Missionare um die Taufe gebeten. . . . Und was kam bei all ihrer Fixigkeit und ‚der mit Furcht zusammengekoppelten Frömmigkeit' heraus? . . . Das Grauen der Verwüstung herrschte an den heiligen Stätten, wo die Kuppeln dieser vorschnellen Täufer emporragten und . . . dabei geriet alles in Verwirrung . . . der Verstand, das Herz und die Begriffe der Menschen. Und ich, ein schlechter Bischof, konnte nichts dagegen tun, und auch ein guter wird nichts tun können, solange wir uns nicht sozusagen ernsthaft mit dem Glauben befassen und uns nicht mehr wie die Pharisäer zum Vergnügen damit brüsten werden. Sehen Sie, in dieser Lage, meine Herren, befinden wir russischen Täufer uns, und das kommt nicht daher, weil wir Christus nicht verstehen, sondern namentlich daher,

weil wir Ihn verstehen und nicht wollen, daß Sein Name unter den Heiden geschmäht werde. Und so lebte ich auch fortan. Ich war nicht mehr ‚grausam' und hitzig wie früher, sondern schleppte geduldig und vielleicht sogar etwas träge die Kreuze dahin, die mir von Christus und auch nicht von Christus auferlegt wurden. Das Bemerkenswerteste von ihnen war, daß ich dank der geflissentlichen Verbreitung meines Syrjanen für einen heimlichen Buddhisten gehalten wurde, weil ich mich mit Eifer an das Studium des Buddhismus gemacht hatte.... So blieb es auch bei mir, wenn ich auch im übrigen dem Eifer meines Syrjanen nichts in den Weg legte und ihm anheimstellte, mit den vom Fürsten Andrej Bogoljubskij* auf ihre Richtigkeit erprobten Maßnahmen zu wirken, die sein Diener Kusma an seinem Sarge mit den Worten gepriesen hatte: ‚Pflegte ein Heide zu kommen, so ließest du ihn in die Sakristei führen, auf daß er unser richtiges Christentum erblickte.' Auch ich erlaubte dem Syrjanen, wen er wolle in die Sakristei zu führen und ihm alles dort vom ‚richtigen Christentum' Zusammengetragene eingehend zu zeigen. . . . Und all das war gut und recht wirkungsvoll. Man billigte unser ‚richtiges Christentum', aber meinem Syrjanen schien es doch vielleicht überdrüssig zu sein, bloß zwei oder

* 1157—1175. Er verlegte seine Residenz von Kiew nach Wladimir, gründete viele Kirchen und liebte an der byzantinischen Kirche vor allem ihren äußerlichen Prunk.
Anm. d. Übers.

drei Leute zu taufen, und es war in der Tat langweilig. Da haben Sie das richtige russische Wort, auf das alles hinauslief. Langweilig, meine Herren, war damals der Kampf mit der selbstzufriedenen Unwissenheit, die den Glauben nur als politisches Mittel duldete. Dafür ist es jetzt vielleicht noch langweiliger, die Gleichgültigkeit derer zu bekämpfen, die nach einem trefflichen Ausdruck desselben Matzijewitsch statt andere aufzuklären ‚selbst nur mit Mühe und Not glauben'. Und ihr klugen Männer von heute denkt immerzu: ‚Wie schlecht sind unsere Provinzbischöfe! Was tun sie? Nichts tun sie, unsere Bischöfe!' Ich will nicht für alle eintreten. Viele von uns sind in der Tat sehr kraftlos geworden. Sie stolpern unter der Last ihrer Kreuze, fallen hin, und es ist schon nicht das, daß jemand ein richtiger Regierungsmann ist, nein, sogar mancher popa mitratus wird für sie in seiner Art eine Eminenz; und all das kommt natürlich aus dem ‚was wollt ihr mir geben'. Aber, möchte ich Sie fragen, was hat sie soweit gebracht? Nicht gerade das, daß sie, eure Provinzbischöfe, zu Verwaltungsbeamten umgewandelt worden sind und nichts Lebendiges jetzt tun können? Und merken Sie sich: vielleicht sind Sie ihnen zu größter Dankbarkeit verpflichtet, daß sie in dieser Zeit nichts tun. Denn sonst würden sie euch mit dem gestempelten Riemen solch unerträgliche Lasten aufbürden, daß euch weiß Gott entweder der Rücken zerplatzte oder der Riemen in tausend Stücke zerspränge. Aber wir sind doch

Konservative. Wir bewahren so gut es möglich ist ‚die Freiheit, mit der uns Christus befreien möge‘ von solchen ‚Beiständen‘. . . . Das ist der Grund, meine Herren, weshalb unsere Wirkung und Mitwirkung so schwach ist. Machen Sie uns nicht auf frühere Bischöfe wie den Heiligen Gurij und andere aufmerksam. Der Heilige Gurij verstand das Aufklären, das ist wahr. Aber er begab sich zu diesem Zwecke auch gut ausgerüstet in das Land der Wilden. Er hatte Instruktionen und das Recht, ‚das Volk mit Milde und mit Nahrungsmitteln an sich zu ziehen, es vor den Machthabern zu beschützen und es bei Verfehlungen vor Wojewoden und Richtern zu betreuen! ‚Er war verpflichtet‘, mit den Regierenden im Rate teilzunehmen. Der Bischof von heute jedoch hat nicht einmal die Freiheit, mit seinem Nachbarbischof über irgendwelche Pläne Rats zu pflegen. Er darf buchstäblich über nichts nachdenken. Jemand anderer denkt für ihn, und er ist lediglich verpflichtet, alles ‚zu Wissen‘ zu nehmen. Was wollen Sie von ihm, wenn er für sich selbst heute nirgend mehr Fürsprache einlegen kann? . . . Ach, Herr, Dein Wille geschehe! . . . Was noch geschehen kann, das wird mit der Zeit von selbst getan. Ich sah es am Ende meiner Hirtentätigkeit in Sibirien. Kommt da eines Tages ein Missionar zu mir und sagt, daß er an der Stelle, wo ich meinen Kiriak eingescharrt hatte, auf einen Nomadenstamm gestoßen sei. Und dort am Flüßchen habe er die ganze Schar getauft und zu ‚Kiriaks

Gott' bekehrt, genau wie sich ehemals ein Mann im Namen von ‚Justins Gott' taufen ließ. (Der Heilige Justin, Schriftsteller im 2. Jahrhundert n. Chr., brachte einen Heiden zur Annahme des Christentums als eines Glaubens ‚an Gott, dem Justin diene'.) Über den Gebeinen des guten Alten gewann das brave Volk Gott lieb und verstand Ihn, Der diesen gütigen Menschen geschaffen hatte, und wollte selbst Gott dienen, Der eine solch seelische Herrlichkeit gezeugt hatte.

Ich ließ dafür Kiriak auch ein so starkes Eichenkreuz hinstellen, daß es selbst Wladimirko, der Fürst von Galizien nicht verschmäht hätte, der um keinen Preis der Welt ein kleines Kreuz hatte küssen wollen. Das Kreuz, das wir für Kiriak errichteten, war doppelt so groß wie der ganze Syrjane, und dies war meine letzte Anordnung in meinem sibirischen Bistum.

Ich weiß nicht, wer dieses Kreuz umhauen wird oder schon umgehauen hat: die buddhistischen Lamas oder die russischen Beamten. Und im übrigen ist es ja ganz gleich....

Damit ist meine Erzählung zu Ende. Verurteilen Sie uns alle, wo sie Verfehlungen sehen — rechtfertigen werde ich mich nicht. Ich sage nur das eine: mein einfacher Kiriak verstand Christus sicherlich nicht schlechter als diese unsere zugereisten Prediger, die wie tönende Schellen in unseren Salons und Wintergärten schwätzen. Dort gehören sie auch hin, zwischen Lots Frauen, von denen jede gierig auf irgendwelche

Wörtchen lauscht und nicht nach Zoar geht. Nachdem sie jedoch, solange das Leben bei uns zu langweilig ist, einige Finten vor Gott gemacht hat, kehrt sie bei der geringsten Veränderung des Lebens wieder nach Sodom zurück und erstarrt zur Salzsäule. Darin wird auch der ganze Erfolg dieses Salonchristentums enthalten sein. Was haben wir mit diesen Wundermännern zu schaffen? Sie wollen nicht nach unten gehen, sondern hochfliegen, doch da sie wie die Heuschrecken kleine Flügel und große Bäuche haben, werden sie nicht weit fliegen und weder das Licht des Glaubens noch die Wonnen des Trostes in die Nebel unserer Heimat streuen, wo von Geschlecht zu Geschlecht unser Christus wandelt, der so fromm und gütig und vor allem so geduldig ist, daß Er sogar dem geringsten seiner Diener gelehrt hat, gehorsam zuzuschauen, wie diejenigen Sein Werk zerstören, die es doppelt fürchten müßten. Wir schauen dem allem geduldig zu, denn dies ist nicht der erste Schnee auf unseren Häuptern. Es war ja schon einmal so, daß man unsern ‚Stein des Glaubens' versteckte und statt dessen jedermann die Gegenschrift deutschen Fabrikats, den ‚Hammer auf den Stein des Glaubens' in die Hand drückte, daß man uns Bart und Haupthaar scheren wollte und zu Abbaten umzumodeln wünschte. Ein Wohltäter, Golitzyn, hieß uns seine idiotische Theologie verkündigen, ein anderer, Protasow, fuchtelte uns drohend mit dem Finger unter der Nase herum; und der dritte, Tschebyschew, übertraf alle, indem

er auf dem Gostinnij Dwor wie in der Synagoge offen ‚verfaulte Worte' ausspie und alle zu überzeugen suchte, ‚daß es keinen Gott gebe, und daß es dumm sei, von ihm zu sprechen'.... Wem wir jedoch in Zukunft noch begegnen werden, und was uns der oder jener neue Hahn vorkrähen wird, das kann man nicht einmal erraten. Es gibt nur den einen Trost, daß sie alle, diese Fürsorger der russischen Kirche, ihr nichts anhaben werden, weil der Kampf zu ungleich ist. Die Kirche ist unzerstörbar wie das apostolische Gebäude, diese Kräher aber sind vom Geist verlassen und erkennen seine Stätten nicht. Was mir jedoch am taktlosesten erscheint, meine Herren, ist der Umstand, daß manche von diesen, wie man sie heute nennt, hochgestellten oder hochmögenden Persönlichkeiten unsere Bescheidenheit nicht bemerken und sie nicht schätzen. Das ist, die Wahrheit gesagt, undankbar. Sie haben keinen Grund uns zu tadeln, daß wir geduldig und friedfertig sind. . . . Wenn wir nicht so geduldig wären, weiß Gott, ob nicht viele darüber zu klagen begännen, und vor allem diejenigen, die weder hart arbeiten noch von Menschen Wunden empfangen, sondern die sich ihre Schenkel mit Fett bewachsen lassen und vergebens darüber nachdenken, woran sie glauben sollen, nur damit sie über etwas philosophieren können. Würdigen Sie, meine Herren, wenigstens die heilige Bescheidenheit der Orthodoxie und begreifen Sie, daß sie sicher von Christi Geist gestützt wird, wenn sie alles duldet, was Gott ihr aufzuerlegen beliebt. Wahrlich, Preis ver-

dient nur die Demut der Orthodoxie, über ihre Lebenskraft muß man sich verwundern und um ihretwillen Gott Lob singen."

Ohne übereingekommen zu sein, antworteten wir alle unwillkürlich „Amen".

Der Löwe des Einsiedlers Gerassim

Eine Legende aus dem Osten

Es mag dreihundert Jahre nach Christi Geburt gewesen sein, da lebte im Osten ein reicher Mann, namens Gerassim. Dieser besaß sowohl Häuser und Gärten als auch mehr denn tausend Sklaven und Sklavinnen und eine große Menge der verschiedensten Kostbarkeiten. Gerassim glaubte, daß er nichts zu fürchten brauche, allein da erkrankte er plötzlich heftig und wäre fast daran gestorben; alsbald nahmen seine Gedanken eine andere Richtung an, denn er sah ein, wie kurz das menschliche Leben währe, da Krankheiten es von allen Seiten bestürmten, und daß kein Reichtum jemals vom Tode erretten könne, — und daß es darum gewißlich weiser wäre, den Reichtum schon vorher zu verteilen, damit er nicht, wenn das Alter gekommen, Unfrieden stiften könne, oder sich nicht gar nachher Menschen seinetwegen streiten müßten.

Alsbald begann Gerassim sich mit unterschiedlichen Leuten zu beraten, wie er es wohl am besten halten solle. Und da sagten ihm die einen das Eine, und die andern das Andere, doch war nichts davon Gerassim nach Sinn.

Endlich sprach er auch mit einem Christen darüber, und dieser riet ihm: „Du wirst am besten fahren, wenn du mit deinem Reichtum tust, was Jesus Christus uns geheißen: schenke deinen Sklaven die Freiheit und verteile deine Güter an jene, die unter der

Armut leiden. Wenn du das tun willst, wirst du den Frieden erlangen."

Gerassim befolgte diesen Rat, — er wurde ein Christ und verteilte seinen Reichtum an die Armen; allein bald darauf mußte er einsehen, daß außer denen, die er beschenkt, noch viele da waren, die nichts besaßen und denen er nichts mehr zu geben imstande war, diese aber überschütteten ihn mit Vorwürfen, weil er nicht verstanden, seine Güter so zu verteilen, daß es für alle gereicht hätte.

Das wurmte Gerassim: es war ihm schmerzlich, daß die einen über ihn schalten, während ihn andere hinwiederum verlachten, da er früher im Überfluß gelebt und jetzt, nachdem er alles verteilt, selber Not litte und seine Erben zwar benachteiligt, aber trotzdem keineswegs allen Armen geholfen habe.

Große Verwirrung drang in Gerassims Seele, und alsbald entschloß Gerassim sich, um nicht länger den Belästigungen seiner Erben ausgesetzt zu sein, aus den dichtbevölkerten Gegenden in die Wüste zu ziehen. Die Wüste war aber wild, da war kein Mensch, der in ihr lebte, nur Raubtiere strichen in ihr herum, und über ihren Sand krochen die Schlangen.

So zog denn Gerassim durch die heiße Wüste und fühlte freilich, daß es hier besser sei. Denn war es hier auch öde und schrecklich, so waren doch keine Erben da, die ihn schelten und verdammen konnten, niemand, der ihn verlacht oder verurteilt hätte, weil

er so und nicht anders gehandelt. Er war in seinem Innern ruhig geworden, denn er hatte Christi Wort befolgt „Gib alles hin und folge Mir nach“ und brauchte sich um nichts mehr zu kümmern.

Bald darauf fand Gerassim unterhalb eines Kreidefelsens eine kleine Höhle, schleppte Schilfrohr herbei und ließ sich dort häuslich nieder.

War auch Gerassims Leben jetzt voller Friede, so litt er doch großen Mangel an Speise und Trank. Mit vieler Mühe fand er etwelche eßbare Wurzeln. Um Wasser zu bekommen, mußte er zum Quell gehen, der ferne lag, und jedesmal, wenn Gerassim sich satt getrunken und zu seiner Höhle zurückgekehrt war, lechzte sein Gaumen bereits wieder nach dem Wasser; ja, dann wollte er schon wieder trinken und dabei bangte ihm doch vor den wilden Tieren und seine Kräfte wurden zusehends schwächer.

In der Nähe des Wassers aber gab es keinen Ort, der ihm Zuflucht hätte bieten können.

‚Diese Pein werde ich nicht länger mehr ertragen können‘, dachte Gerassim an einem Tage, da es besonders heiß war, ‚denn wenn ich aus meinem Kreideloch hervorkrieche, wird mich die Sonnenglut töten, hier aber werde ich ohne Wasser vor Durst sterben müssen, und dabei habe ich weder einen Eimer, noch einen Kürbis, noch irgendein anderes Gefäß, darin ich Wasser tragen könnte. Was bleibt mir zu tun? Ich will gehen,‘ dachte Gerassim, ‚mich zum letzten Male am Quell satt trinken und dort den Tod erwarten.‘

Nachdem Gerassim diesen Entschluß gefaßt, begab er sich alsbald zum Wasser, unterwegs jedoch stieß er auf Spuren im Sande, als sei hier kürzlich eine Karawane mit Eseln und Kamelen vorübergezogen... Er blickte um sich und gewahrte, daß unweit von ihm ein von einem Raubtier zerrissenes Kamel lag, ganz in seiner Nähe aber wälzte sich ein noch lebendes, wenn auch sehr geschwächtes Eselein und schnaufte schwer, zappelte krampfhaft mit den Beinchen nud bewegte die Lefzen.

Gerassim ließ das leblose Kamel liegen und wandte sich dem Eselchen zu, da dieses ja noch weiter leben konnte. Es war ja nur vor Durst fast verschmachtet, denn die Karawanentreiber hatten nicht gewußt, wo Wasser zu finden wäre. — ‚Ehe denn ich selber sterbe, will ich versuchen, die Leiden dieses armen Tieres zu lindern.'

Da richtete Gerassim das Eselchen auf, gürtete es mit seinem Leibgurt und begann es zu ziehen und schleppte es schließlich mit großer Mühe bis zu dem Quell frischen Wassers hin. Dort rieb er die verlechzte Schnauze des Esels mit seiner Handfläche, die er zuvor benetzt, und flößte dem Tier nach und nach, mit hohler Hand Wasser schöpfend, einige Tropfen ein, damit es nicht zu schnell trinke.

Das Eselchen kam wieder zu Kräften und konnte sich nach kurzer Zeit schon auf den Beinchen halten.

Gerassim tat es leid, das Tier zu verlassen, und so nahm er es denn mit und dachte: ‚Ich will

mit ihm gemeinsam die Pein weiter erdulden — vielleicht bringt es ihm Nutzen.'

So schritten sie gemeinsam wieder zurück, derweilen aber war das riesige Kamel schon fast ganz aufgefressen worden; nicht weit von der Stelle, da es gestürzt war, lag ein großes Stück seiner Haut. Da ging Gerassim hin, die Haut aufzulesen: schien sie ihm doch tauglich, Wasser darin zu schleppen; plötzlich wurde er gewahr, daß hinter dem Kamel ein großer gelber Löwe mit einer gewaltigen Mähne lag, der übersättigt seine Glieder streckte und mit dem Schweif die Erde peitschte.

Gerassim dachte gleich: ‚Dies wird gewiß mein Ende sein, denn sicher wird der Löwe jetzt aufspringen und mich und das Eselchen zerreißen.' Allein der Löwe rührte sie nicht an, und wohlbehalten konnte Gerassim die Kamelshaut, aus der er einen Wasserschlauch machen wollte, aufnehmen und heimtragen.

Auf dem Heimwege las Gerassim dornige Zweige auf und errichtete damit neben seiner Höhle eine Einfriedung für das Eselchen.

‚Auf daß es in der Nacht es kühl und ruhig habe', dachte der Einsiedler. Allein er hatte falsch geraten, denn kaum war es draußen dunkel geworden, da schien etwas Gewaltiges vom Himmel herab auf die Höhle niederzufallen, und alsbald ertönte ein fürchterliches Gebrüll und das Schreien des Esels.

Gerassim schaute hinaus und sah, daß der schreckliche Löwe, den er kurz zuvor erblickt, seine Übersättigung bereits überwunden hatte und gekommen war, den Esel zu verspeisen, aber dies war ihm nicht geglückt: der Löwe hatte, da er in vollem Lauf zum Sprung ansetzte, die Umzäunung nicht gewahrt, und einige der spitzen Zweige waren durch seine Flanke gedrungen, worauf er, von unerträglichem Schmerz gepeinigt, zu brüllen begann.

Gerassim eilte hinaus und schickte sich an, das scharfe Holz aus der Wunde des Tieres zu entfernen.

Der ganze Körper des Löwen bebte vor Schmerz, er brüllte furchterregend und versuchte Gerassims Hand zu packen, Gerassim aber fürchtete sich nicht, sondern entfernte die spitzen Zweige, holte die Kamelshaut, belud das Eselchen damit und trieb es zur Quelle des frischen Wassers. Dort an der Quelle band er die Haut mit seinem Gürtel zusammen, füllte sie mit Wasser und kehrte wieder zu seiner Höhle zurück.

Der Löwe hatte sich derweil nicht vom Flecke gerührt, da ihn seine Wunden entsetzlich quälten.

Alsbald schickte sich Gerassim an, die Wunden des Löwen auszuwaschen, und tränkte ihn, indem er mit den hohlen Händen Wasser schöpfte und sie vor den weitaufgerissenen Rachen hielt. Der Löwe leckte ihm mit seiner entzündeten Zunge das Wasser aus der Hand, und Gerassim fürchtete sich nicht und mußte selber darüber staunen.

Andern Tages wiederholte sich der gleiche Vorgang, und ebenso am dritten. Der Zustand des Löwen besserte sich zusehends, am vierten Tage aber, als Gerassim mit dem Esel wiederum zur Quelle wandern wollte, sah er, wie der Löwe sich aufraffte und sich mühsam hinter ihm herschleppte.

Gerassim legte dem Löwen die Hand aufs Haupt, und so schritten sie zu dritt des Weges: der Greis, der Löwe und das Eselchen.

Am Quell angelangt, wusch der Einsiedler die Wunden des Löwen mit frischem Wasser aus, was das Tier sichtlich belebte, als aber Gerassim hierauf wieder heimkehren wollte, da folgte ihm der Löwe wieder auf dem Fuß.

So lebte denn der alte Mann mit seinen Tieren.

Nach und nach wurden auch die Kürbisse, die der Einsiedler ausgesät, groß, und er dörrte sie und bereitete aus ihnen Gefäße, die er zum Quell trug, damit sie jenen von Nutzen wären, die nicht wußten, wie sie das Wasser fortschaffen sollten. Ja, so lebte Gerassim und fand für sich selber Nahrung und war auch den andern Menschen nach Kräften dienstbar. Aber auch der Löwe fand eine Aufgabe: wenn Gerassim, ermattet von der Schwüle, der Ruhe pflegte hütete der Löwe den Esel. So lebten sie geraume Zeit dahin, und es war niemand da, den ihr Leben in Staunen versetzt hätte, bis eines Tages eine Karawane die Wanderer gewahrte und die Kunde davon in den Ansiedlungen längs der Straßen ver-

breitete, und alsbald strömte von verschiedenen Orten neugieriges Volk herbei: denn alle gelüstete es, mitanzusehen, wie der arme Alte mit seinem Eselchen und mit dem Löwen, der den beiden so ungefährlich war, dort hause.

Man wunderte sich weidlich darüber und fragte Gerassim: „Enthülle uns, bitte, durch welche Kraft du das tust! Du bist gewiß kein einfacher Mann, sondern ein ungewöhnlicher, da sich bei dir das Wunder des Jesaias vollzieht: liegt doch der Löwe friedlich neben dem Eselchen."

Gerassim jedoch entgegnete: „Nein, ich bin der allergewöhnlichste Mensch und will euch sogar bekennen, daß ich sehr töricht bin; mit den Tieren verstehe ich zu leben, mit den Menschen jedoch wollte es mir ganz und gar nicht glücken; alle waren zornig über mich, und so verließ ich die Stadt, um in die Wüste zu wandern."

„Wodurch hast du den Zorn der Menschen erweckt?"

„Ich wollte meinen Reichtum an alle verteilen, auf daß alle glücklich würden, statt dessen aber sind sie alle miteinander in Streit geraten."

„Warum hast du ihn denn nicht gescheiter verteilt?"

„Das ist es eben, man kann jene nicht gleich glücklich machen, die einander von Haus aus nicht gleichen; und daher habe ich ja bereits damit einen Fehler begangen, daß ich von vornherein zuviel an mich gerissen hatte. Wenn ich weniger Überflüssiges auf

Kosten der Andern mir angeeignet hätte, — es wäre ein viel friedlicheres Dasein gewesen."

Da schüttelten die Leute die Köpfe: „He!" meinten sie, „der Greis ist ziemlich kindisch, dennoch aber bleibt es erstaunlich, daß der Löwe das Eselchen bewacht und nicht daran denkt, die beiden aufzufressen. Lasset uns einige Tage bei ihnen verweilen und zuschauen, was daraus entstehen mag."

Es blieben bei ihm ihrer drei.

Gerassim jagte sie nicht fort, sondern sagte nur: „Es ist unrecht, so zusammenzuleben, daß drei auf einen schauen, sondern es müssen alle arbeiten, da sonst Uneinigkeit eintreten kann, und dann werde ich euch fürchten müssen und fortgehen."

Die Drei willigten ein, tags darauf jedoch geschah ein Unglück: derweil sie schliefen, war auch der Löwe eingeschlafen und hatte nicht gehört, wie eine vorüberziehende Räuberkarawane dem Eselchen eine Schlinge um den Hals geworfen und es verschleppt hatte.

Da sie am Morgen erwachten, wurden sie gewahr: der Löwe schlief, das Eselchen dagegen war nirgends zu erblicken.

Alsbald sprachen die Drei zum Einsiedler Gerassim: „Nun ist es in der Tat so gekommen, wie du es schon lange verdient hast: das Raubtier wird immer Raubtier bleiben; steh schnell auf, — dein Löwe hat endlich deinen Esel aufgefressen, und sicherlich seine Knochen irgendwo im Sande verscharrt."

Gerassim kroch aus seinem Kreideloch und sah,

daß es in der Tat so den Anschein hatte, wie jene Drei ihm erzählt. Da betrübte sich der Greis, allein er widerredete ihnen nicht, sondern lud sich den Schlauch aus Kamelhaut auf die Schultern und machte sich auf den Weg, Wasser zu holen.

Mühselig unter der Last schreitend, zog er des Weges und sah, daß der Löwe ihm in einiger Entfernung folgte; dieser hielt den Kopf gesenkt, sein Schweif streifte die Erde.

‚Es mag sein, daß er auch mich fressen will', fuhr es dem Alten durch den Kopf. ‚Allein ist es mir nicht etwa gleichgültig, wie ich sterben soll? So will ich denn lieber nach Gottes Gebot handeln und mich nicht von der Furcht unterjochen lassen.'

Und er kam zur Quelle, bückte sich und schöpfte Wasser, als er sich jedoch darauf erhob, gewahrte er, daß der Löwe auf der gleichen Stelle stand, auf der immer der Esel gestanden, wenn der Einsiedler ihm den Wasserschlauch auf dem Rücken befestigt hatte.

Da legte Gerassim den Wasserschlauch auf den Rücken des Löwen und schwang sich selber hinauf und sagte: „Trag es, Schuldiger!"

Alsbald trug der Löwe das Wasser und den Einsiedler durch die Wüste, wie erstaunten jedoch die drei Fremdlinge, da sie mitansehen mußten, daß Gerassim auf dem Löwen ritt. Einer von ihnen blieb da, die zwei andern aber eilten alsbald zu den Ansiedlungen und kehrten mit vielen Leuten zurück.

Denn alle wollten es sehen, wie der grimme Löwe nicht nur den Wasserschlauch, sondern auch den hinfälligen Alten auf seinem Rücken trug.

Ja, da kamen viele herbei und fragten Gerassim: „Gesteh es uns, du bist entweder ein Zauberer, oder es steckt in dir eine besondere Kraft, welche die andern Menschen nicht besitzen.“

„Nein,“ erwiderte Gerassim, „ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch, und die Kraft, die in mir ist, ist die gleiche, die in euch allen steckt. Wenn ihr nur wollt, ihr werdet das gleiche erlangen.“

„Auf welchem Wege ist es möglich, dies zu erreichen?“

„Seiet liebreich und gut zu allen.“

„Wie kann man mit dem Grausamen liebreich sein, — er könnte uns verderben.“

„Das ist die geringste Sorge, denket nicht daran, und ihr werdet euch euretwegen nicht mehr ängstigen müssen.“

„Wie ist es denkbar, sich nicht um seiner selbst willen zu sorgen?“

„Genau so, wie ihr jetzt neben mir sitzet und euch vor meinem Löwen nicht fürchtet.“

„Wir sind nur deswegen so sorglos, weil du mit uns bist.“

„Welche Torheit, — bin ich ein Schutz vor dem Löwen?“

„Du weißt ein Mittel, das Raubtier zu bannen, und wirst für uns eintreten.“

Allein da entgegnete ihnen Gerassim: „Welch eine

Torheit habt ihr euch da ausgedacht, daß ich ein Mittel kenne, das Tier zu bannen. Gott hat mir Seine Gnade zuteil werden lassen, so daß ich die Furcht in mir besiegen konnte — und das Tier liebkost habe, daher kommt es, daß es mir nichts Böses tut. Und nun schlafet und fürchtet euch nicht."

Da begaben sich alle im Kreise vor Gerassims Kreidehöhle zur Ruhe, und der Löwe streckte sich gleichfalls aus, allein als man sich am Morgen des andern Tages erhob, sah man, daß der Löwe verschwunden war! . . . Entweder hatte ihn jemand fortgescheucht, oder er war erschlagen und sein Leichnam des Nachts verscharrt worden.

Des verwunderten sich alle sehr, allein der Einsiedler Gerassim sprach: „Es macht nichts, er geht sicher einer Sache nach und wird gewiß zurückkehren."

Derweil sie solcher Art miteinander sprachen, gewahrten sie, daß plötzlich eine Staubsäule in der Wüste aufstieg und daß sich in dem von den Strahlen der Sonne durchleuchteten Staube sonderbare Ungeheuer mit Höckern und Flügeln bewegten: wenn sich das eine erhob, dann senkte sich das andere, und all das bewegte sich und trampelte und dröhnte und fegte geraden Weges auf Gerassim los und stürzte plötzlich zu Boden und legte sich wie in einem Halbkreise rings um die Beschauer; dahinter aber peitschte der alte Löwe die Erde mit seinem Schweif.

Als sich der Staub verzogen hatte, entdeckte man,

daß es eine Karawane aus gewaltigen Kamelen war, von denen immer eines an das andere gefesselt war, an ihrer Spitze aber befand sich Gerassims Eselchen.

„Was mochte sich da nur zugetragen haben, und auf welche Weise?"

Je nun, es hatte sich auf folgende Weise zugetragen: Eine Kaufmannskarawane war durch die Wüste gezogen, und die Räuber, welche kurz vorher Gerassims Eselchen mit sich geschleppt, hatten sie überfallen. Die Räuber erschlugen die Kaufleute und trieben die Kamele mit den Wagen fort, um späterhin die Beute zu teilen. Das Eselchen aber banden sie an das Kamel, welches das letzte in der Reihe war. Der Löwe hatte die Spur des Eselchens gewittert und sich aufgemacht, die Räuber einzuholen. Er jagte ihnen nach, überfiel sie, packte den Strick, mit dem die Kamele aneinandergefesselt waren, und raste zurück, die Kamele aber machten aus Furcht vor ihm die wildesten Sprünge, und auch das Eselchen sprang. So hatte denn der Löwe die ganze Karawane zum Einsiedler hingetrieben, die Räuber aber waren unterwegs alle miteinander aus ihren Sätteln geworfen worden, denn die überaus erschreckten Kamele hatten so gewaltige Sprünge gemacht, daß es unmöglich gewesen war, sich auf ihren Rücken zu halten. Der Löwe selbst war blutüberströmt, denn in seiner Schulter stak ein Pfeil.

Da schlugen alle Anwesenden die Hände zusammen

und riefen: „Oh, Einsiedler Gerassim! Dein Löwe besitzt einen erstaunlichen Verstand!"

„Mein Löwe ist von sehr mäßigem Verstande," versetzte lächelnd der Einsiedler, „hat er mir doch etwas gebracht, dessen ich keineswegs benötige! Auf dem Rücken dieser Kamele ruhen Waren von gewaltigem Wert. Das ist schrecklich wie Feuer! Ich bitte euch, mag einer unter euch sich auf meinen Esel setzen und diese erschreckten Kamele zur großen Straße zurückführen? Denn ich bin gewiß, daß dortselbst ihre bekümmerten Herren sitzen werden. Gebt ihnen ihren Reichtum zurück und meinen Esel als Zugabe, ich aber werde derweilen meinen Löwen zum Wasser führen, um ihm dort den Pfeil aus seiner Wunde zu ziehen."

Und alsbald schickte sich die eine Hälfte der Menge an, die Kamele fortzuführen, während die andere bei Gerassim und seinem Löwen verblieb und zusah, wie Gerassim mit vieler Umständlichkeit die mit Widerhaken versehene Spitze aus der Schulter des Tieres vorsichtig herauszog und entfernte.

Als einige Zeit danach jene zurückkehrten, welche die Karawane fortgeführt, kam ein fremder Mann in mittleren Jahren, der eine prunkvolle Tracht und viele Waffen trug; dieser hatte Gerassim kaum erblickt, da warf er sich ihm zu Füßen.

„Weißt du, wer ich bin?" fragte er.

„Ich weiß es," antwortete Gerassim, „du bist ein unseliger Armer."

„Ich bin der furchtbare Räuber Amru!"

„Mir bist du nicht schrecklich."

„Man zittert vor mir in den Städten und in der Wüste, — ich habe viele Menschen erschlagen und Reichtümer geraubt, unversehens aber hat dein erstaunlicher Löwe mit einem Male unsere ganze Karawane davon getrieben."

„Er ist ein Raubtier, somit muß er rauben."

„Gewiß, du jedoch hast uns alles zurückgegeben und dazu noch deinen Esel als Zugabe gesandt... Nimm denn von mir zum wenigsten dieses Zelt hier an und schlag es auf, wo immer es dich gelüstet, damit du zu größerer Bequemlichkeit näher am Wasser leben kannst."

„Das ist nicht nötig", erwiderte der Einsiedler.

„Warum? Weshalb bist du so stolz?"

„Ich bin nicht stolz, allein dieses Zelt ist viel zu schön für mich und könnte Neid erregen, ich aber werde dann nicht vermögen, es mit allen so zu teilen, daß nirgends Kränkung daraus entsteht, und werde alsdann wieder Ungleichheit säen und mich fürchten müssen. Dann wird auch mein Löwe mich verlassen und es wird ein anderes reißendes Tier an seiner Stelle zu mir kommen und wiederum Unfrieden mit sich bringen, und Neid, und Teilung, und Vorwürfe. Nein, nicht brauche ich dein kühlendes Zelt, denn ich will leben können ohne Furcht."

Die Legende
vom gewissenhaften Daniel

Leidenschaft ist nicht weitblickend, Haß jedoch vermag überhaupt nichts zu erblicken.

Isidor von Pelusium, Briefe an Cyrillus

Leicht scheint das Leben dem, des Herz kein Mitleid kennt, allein er soll sich trotzdem nicht freuen, denn ihn erwartet harte Qual, und diese wird beginnen ihn zu peinigen, wenn er nicht mehr imstande ist, seine Schuld zu verbessern. Meiner Ansicht nach ist die Flamme der Gehenna nichts anderes als Reue, die zu spät kommt.

Isaak, der Syrier

Vor anderthalb tausend Jahren lebte im Osten, unweit vom Berge Sinai, in einer kleinen Einsiedlerzelle ein Jüngling namens Daniel. Die Einsiedeleien der damaligen Zeit hatten wenig gemeinsam mit den heutigen russischen Einsiedlerklöstern, deren Mönche ihre eigenen Kirchen haben und vom Kloster verpflegt werden. Die östlichen Einsiedeleien des Altertums bestanden in der Hauptsache aus wenigen Hütten und noch häufiger aus Berghöhlen, umgeben von einem engen eingezäunten Platz, in denen drei oder vier Menschen hausten, die, gleichen Sinnes, sich hier niedergelassen hatten, um fern von den Versuchungen der Welt zu leben. Diese Männer führten ein strenges Leben und ernährten sich durch ihrer Hände Arbeit. Kirchen hatten sie keine und ebenso auch keine Priester, und so kam es, daß lange Zeit hindurch diese Einsiedler keinerlei Obrigkeit besaßen.

Die Gründung solcher Einsiedeleien war kein schwieriges Werk, und keinerlei Kostbarkeiten waren in ihnen zu holen, sie lagen meistens unweit von den Grenzen der bereits christianisierten Länder, um leichter die Möglichkeit zu bieten, die ‚Barbaren' in der Heilslehre zu unterweisen. Barbaren wurden damals alle Ungetauften genannt, deren es ringsum noch viele gab. Und viele von diesen führten ein Nomadenleben in den heißen Wüsten, die den Sinai umgaben.

Die Grenzeinsiedler verbargen sich nicht vor den

Barbaren, sondern suchten im Gegenteil nach Gelegenheit ihnen zu begegnen, um ihnen von dem Heil zu sprechen, das durch Christi Lehre in die Welt gekommen sei. Sie bemühten sich, die Barbaren darin zu unterweisen, daß Gott der Vater aller Menschen sei und daß Sein Wille darin bestehe, alle Menschen in Seiner Liebe miteinander vereint zu sehen, wobei keiner dem andern ein Leides tun dürfe, wenn aber einer gekränkt würde, so sollte er sich deswegen nicht rächen, sondern im Gegenteil bestrebt sein, die Beleidigung mit einem guten Werk zu erwidern und das Böse durch Liebe zu besiegen, da einzig die Liebe imstande wäre, das Böse zu entwaffnen und zu bekämpfen. Da die Barbaren ihrer Natur nach wild waren, so konnten sie nicht verstehen und wollten auch nicht glauben, daß alle Menschen gleiches Mitgefühl verdienen und daß der Friede auf der Welt allein durch Verzeihung herbeigeführt werden könnte. Sie vertrauten vielmehr auf ihre Kraft und unternahmen häufig Überfälle auf die nächsten Einsiedeleien, da aber die Einsiedler arm waren und es bei ihnen nichts zu holen gab, wurden sie selber von den Barbaren gefangen genommen und in die Wüsten verschleppt, wo die Gefangenen alsdann Pferde, Esel und Kamele zu hüten hatten, die Schafe scheren und den Mist mit dem Wüstengras dörren mußten, damit daraus ein gutes Brennmaterial würde.

So geschah es denn, daß die Barbaren auch jene Einsiedelei am Fuße des Sinai überfielen, in welcher Daniel lebte. Die Männer in vorgerückten Jahren,

die sie dort antrafen, wurden alle erschlagen, Daniel aber, der noch jung und zur Arbeit tauglich erschien, wurde mitgenommen, an den Beinen gefesselt, auf ein Kamel gesetzt, und tief in die Wüste hinein verschleppt, wo er sodann angestellt ward, die Herden vor wilden Tieren und Raubzeug zu hüten.

Lange Jahre diente Daniel jenen, die ihn gefangen genommen; er erlernte dabei ihre Sprache und zog mit ihnen im Laufe der Zeit von Lagerplatz zu Lagerplatz. Er schmähte ihren Glauben nie, sie aber hinderten auch ihn nicht auf seine Art zu glauben, und gewannen, da sie bemerkten, wie ehrlich er in ihrer Mitte lebte, nach und nach ein solches Vertrauen zu ihm, daß sie sogar aufhörten ihn zu bewachen und ihm erlaubten, nach Gutdünken zu gehen und zu kommen, ganz als gehöre er bereits zu ihnen. Daniel hätte schon mehrere Male die ihm anvertrauten Herden in Stich lassen, sich auf sein Pferd schwingen und fortreiten können, allein er wollte es nicht. Denn mit der Zeit hatte Daniel bemerkt, daß die Barbaren gern zuhörten, wenn er ihnen von der Christenlehre sprach, und daß sie in mehreren Fällen sogar selber zu reden und zu handeln pflegten wie er. Und so kam es, daß das Leben für Daniel leichter wurde, begann er doch zu begreifen, daß er nicht völlig nutzlos bei diesen frommen Menschen weilte, da er sie ja dazu brachte, der rechten Lehre recht nachzufolgen. Da sprengte eines Tages ein Barbar, der sich in den Grenzgebieten aufgehalten hatte, ins Lager und teilte

mit, daß die Getauften das Lösegeld für Daniel durch ihn schickten und daß man den Daniel jetzt freilassen müsse.

Daniel freute sich zwar darüber, daß er jetzt zu den Seinigen zurückkehren könnte, als er jedoch die letzte Nacht in der Wüste unter seinem Zeltdach lag, begannen ihm die Barbaren leid zu tun. ‚Nun war ich doch so weit' — mußte er erwägen —, ‚daß einige von ihnen auf gute Gedanken gekommen waren und sich gemäßigterer Sitten befleißigten, wenn ich aber jetzt fortgehe, werden sie alles vergessen und zur alten Bosheit zurückkehren. Es wäre eigentlich meine Pflicht gewesen, sie im Guten zu bestärken, und trotzdem will ich sie verlassen ... Denn dieses ist doch mein Amt, für welches ich mein Vaterhaus verlassen habe und in die Einsiedelei gezogen bin, wo ich hernach gefangen genommen ward.' Dennoch aber war sein Wunsch, in der Gemeinschaft von Leuten christlichen Glaubens leben zu können, stärker als diese Erwägungen und so entschloß sich denn Daniel, zu gehen. Die Barbaren aber teilten das Lösegeld, das man für Daniel hinterlegt hatte, unter sich, gaben ihm einen Kürbis voll Wasser mit und einen gefüllt mit weißem Weizenmehl und erteilten zwei Berittenen den Auftrag, ihm bis zur Grenze das Geleite zu geben, von wo aus er ohne Gefahr allein zu seinen Getauften zurückzukehren imstande war.

Wohlbehalten kehrte Daniel zur Grenze zurück und nahm sein früheres Einsiedlerleben von neuem auf.

Allein es war nicht von Dauer: nach einem halben Jahre wurde die Einsiedelei von anderen dunkelgesichtigen Barbaren überfallen, und wiederum wurde Daniel in die Sklaverei verschleppt und gezwungen, Mist zu trocknen, damit dieser zum Feuern dienlich sei, sowie Schafe, Pferde und Kamele zu hüten.

Dieses Mal fiel Daniel das Leben viel schwerer als das erste Mal, ja es kam ihm sogar vor, daß mit diesen Barbaren viel schwieriger umzugehen sei, denn mit jenen früheren hatte er sich doch bereits eingelebt, so daß sie ihn zum Schluß freundlich behandelt hatten, während diese ihn nicht kannten und sich wenig um ihn kümmerten, ihm nur Befehle erteilten, die er auszuführen hatte, und ihn im übrigen ohne Beachtung ließen.

Da kam große Trübsal über ihn und mit dieser der Gedanke, daß die Barbaren kein Recht hätten ihn gefangen zu halten, weil er doch schon einmal losgekauft war, und so ersah er sich denn einen günstigen Augenblick, ließ alles was ihm anvertraut war, im Stich und floh. Es glückte ihm, wohlbehalten die Grenze der getauften Länder zu überschreiten und in die Einsiedelei zurückzukehren; die Barbaren kamen jedoch bald hinter seine Flucht, schwangen sich auf ihre Pferde, sprengten zur Einsiedelei, verwüsteten deren Gärten, zerstörten die Baulichkeiten, erschlugen die alten Leute und schleppten Daniel in die Gefangenschaft zurück, wobei er zu Fuß gehen mußte und mit einem Strick, der um den Hals geschlungen war, an den Sattel eines Kameles ge-

bunden wurde. Damit aber Daniel nicht etwa zurückbliebe, sondern mit dem Kamele gleichen Schritt hielte, ritt hinter ihm ein junger Barbar, der ihn mit einem spitzen Speere in den Rücken stieß. So schleppte sich denn Daniel unsicheren Fußes, stöhnend hin, und bald rötete sich seine Spur von den Tropfen seines Blutes.

Während Daniel so hinter der Karawane herschritt, mußte er seiner zwei früheren Gefangenschaften gedenken und weinte, weil er weder während seiner ersten noch in seiner zweiten Gefangenschaft so grausame Tyrannei zu erdulden gehabt hatte wie jetzt, und fühlte, wie in ihm eine unerträgliche Erbitterung gegen seine Peiniger aufstieg, insbesondere gegen den jungen, kräftigen Barbaren, der, dunkel wie ein Äthiopier, auf einem rabenschwarzen Rosse hinter der ganzen Karawane herritt und Daniel mit Speerstichen in den Rücken zur Eile trieb.

Gegen diesen erhob sich in Daniel bei jeder neuen Verwundung ein so heftiger Geist der Rache, daß er, wenn er nur Kraft genug gehabt, sich gewiß auf diesen Barbaren gestürzt und ihn getötet hätte.

Der junge Äthiopier aber, der Daniel so peinigte, ritt gelassen hinter ihm im hohen Sattel und fletschte nur gelegentlich die weißen Zähne, ließ die Augen rollen und stach Daniel mit dem Speer.

Endlich langten die Barbaren und Daniel im Lager an, allwo ihre Zelte aufgeschlagen waren und das große und kleine Vieh weidete. Dort stiegen die Reiter von den Pferden, und sogleich stürmten die

Frauen und Kinder aus den Zelten herbei; die einen nahmen ihnen die Pferde und Kamele ab, um sie zu entsatteln, die andern aber taten Hirse in den Kessel und kochten sie, darauf setzten sich alle zum Essen nieder und warfen auch Daniel ein wenig gekochte Hirse auf dem Blatte zu, und er hörte wie sie untereinander sprachen, daß sie morgen diesen Lagerplatz verlassen und zu einem andern ziehen wollten, da hier das Gras in weitem Umkreise von der Hitze versengt wäre und das Vieh Hunger litte.

Daniel, der lange unter Barbaren gelebt, verstand was sie sprachen, und dachte insgeheim: ‚Wenn man mich morgen wieder so antreiben wird, zu Fuß zu gehen, dann kann ich es nicht mehr; mögen sie mir nur lieber gleich mit dem Schwert oder dem Spieß ein Ende machen.‘

Über Nacht aber kam es anders: denn es befiel denselben schwarzen Barbaren, der Daniel angestachelt hatte, ein so gewaltiges Fieber, daß sein Weib mit ihren eigenen Händen kalten Ton aus der Erde graben und ihm auf den Kopf legen mußte. Da sagten die andern: „Wir wollen dieses eine Zelt zurücklassen und den Gefangenen dazu. Freilich wollen wir ihm einen Klotz an das Bein binden, und mag er dann für jene arbeiten, das Weib aber soll den Mann pflegen, bis er gesund wird.“

Daniel freute sich darüber, denn nun konnte er ein wenig ausruhen, und es konnten auch seine Wunden wieder verheilen.

Die Karawane zog fort, das eine Zelt aber blieb

auf dem gleichen Fleck zurück, und mit ihm blieben ein Roß, ein Kamel und ein Esel da, denen Daniel als Wächter beigegeben wurde; freilich hatte man diesen zuvor an eine dicke Kette geschmiedet, an welcher ein schwerer Balken befestigt war, so daß er nur mit großer Anstrengung zu gehen vermochte.

Es gibt sowohl unter den Barbaren als auch unter den getauften, aber wenig gebildeten Leuten abergläubische Menschen, die zwar an Gott zu glauben vorgeben, stets jedoch darauf aus sind überall Vorzeichen zu sehen und aus diesen auf Grund eigener Trugschlüsse den Ursprung der Geschehnisse abzuleiten. Das Weib des Barbaren hatte ein Traumgesicht, daß Daniel ihnen Unglück bringen würde, und erzählte es ihrem Mann und den Kindern, worauf alle miteinander Daniel noch grausamer behandelten. Endlich aber sagte die Barbarin zu ihrem Manne: „Er soll nicht länger auf Erden weilen als bis zu deinem Tode. Wenn du sterben solltest, dann, das verspreche ich dir, will ich diesen Gefangenen erschlagen, der uns so viel Unglück gebracht, und ihn im Sande zu deinen Füßen vergraben. Dies wird die Rache für dich sein.“

Als Daniel solches mitanhörte, begann er alsbald zu überlegen, was er jetzt tun sollte. Er hatte nicht mehr viel Zeit, denn das Schwert seines Unterganges hing schon fast über seinem Haupte und war von beiden Seiten scharf geschliffen. Es verging noch ein Tag, der Kranke fühlte sich schlechter, und außerdem

begann es im Zelt an Wasser zu mangeln. Nur der Kranke erhielt noch zu trinken und auch nur in kleinen Schlucken, die Äthiopierin selber trank gar nicht mehr und gab auch Daniel nicht mehr zu trinken, und trotzdem war abends im letzten Kübel nur noch so viel Wasser, daß es gerade den Boden bedeckte. Daniel nach Wasser auszuschicken, schien gefährlich, denn erstens konnte er dabei entlaufen, zweitens jedoch wußte er nicht einmal, wo der Brunnen zu suchen war, und so entschloß sich denn die Äthiopierin, es selber zu tun. Sie nahm auf ihre eine Schulter einen glasierten Krug mit langem Hals, hängte sich ihren Säugling auf den Rücken und begab sich zum Brunnen, der Brunnen lag aber eine Halbtagesreise vom Zelt entfernt. Sie nahm auch das Eselchen mit den leeren Schläuchen mit und ließ auf dem Kreuzbein des Tieres hinter den Schläuchen die älteste Tochter aufsitzen. Daniel blieb allein beim Zelt zurück, um Pferd und Kamel zu hüten und um dem kranken Barbaren behilflich zu sein, wenn er sich auf seinem Läger auf die andere Seite wenden wollte. Der Kranke lag in wildem Fieber und war überaus zornig, er trug Daniel bald das eine und bald wieder das andere auf, kaum aber hatte der Gefangene den einen Befehl ausgeführt, da befahl er alsbald etwas anderes, das völlig entgegengesetzt war. Daniel hatte sowohl auf das Kamel als auch auf das Pferd acht zu geben und mit einem Schilfblatt die bösen gelben Fliegen abzuwehren, die sich unablässig auf das schweißbedeckte Antlitz des Äthiopiers niederließen, außerdem mußte er für diesen unter dem auf=

geschlagenen Zeltsaum runde Küchlein aus Hirsemehl auf glühenden Steinen backen. Die Hitze in Palästina ist groß, so daß es auch für einen Gesunden kaum möglich ist sie zu ertragen, geschweige denn für einen Kranken, und dabei wollte der Äthiopier in einem fort trinken und begann, als er den letzten Wassertropfen geschlürft, zu schelten, daß Daniel alles weggetrunken habe.

Voller Zorn reckte sich der Barbar, packte einen der erhitzten Steine und warf Daniel den glühenden ins Antlitz, Daniel aber, dem der Schmerz unerträglich dünkte, packte sogleich einen anderen Stein und schleuderte ihn dem Äthiopier mit solcher Gewalt an den Kopf, daß jener nicht einmal einen Schrei mehr ausstoßen konnte, sondern sich ausstreckte und Arme und Beine spreizte. Daniel richtete ihn auf und gewahrte, daß der Barbar die Zunge mit den Zähnen festgebissen hatte, sein eines Auge aber war herausgequollen, hing nur noch an einer Sehne auf der Schläfe und blickte Daniel an.

Da begriff Daniel, daß er den Äthiopier erschlagen hatte, und mußte alsbald denken: ‚Jetzt bin ich freilich verloren, wenn es mir nicht gelingen sollte zu entfliehen, bevor die Äthiopierin zurück ist!' Denn war diese auch nur eine Frau, für Daniel war sie dennoch gefährlich genug, da seine Füße in Fesseln staken und er kaum an Verteidigung denken konnte.

So legte er denn die Kette auf einen Stein, mit einem andern Stein aber begann er auf die Kettenglieder

loszuhämmern und zerschlug endlich die Kette und warf den an ihr hängenden schweren Balken ab; darauf erstach er mit seinem Messer das Kamel und trank das Wasser, welches das Tier im Magen aufbewahrte. Das Wasser war nicht nur trüb, sondern dick und klebrig wie Schleim, trotzdem aber trank sich Daniel daran satt, schwang sich darauf auf das Roß des Barbaren und eilte auf diesem in die Wüste hinaus. Er fegte auf seinem Roß in jener Richtung dahin, in welcher seiner Meinung nach die Länder der Getauften liegen mußten.

Und so sprengte denn Daniel den ganzen Tag über bis zum Abend durch die heiße Wüste, ohne das Roß zu schonen, und nahm keine Nahrung zu sich und war in großer Angst, ob er in der rechten Richtung seines Zieles reite. Nachts aber, als die Sterne aufgegangen waren, hob er das Gesicht gen Himmel und überlegte nach dem Stand des Gestirnes Remphan, wo die Grenze der christlichen Länder sich wohl erstrecke, allein im gleichen Augenblick schnaubte sein wackeres arabisches Roß laut auf, taumelte wie in einem Krampf und stürzte zu Boden nieder, wobei es des Reiters Schienbein schmerzhaft unter sich begrub.

Mit großer Mühe gelang es Daniel sich wieder freizumachen, worauf er alsbald das Pferd an den Zügeln wieder hochreißen wollte, jedoch es erhob sich nicht mehr. Da schritt Daniel von vorn auf das Roß zu und sah, wie in dessen erschöpften

großen Augen das klare Licht des Mondes spielte und widerspiegelte, wie ein Bruder den andern erschlug.

Und alsbald begriff Daniel, daß sein Roß sich nie wieder erheben würde, und schritt zu Fuß weiter.

Fast die ganze Nacht hindurch schritt er aus, rastete nur wenig und erhob sich schon um das früheste Morgenrot, worauf er sich wiederum bis um die Zeit der mittäglichen Schwüle weiterschleppte, da jedoch verspürte er plötzlich einen bohrenden Schmerz in seinem gequetschten Schienbein und fühlte, daß ihn alle seine Kräfte vor Müdigkeit, Hunger und Durst zu verlassen drohten.

Er schritt noch eine Weile mit großer Anstrengung weiter, fühlte sich immer erschöpfter, und schließlich versagten ihm die Beine den Dienst; es nebelte vor seinen Augen und in seinem Geist, und so lag er viele Stunden lang da, bis er endlich vom Nachtfrost durchschaudert die Augen aufschlug und über sich das Gestirn des Remphan und all die andern Sterne in der tiefen Bläue des nächtlichen arabischen Himmels gewahrte.

Da versuchte Daniel seine Hände und Füße zu bewegen, allein weder Füße noch Hände wollten ihm mehr gehorchen, — nur noch sein Gedächtnis war ihm treu geblieben. Er gedachte, von wo er gekommen und wohin er ginge, und verglich, wie er aus seiner ersten und dann wieder aus der zweiten Gefangenschaft gekommen war und wieviel qualvoller die letzte dritte Gefangenschaft für ihn ge-

wesen sei: das erste Mal hatte er die Menschen das Rechte lehren dürfen, aber da war er fortgegangen und hatte es sie nicht zu Ende gelehrt; das zweite Mal hatte er das Vertrauen, das man in ihn gesetzt, getäuscht; das dritte Mal jedoch war er ungnädig behandelt worden, und da war alles schlimm gegangen: er hatte mit dem Stein den Barbaren getötet, das Kamel mit dem Messer abgestochen, das fremde Roß zuschanden geritten, und befand sich nun selber in einer solchen Lage, daß ihn entweder ein Raubtier zerreißen oder ein des Weges kommender Barbar in neue Gefangenschaft verschleppen konnte; und schließlich mußte er auch daran denken, wie nun die Äthiopierin in das Zelt zurückkommen und ihren erschlagenen Gatten erblicken würde, welch schreckliches Klagen sie ausstoßen, wie sie sich wälzen und ihn verfluchen würde, der sie zur Witwe gemacht und zu Waisen ihre Kinder... Der Äthiopier selber aber lag plötzlich vor ihm wie kurz vorher mit ausgespreizten Händen und Füßen und schielte zu Daniel mit seinem ausgerissenen Auge hinüber. Und so schrecklich und ängstlich war dieser Blick für Daniel, daß er alsbald die Augen schloß, allein der dunkle Äthiopier spiegelte sich mit einem Male in seinem Innern wider. Er drohte nicht, er murrte auch nicht, nicht jammerte er über seine Kinder, sondern er bewegte nur leise die Lippen.

‚Was mag es nur sein, das er mir sagt?‘ dachte Daniel, und schon entgegnete der Äthiopier in ihm: ‚Ich werde jetzt in dir weiterleben, Bruder.‘

Hierauf verlor Daniel aufs neue die Besinnung und kam erst wieder nach einer langen Frist zu sich, es war um die Zeit der Abendröte, und das erste, was Daniel empfand, war, daß gleichzeitig mit ihm auch der Äthiopier in ihm erwachte.

Da ging Daniel mit sich ins Gericht, warum er den Äthiopier erschlagen: ‚Wenn es nicht gegen Gottes Gebot gewesen, würde mir wohl dann der Geist so getrübt sein und hätte der schwarze Äthiopier von meinem Gewissen Besitz ergreifen können? Gottes Gebot ist klar: Du sollst nicht töten. Es wird nichts davon gesprochen: du sollst nicht töten den, der es aufrichtig mit dir meint, sondern den nur töten, der dir feindlich gesinnt ist, sondern einfach gesagt ‚Du sollst nicht töten' und das habe ich übertreten, ich habe einen Menschen erschlagen und bin nicht imstande, meine Schuld zu sühnen. Andere habe ich gelehrt, daß alle Menschen Brüder seien, selber aber habe ich wie ein Unmensch gehandelt, — wild bin ich geworden, wie ein reißendes Tier und habe Böses auf Böses getürmt; ich habe sowohl einen Mord begangen als auch Raub und Zerstörung, und habe bewirkt, daß das Weib eines Mannes zur Witwe wurde und zu Waisen seine Kinder... Und deswegen fühle ich jetzt auch, daß ich in meinem Innern verurteilt bin und mir ein Quälgeist zugeteilt worden ist, der von meiner ganzen Seele Besitz ergriffen hat. So will ich denn schleunigst aufstehen und in die Wüste zurückkehren, von wo ich geflüchtet, und das Zelt des Barbaren und

seine Witwe und die Waisen aufsuchen, — ich will mich vor ihnen des Mordes anklagen und mich in ihre Hände geben; wenn sie dann will, mag sie mich zu ihrem Sklaven machen, und ich werde mich bis zu meinem Lebensende für sie und ihre Waisen abmühen, sollte dies jedoch nicht ihr Wunsch sein, so mag sie mich dem Gericht ihrer Blutsverwandten übergeben, und ich will geduldig deren Rache hinnehmen.‘

Nachdem Daniel dieses in seinem Geiste bewegt, richtete er sich auf und schritt schwankenden Fußes den Weg zurück, der Äthiopier aber in ihm war wach und sagte: ‚Geh nur, geh, Daniel, Sklaverei und Hinrichtung harren deiner, — schreite aus und komme nicht zu spät, damit nicht noch etwas Schlimmeres deiner harre, denn du hast einen Menschen ermordet, hast ihn seines Gutes beraubt, hast sein Weib zur Witwe gemacht und zu Waisen seine Kinder. Und such mir nicht erst nach Rechtfertigungen durch irgendwelche Ausflüchte, denn du weißt ja, es ist verboten zu töten.‘

Daniel schritt aus und kam am Kadaver des Barbarenrosses vorüber, das er zuschanden geritten, über dem saßen jetzt die Adler und zerrten an seinen Eingeweiden. . . .

Allein wie weit er auch schritt — das Zelt fand er nicht mehr und nicht das Kamel, sondern spürte immer mehr, wie seine Kräfte ihn verließen und daß alle Spuren und Merkmale der Wüste sich in seinen Augen allmählich verwirrten.

Es kam Daniel so vor, als stünden große Feuerlilien und schneeweiße Lilien auf hohem Stengel rings um ihn herum, zwischen diesen aber kreuzten sich Menschen- und Kamelspuren die Kreuz und die Quer in der Wüste, und über allem funkelte bald ein Licht, bald wieder verschlangen es Wirbel, und in ihm selber in der Tiefe seiner Seele schien sich Dunkelheit auszubreiten, da wurde alles von dem Äthiopier umschlungen, der ihn zuletzt wie einen Klumpen in den verwehten brennenden Staub schmiß und sich erst dann zur Ruhe begab und einzuschlafen begann. . . .

‚Oh, wehe mir!' dachte da Daniel, ‚das ist der Engel der Finsternis, der zu mir in mein Fleisch dringt! Gibt es wohl eine Rettung vor dem?'

Keine Rettung kam in seine Gedanken und lange blieben die Augen Daniels geschlossen, als er sie jedoch wieder aufschlug, da dauerte es eine geraume Weile, bis er zu erkennen vermochte, an welch einem Ort er sich befand. Er spürte zwar die sengende Schwüle in der Luft, er sah zwar, daß die brennende Sonne am Himmel flammte, er jedoch lag von der Glut geschützt, — jemand hatte ihn in den Schatten gebracht: er lag auf trokenem Stroh unterhalb eines Walles. In der Einfriedung, die der aus Steinen aufgeschichtete Wall umspannte, war es kühl, gelbe Kürbisranken zogen sich längs der Steine, seinen Augen gerade gegenüber aber gewahrte er eine weiße Kreidewand und in dieser den schmalen

Durchschlupf in eine Höhle; neben diesem Eingang kniete ein alter Mann und flocht mit der Hand einen Korb.

Als dieser Alte Daniels Erwachen gewahrte, sprach er ihn sogleich mit freundlicher Stimme an: „Der Herr sei gelobt, der dich ins Leben zurückgerufen. Ich werde dir gleich Wasser bringen."

Da fragte Daniel: „Wie ist dein Name, Abba?"

„Mein Name ist Sünder," entgegnete der alte Mann, „du jedoch sollst dich nicht durch Sprechen ermatten, stärke dich lieber zuvor und laß uns dann erst plaudern. Und wisse, daß du dich bei Christen auf dem gottgeweihten Berge Sinai befindest, dieses hier ist meine Höhle, in welcher ich bereits seit vierzig Jahren hause; hergebracht wurdest du von einer christlichen Karawane, die dich, von der Sonne versengt und bewußtlos, in der wilden Wüste aufgelesen hat."

Als Daniel sich wieder erholt hatte, beichtete er dem Wüstenmönch alles was ihm zugestoßen, ohne etwas zu verheimlichen, und äußerte seine Trauer sowohl als auch seine Klage: wie ihn das Gewissen quäle, weil er einen Menschen erschlagen, und bat den Alten um Rat. Der Einsiedler sprach zu ihm: „Ich bin ein einfacher armer Sünder und nicht weise genug, Ratschläge zu erteilen, zu denen große Erkenntnis notwendig ist. Die Patriarchen haben jetzt unternommen, uns Ungelehrte aufzuklären. Ziehe denn nach Alexandria zu Timotheos, er ist in großer Würde und weiß eine jede Sache recht zu beurteilen."

Daniel erhob sich und begab sich auf den weiten Weg nach Alexandria, wo um jene Zeit Timotheos Ailuros auf dem Throne der Patriarchen saß.

Daniel trat vor den Patriarchen.

Der Patriarch hatte damals nur noch Sinn dafür, wie der kirchliche Streit zwischen Byzanz und dem römischen Papste ausgehen würde, und sagte daher, nachdem er den armen Ankömmling angehört: „Vergeblich nötigest du dich selber und behelligst ohne Grund mit so geringen Dingen unsere Demut. Denn du bist ja nur durch Anwendung von Gewalt in die Sklaverei gelangt und hast dir keine Sünde zuschulden kommen lassen, als du den ungetauften Barbaren erschlugst."

„Allein es quält mich mein Gewissen — ich kenne doch das Gebot, das uns verbietet zu töten."

„Jedoch fällt hierunter nicht die Tötung eines Barbaren. Dies ist etwas anders als die Tötung eines Menschen und kann nur der Tötung eines Raubtieres gleichgesetzt werden; solltest du aber die Verantwortung fürchten, so begib dich in den Tempel für Flüchtlinge."

Allein Daniel wollte etwas anderes, und nicht trösteten ihn diese Worte des Timotheos.*

‚Vielleicht ist es in der Tat wahr, was man von

* Timotheos hatte den Beinamen Ailuros, das ist: der Unbeständige, der Überläufer, der Fintenmacher. Er war zwar ein Monophysit, doch schlug er sich den Umständen gemäß jeweilig auf die günstigere Seite.

ihm spricht, daß er nicht die rechte Lehre Christi befolgt', dachte Daniel. ,So will ich denn keine Mühe scheuen und mich nach Rom zum Papst begeben, mag sein, daß der es anders auffassen und mich wirklich unterweisen wird, was ich zu tun habe.'

Daniel kam nach Rom und erhielt die Erlaubnis, vor den Papst zu treten, der gerade seine Vorbereitungen traf, nach Byzanz zu reisen, und nur noch Gedanken daran hatte: wie man das vereinigen könne, was man früher für unvereinbar erklärt hatte.

Der Papst hörte ihn an und sprach: „Der Patriarch von Alexandria hat ganz recht, — ich bin zwar in vielen Dingen mit ihm nicht einverstanden, hierin aber bin ich seiner Meinung: Die Tötung eines Barbaren ist etwas völlig anderes als das, was von den Geboten verboten wird. Ziehe in Frieden."

„Ich danke deiner Heiligkeit, allein erweise mir noch eine Gnade — zeige mir die Stelle im Heiligen Evangelium Christi, an der das so ausgelegt wird."

„Wozu? Unterstehst du dich etwa, dem Papst nicht zu glauben!"

„Vergib mir," erwiderte Daniel, „mein Ohr hört zwar deine Worte, und ich habe auch den Wunsch dir zu glauben, mein Gewissen jedoch will sie nicht anerkennen: denn seit der Stunde des Totschlages sehe ich mein Gewissen schwarz wie einen Äthiopier und kann infolgedessen zu keinem Frieden kommen."

Da erzürnte sich der Papst über Daniel und befahl ihm hinauszugehen. Daniel entfernte sich, fühlte jedoch trotzdem, daß ihm der Frieden immer noch

fehle, denn sein Gewissen sprach nach wie vor das gleiche, was es zum erstenmal in der Wüste gesprochen, und weder dem Papst noch dem Patriarchen war es gelungen, seinen Äthiopier weiß zu waschen.

‚So darf das nicht bleiben,' überlegte Daniel, ‚die beiden Heiligkeiten sind jetzt heftig mit anderen Dingen beschäftigt — wie ein jeder von ihnen am besten den andern widerlegen könne —, doch gibt es außer ihnen noch andere Patriarchen, die sich vielleicht einer andern Denkungsart befleißigen. Da ich mit mir nicht ins Reine kommen kann, will ich auch fernerhin keine Mühe scheuen: ich werde zu allen Patriarchen gehen, nach Ephesus, nach Jerusalem, nach Zargrad und nach Antiochia. Irgend einer dieser Patriarchen wird mich von seinem Throne herab gewiß belehren und mir sagen, wie ich den Äthiopier, der mich so quält, weiß zu waschen vermag.'

So zog denn Daniel nach Ephesus, erlangte eine Zusammenkunft mit dem dortigen Patriarchen und beichtete ihm sowohl die Tötung des Barbaren als auch die Antworten, die ihm der Patriarch von Alexandria und der römische Papst gegeben, und bat ihn schließlich mit einer tiefen Verbeugung: „Erbarme dich mein, Heiliger Vater, und weise mir ein Mittel, die Qualen meines Gewissens zu stillen. Der Papst und der heiligmäßige Timotheos sind für dich kein Gesetz, du bist selber erfüllt von göttlicher Weisheit

und vermagst in Gottes Geheimnisse einzudringen: tröpfle einen Tropfen deiner Vernunft in meinen armen Verstand; sage mir, was ich tun soll!"

Da entgegnete ihm der Patriarch von Ephesus, daß er freilich die Gabe hätte, in die Geheimnisse der Vorsehung einzudringen, ohne erst Timotheos und den Papst hierüber zu befragen, daß er jedoch in der Angelegenheit, von der Daniel spreche, sowohl mit Timotheos als auch mit dem Papst übereinstimme: die Tötung eines Barbaren sei keineswegs der Christenlehre zuwider.

„Das ist es ja, wofür ich eine Bestätigung brauche. Willst du mir nicht diese Worte Christi nennen?"

Allein der Patriarch von Ephesus nannte sie ihm nicht, sondern sprach: „Was willst du noch? Du bist ein Unwissender", und wollte mit Daniel nicht länger sprechen, sondern befahl ihm, wie auch die andern es getan, in Frieden zu ziehen.

Darauf begab sich Daniel nach Zargrad, er reiste auch nach Jerusalem und nach Antiochia und beichtete seine Gewissensbisse den Patriarchen von Zargrad, Jerusalem und Antiochia, allein sie alle waren, wenn sie auch in andern Dingen, die Daniel gar nicht erst zu verstehen suchte, stets völlig abweichende Meinungen hatten, hinsichtlich der Tötung eines Menschen anderen Glaubens der gleichen Ansicht: denn sie sagten alle aus, daß es durchaus keine Sünde sei, einen Andersgläubigen, der ihm zuvor unrecht getan, zu töten und daß Daniel keineswegs darüber zu jammern brauche, daß er einen Barbaren erschlagen.

„Was aber soll ich mit dem Äthiopier tun? Ihr wißt ja nicht, wie schwarz und übelriechend der Äthiopier ist, der in meinem Gewissen haust“, rief Daniel ihnen zu.

Sie jedoch entgegneten ihm: „Hör endlich auf, den Äthiopier weiß waschen zu wollen, — das ist ja so, wie wenn einer Feuer pflügen oder Steine kochen will.“

Da Daniel keine weiteren geistlichen Machthaber kannte, entschloß er sich vor Kummer, in jene Stadt zurückzukehren, aus der er stammte, und sich dort seinem Fürsten zu stellen und diesen zu bitten, ihn wegen des Mordes richten zu wollen.

Als sich Daniel in dieser Nacht zur Ruhe begab, gewahrte er wiederum im Halbschlaf sein Gewissen, und da war es schon nicht mehr ganz so schwarz wie ein Mohr, sondern trug nur noch die dunkle Farbe wie ein Kind, das eine Äthiopierin einem Hellenen geboren.

Daniel begab sich alsbald in seine Heimatstadt und schritt dort, ohne erst seine Verwandten aufzusuchen, vor dem Schloß des Fürsten auf und ab, denn er hoffte, auf einen der Jünglinge des Fürsten zu stoßen und von diesem zu erbitten, daß er ihn vor den Fürsten bringe.

Die Edelknaben schliefen noch alle, doch wurde ein Pastetenbäcker des Fürsten aufmerksam und schrie ihm zu: „Was hast du hier zu suchen, o fauler Arbeitsscheuer! Du bist gewiß erschöpft und vor Müßig-

gang hungrig geworden und kamest her, die Kochherde des Fürsten zu beschnuppern! Hier gibt es keinerlei Leckerbissen für dich!"

Daniel aber erwiderte: „Nicht will ich die Herde beriechen, um mich an Leckerbissen zu sättigen, denn ich sorge mich keineswegs um den Sack in meinem Innern. Wenn es mein Wunsch gewesen wäre mich sattzufressen, wie ein Vogel es tut, der in der Dunkelheit der Unwissenheit fett wird, würde ich nicht so weite Wege zurückgelegt haben, als meine Beine bereits geschritten sind."

Da überlegte der Pastetenbäcker, daß jener vielleicht der Vater Martian sein könnte, welcher in zwei Jahren durch hundertvierundsechzig Städte gekommen, immer auf der Flucht vor den Frauen, und der dennoch überall auf sie gestoßen war, — und warf alsbald seine Schürze über die Schulter legte den Löffel hin, mit dem er den Schaum abgenommen, und sagte: „Ich könnte dir vielleicht eine schmackhafte Brühe geben und etwas gebackenes Fleisch, das sollst du essen und mir erzählen, wie du vor den Frauen geflohen bist und wie jene hinter dir dreinjagten und auf welche Art sie dich zu betören versuchten."

Allein Daniel erwiderte, daß er weder die Brühe noch das Fleisch wolle und daß nirgendwo die Frauen ihn belästigt hätten.

„Was willst du dann und wozu bist du hier?"

„Ich habe einen Menschen getötet und mein Gewissen quält mich deswegen. Ich bin bereits bei

allen Patriarchen und beim Papst selber gewesen und habe diesen gebeichtet."

„Oh, du Glücklicher, da hast du schon viel Heiligtümer gesehen. Das ist freilich etwas anders als ich Unglücklicher, der ich stets nur meinen Herd habe. Willst du, ich werde dich mit einem Flügel des roten Vogels bewirten, du aber erzähle mir schnell, was die Patriarchen und der Papst zu dir gesprochen."

„Sie sagten mir alle, daß ich trotz dieses Totschlages keiner Sünde für schuldig befunden werden könnte, ich jedoch spüre sie und bin daher jetzt zum Fürsten gekommen."

„Da tatest du unrecht daran", erwiderte der Pastetenbäcker. „Ich bin von Hause aus ein Liebhaber von allen Neuigkeiten und kann dir daher sagen: wenn dir die Verzeihung des Patriarchen nicht genügt hat, der das Abbild des großen Markus trägt, was kann dann wohl der Fürst für dich tun? Dieser wird dir vielleicht den Mord nicht vergeben."

„Nichts anderes ist mein Wunsch", antwortete Daniel.

„So willst du gar die Todesstrafe erleiden?"

„Ich will erleiden, wessen ich schuldig befunden werde, damit meine Seele ihre Schuld büße und rein werde."

„Das ist wahrlich eine bemerkenswerte Sache. Unser Fürst hat einen Richtplatz, wo er zuweilen zu thronen und das Volk zu richten pflegt. Stärke dich einstweilen an diesem Küchlein, ich aber will

die Edelknaben des Fürsten wecken und in Erfahrung bringen, wann der Fürst deine Angelegenheit zu untersuchen belieben wird, und ob er dich an einem Holz kreuzigen lassen oder befehlen wird, dich in den Zwinger zur Raubtierhetze zu bringen."

Alsbald lief der Pastetenbäcker zu den Knaben des Fürsten, diesen von Daniel zu erzählen, sie aber griffen ihn und übergaben ihn dem Kerkerwärter, wobei sie befahlen, ihn so lange sorgfältig zu bewachen, bis es dem Fürsten belieben würde, den Gerichtstag zu halten und ihn vorführen zu lassen.

Daniel wurden schwere Ketten angelegt, und er wurde auf lange ins Kerkerloch geworfen.

In seinem Kerker sitzend mußte Daniel auf das Gericht des Fürsten nicht etwa einen Tag oder zwei Tage lang warten, und nicht nur einen Monat, sondern viele Jahre; während dieser ganzen Zeit befand sich der Fürst entweder auf Jagden und Kriegszügen oder bei Festen und bald bei Kampfspielen, eines Tages aber kehrte er endlich in seine Hauptstadt zurück, und schließlich kam ihm, nachdem er sich an allem anderen übersättigt, der Gedanke, die seiner Ankunft wartenden Gefangenen zu richten. Alsbald begab sich der Fürst aus seinem Schloß und setzte sich auf den hiefür bestimmten Platz, seine Knaben aber begannen die eingekerkerten Schuldigen der Reihe nach vorzuführen und klagten jeden des Frevels an, den er verbrochen.

Und der Fürst sprach Urteil und ordnete an,

wieviel der eine dem anderen zu bezahlen hätte und welche Strafe jenem für seine Schuld aufzuerlegen sei. Als aber die Reihe an Daniel kam, berichteten die Knaben über ihn: „Dieser alte Mann, der vor dir steht," — Daniel war unterdessen alt geworden — „ist aus freien Stücken erschienen sich deinem Spruch zu unterwerfen. Er hat gestanden, daß er einen Mann getötet hat, wie aber und an wem der Mord geschah, das wollte er nur dir allein enthüllen."

Da erstaunte der Fürst, denn Daniel war schon alt und schwach, so daß er kaum imstande zu sein schien, sich mit jemand zu messen, geschweige denn einen zu töten.

Allein Daniel entgegnete ihm: „Es ist meine Sünde, Fürst, die mich hat altern lassen. Sie hat mein Gewissen ausgemergelt, denn in diesem schleppe ich seit Jahren einen Äthiopier mit mir herum; damals aber, als ich den Mord vollbracht, da war ich noch jung. Bewillige mir, dir alles zu erzählen, und richte mich, als hätte ich gestern erst meine Sünde begangen."

„Es sei," versetzte der Fürst, „ich will es dir versprechen."

Da erzählte Daniel dem Fürsten alles und fügte auch hinzu, daß er bei allen Patriarchen und dem Papst selber gewesen und was die ihm geantwortet hatten.

„Und hat dir das keine Linderung verschafft?" fragte der Fürst.

„Nein, es wurde nur noch schwerer."

„Warum?"

„Darum, mein Fürst, weil ich alsbald denken mußte, daß, wenn erst die Worte der Menschen Christi Worte vor unsern Augen verdunkeln, auch die Gerechtigkeit unter den Menschen schwinden wird, da ihnen das Gebot der Christenliebe so gut wie unbekannt werden dürfte. Ich fürchte die Versuchung und wünsche mir keine weitere Belehrung von den Hochwürdigen, sondern stehe hier vor dir und bitte dich, mich den Tod eines Menschen sühnen zu lassen."

Daniel fiel vor dem Fürsten auf die Erde nieder.

Der Fürst aber blickte Daniel aufmerksam an und sprach, da er auf dessen Gesicht Tränen und verzehrende Pein gewahrte: „Greis du setzest mich in Verwirrung. Es ist schon lange her, daß ich zum letzten Male erblickt, was ich auf deinem Antlitz klar lese: du hast ein gutes Gewissen, und dennoch muß ich sehen, daß es nicht leicht ist, ein solches zu tragen. Ich wäre glücklich dir helfen zu können, allein das Urteil der Patriarchen kann ich nicht abändern und kann nur als dein Fürst in meinem Sinne einiges hinzufügen. Wenn du einen Mann meines Fürstentumes, der unserem heiligen Glauben angehangen, getötet hättest, du wärest von mir zu einer Zahlung oder zur Hinrichtung verurteilt worden, wie aber soll ich dich verurteilen, da du doch nur einen Feind und Widersacher getötet, einen ungetauften Barbaren? Antworte mir, sind diese es nicht,

die beständig die Grenzen unseres Reiches unsicher machen, sind sie es nicht, die unser Vieh forttreiben und die Untertanen verschleppen? Wie sollte ein solcher mein Mitgefühl erwecken? . . . Es ist meine Meinung, daß du gut getan hast einen Barbaren zu töten, noch besser aber wäre es gewesen, wenn du sieben Barbaren getötet hättest, dann wärest du eines noch größeren Dankes von mir wert."

Als Daniel jedoch diese Worte des Fürsten vernahm, stieg plötzlich in seinem Innern großer Mut auf, und er entgegnete: „O Fürst! Das hast du gut gesagt vom vertriebenen Vieh, es ist nur schlimm, daß du vom vergessenen Christus so wenig weißt: du schärfest das Schwert und vernichtest durch das Schwert, allein auch du selber kannst durch das Schwert umkommen."

Und Daniel hub an, heißblütig die Worte Christi von den Feinden auszulegen, und erschütterte dadurch die Zuhörer so, daß der Fürst den Kopf hängen ließ und endlich nur dieses zu antworten wußte: „Ziehe hin, Abba, dein Wort ist die Wahrheit, allein es taugt nicht für uns, denn unsere Gottesfurcht muß mit Gewalt verknüpft sein; ihr bester Schutz ist die Furcht." Worauf der Fürst, ohne Daniel anzusehen, sich alsbald erhob und in sein Schloß zurückkehrte, seinen Knaben aber befahl er, Daniel zu speisen, ihm Kleidung zu reichen und ihn ziehen zu lassen wohin er wolle.

Daniel ließ dem Fürsten seinen Dank sagen, obwohl er weder Brot noch Salz noch Kleidung an-

nehmen wollte; er begab sich auch nicht in die Stadt zurück, da dort alle von ihren Sorgen wie Schiffer auf einem untergehenden Schiff von Wellen überströmt würden, sondern verließ die Stadt, wie er war, in seinem Hemde.

Nachdem er lange gewandert, befand er sich einstmals auf einem weiten stummen und hochliegenden Platz, von wo aus er die grenzenlose Wüste zu überblicken vermochte. Und hier wurde es Daniel plötzlich leichter als es ihm jemals in Rom und in Byzanz gewesen, leichter als vor dem Gerichtsplatz des Fürsten; schnell wie ein Läufer auf dem Rennplatz eilte sein Leben an ihm vorüber, und er sah es vor seinen Augen sich von Anfang an abrollen. Er dachte daran, wie er vormals so kraftvoll gewesen, als er aus den Händen seiner Mutter gekommen, und wie er jetzt so erschöpft sei, da er hier angelangt, und während dieser langen Zeitspanne hatte er von allen immer wieder das Gleiche zu hören bekommen, daß sein Kummer eigentlich gar kein Kummer wäre; keiner hatte ihn verurteilt, weil er einen Menschen anderen Glaubens und aus anderem Lande erschlagen, sondern alle hatten nur ein Händeklatschen dafür gehabt, und trotzdem war der Äthiopier an seiner alten Stelle geblieben: denn ob er auch ein wenig heller geworden, seinen Platz hatte er nach wie vor behauptet.

„O Unbarmherziger!“ rief Daniel und schlug sich vor die Brust. „Wohin immer ich dich getragen, wem immer ich dich gezeigt, es wollte mir

keiner ein Mittel weisen, deine Ungestalt weiß zu waschen: was willst du noch von mir?"

Da entgegnete ihm der Äthiopier: „Armer Daniel, wie blind du doch bist! Wie hast du in so vielen Jahren nicht zu erkennen vermocht, wer dein Freund war und wer dein Feind? Dein Freund war ich, denn ich ließ dir keine Ruhe, dein Feind aber warst du selber, denn du trachtetest nur danach, mich zu vergessen. Ohne mich wärest du vielleicht der Versuchung unterlegen, die dich ins Verderben gestürzt hätte."

Da muße Daniel nachdenken und begriff endlich, daß er das Gewissen, das ihn gepeinigt, nicht für eine Strafe des unerbittlichen Gottes ansehen durfte, sondern darin eigentlich eine gute Mahnung hätte erkennen müssen, die ihm, Daniel, nicht erlaubt hatte, sich selber leichthin einzuschläfern, — und er freute sich darüber, weinte vor Glück und rief: „Wie wohltätig bist Du, o Gott, der Du mich so bestraft! Wo aber, oh wo soll der die Heilung finden, der ausgelöscht die Leuchte des Lebens, welche er nicht einmal selber angezündet?"

„Wie man vergossenes Wasser nicht wieder in den Eimer zurückzutun vermag, so kann man auch jenem das Leben nicht wieder zurückgeben, dem man es genommen," hörte er da den Äthiopier sprechen. „Das mußtest du wissen und hättest, nachdem du einmal das Böse getan, nicht Kraft und Zeit auf Gespräche verschwenden müssen, sondern hättest handeln sollen."

„Was aber kann ich tun?“

„Schau nicht so hoch, schau tiefer.“

Daniel richtete sich auf und blickte über die Ebene hin. Und aufs neue sah er die gleiche trockene Wüste, diesmal jedoch gewahrte er in einer geringen Entfernung ein Etwas, von dem er nicht sagen konnte, nach was es aussah. Dort lag etwas, das keine Gestalt hatte, es war von gleicher Farbe wie Staub und schien weder lebend noch tot zu sein, fast als wäre es ein Erdklumpen, und dennoch schien es sich zu bewegen.

Da erhob sich Daniel und schritt auf diese Ungestalt zu und erkannte in ihr einen übelriechenden Aussätzigen, dessen Nase, Ohren, Finger und Zehen bereits abgefault waren, sein Schädel war völlig kahl, die Augen waren ausgeflossen und an Stelle des Mundes gähnte eine offne Höhle, aus der ein unbeschreiblicher Gestank und ein heiseres Zischen drangen.

‚Wer mag nur den hierher gebracht haben, und wer tränkt und nährt ihn bloß?‘ überlegte Daniel. ‚Solange ich jenen nicht sehe, der sich mit ihm abgibt, will ich selber hingehen, ihm Nahrung zu verschaffen und ihn mit Wasser zu tränken.‘

Als Daniel Wasser gefunden, trug er es in seinen hohlen Händen zu ihm hin und begann es schaudernd in den Schlund des Aussätzigen zu gießen, hierauf aber verharrte er weiter bei ihm, um auf einen zu warten, der ihn nachts wegschaffen würde. Jedoch es kam niemand, die Dunkelheit senkte sich herab,

es setzte schneidende Kälte ein und der Aussätzige krümmte sich und klapperte mit den Kiefern. Das klang so furchtbar, daß nicht nur Daniels Herz sich zusammenzog, sondern auch seine Knochen erbebten, plötzlich aber begriff er was er zu tun habe, und sprach zu sich: ‚Dies soll mir eine Lehre und eine Aufgabe sein. Da ich mich damals erdreistet habe, an Gott zu zweifeln, ob Er fähig wäre, die lebendige Seele des Barbaren zum Guten zu lenken, und diesen getötet, will ich jetzt mein Leben jenem hingeben, der hier ohne Hoffnung leidet. Ich will diesem hoffnungslosen Körper dienen, solange die verlöschende Kohle des Lebens in ihm noch glimmt.‘

Und alsbald streifte Daniel die zerlumpten Kleidungsstücke ab, die ihm geblieben, zog sie dem Aussätzigen an und wachte selber nackt bei diesem. Darauf ging er aufs neue Wasser zu holen und tränkte den Kranken wiederum aus seinen hohlen Händen; als das geschehen, suchte er und fand eine kleine Spalte in der Tonerde, erweiterte sie mit seinen Händen und trug den Aussätzigen dorthin. Und obwohl Schorf und Eiter des Aussätzigen an Daniels Körper kleben blieben, wurde ihm doch nicht übel davon, und er fürchtete nicht sich anzustecken. Er hatte seine Aufgabe gefunden und lebte nun bei dem Aussätzigen: tags ging er auf Taglohn aus, abends aber brachte er dem Aussätzigen Speise.

So ging es lange, bis man erfuhr, daß er mit einem Aussätzigen zusammen hause, und ihn nicht mehr in die Stadt hinein ließ. Da säete er Bohnen

aus, die schnell aufwuchsen und von denen sich Daniel und der Aussätzige von da ab nähren konnten.

Als der Aussätzige endlich ganz zerfallen und das Leben aus ihm geflohen war, begriff Daniel endlich, was er von der ersten Minute an, da er seine Sünde begangen und den Barbaren getötet, hätte tun müssen; freilich war er jetzt schon alt geworden und konnte den Leuten nicht mehr den Nutzen bringen, zu dem er in seiner guten Zeit noch fähig gewesen wäre.

‚O Daniel! Daniel!' sprach er zu sich, ‚nicht hättest du die Augen so hoch erheben sollen, sondern hättest auf die Erde blicken müssen und suchen, wem du nützlich werden konntest. Jetzt ist dir nur noch geblieben, zu verenden wie ein alter Hund: denn du bist zu nichts mehr tauglich.'

„O Abba, Abba! Wie habe ich dich gesucht und wie nötig brauche ich dich!" ertönte da eine Stimme. Daniel erblickte einen Jüngling in staubiger Kleidung vor sich.

„Abba," begann dieser, „ich komme zu dir von fern: ich war ein großer Sünder."

„Was tun? Bessere dich!"

„Ja; ich habe erfahren, worin Christi Lehre besteht, und ich will jetzt deinem Beispiel folgen."

„Sei gesegnet", entgegnete Daniel.

„Ich bin von den Menschen gegangen und zu dir gekommen, um dein Schüler zu sein."

„Wenn dich Christi Liebe berührt hat, ist es für

dich nicht mehr schicklich, der Schüler eines Menschen zu sein."

„Dann unterweise mich zum mindesten ein einziges Mal."

„Gut. Aber du mußt mir gehorsam sein."

„Ich verspreche es, Abba."

„Verharre bei Christi Lehre und ziehe aus, den Menschen zu dienen."

Die Erzählung von Theodor, dem Christen, und seinem Freunde, dem Juden Abraham

Es lebten in der griechischen Stadt Byzanz, noch bevor diese Stadt Konstantinopel genannt worden war und von den Russen Zargrad, einmal zwei Nachbarn. Der eine war ein Hebräer, der andere gehörte den heimlich Getauften an; der Hebräer hielt streng am alttestamentarischen Glauben des Propheten Moses fest, der Getaufte aber lebte vernünftig in seinem christlichen Glauben. Friedlich hausten die beiden nebeneinander und gingen verschiedenen Hantierungen nach: der Hebräer verfertigte goldene und silberne Gegenstände, während der Christ Schiffe, die er besaß, mit Waren gefüllt übers Meer schickte. Trotz ihrer nahen Verwandtschaft fielen die beiden einander niemals lästig, hatten sie doch die Gewohnheit, niemals über Punkte des Glaubens zu streiten. Ein jeder von ihnen blieb dem Glauben treu, in welchem er geboren, doch prahlte er weder vor dem andern damit, noch war er jemals darauf aus, des andern Glauben zu verhöhnen. Der Gedanke, welcher die beiden dabei leitete, war folgender: wieviel Erkenntnis in Glaubensdingen Gott einem jeden gegeben — das ist Gottes Wille. Und so verbrachten sie denn viele Jahre glücklich in guter Eintracht.

Ein jeder dieser beiden Nachbarn hatte einen Sohn; die Kinder kamen im gleichen Jahre zur Welt. Der Christ ließ seinen Sohn insgeheim taufen und nannte ihn Theodor, der Hebräer aber beschnitt, getreu dem

hebräischen Gesetz, sein Kind am achten Tage und nannte es Abraham.

Damals war in Zargrad der verbreitetste Glauben noch der heidnische. Die Christen und Hebräer mußten, da sie inmitten von Heiden lebten, bemüht sein, sich möglichst verborgen zu halten, um nicht die Heiden zu reizen und unliebsame Vorfälle heraufzubeschwören. Darum wurden sowohl die Taufe Theodors als auch die Beschneidung Abrahams von ihren Vätern ohne jede Festlichkeit still zu Hause gefeiert, wobei nur die nächsten Verwandten zugegen sein durften.

Als die beiden Nachbarn solcher Art von Gott Erben geschenkt bekommen hatten, waren sie dessen froh. Der Christ sprach: „Freundlicher Nachbar! Gott gebe, daß unsere Söhne ebenso friedlich miteinander leben wollten, wie wir es getan.“

Und der Hebräer sagte das gleiche: „Gott geb's, Nachbar; freilich will mir scheinen, daß unsere Kinder noch einträchtiger leben sollten, haben sie doch an uns, ihren Vätern, ein so gutes Beispiel dafür, daß in der Eintracht Genügen und Glück liegen, in der Zwietracht dagegen allerlei Unruhe und Verderben.“

2

Die Knaben, Theodor und Abraham, wuchsen heran, und als die Zeit gekommen war, daß sie sich gemeinsam ihren Spielen und Vergnügungen hingeben konnten, da trugen die beiden Mütter — die Christin sowohl als auch die Jüdin — sie in die Gärten hinaus und setzten sie nebeneinander hin,

damit sie spielen könnten und den Großen nicht lästig fielen. Die Gärten des Hebräers und des Christen waren bei den damaligen einfachen Sitten durch nichts abgegrenzt. Wenn die Hebräerin ihren Abraham hinaustrug und ins Gras setzte, trug auch die Christin ihren Theodor herbei und setzte ihn neben jenen unter den großen Rosenbusch; dann drückten die Mütter ihren Kindern Spielzeug in die Hände, wie es sich gerade traf, worauf eine jede ihren eigenen Geschäften im Haushalt nachging. Jedesmal aber befahlen die eine sowohl als auch die andere den Kindern auf das nachdrücklichste, sie sollten friedlich und fröhlich spielen, wie sie wollten, dürften es aber nicht wagen, miteinander zu zanken. Und wenn sie wirklich in irgendeiner Sache nicht auskommen könnten, sollten sie unter keinen Umständen über den andern Klage führen, sondern so gut sie es wüßten Frieden schließen.

Unter so einfachen und gütigen Lehren wuchsen die Knaben auf, und es wurde die Einhelligkeit zwischen ihnen mit der Zeit so groß, daß sie einander liebten als wie zwei einträchtige leibliche Brüder. Ja sogar mehr als das, denn unter leiblichen Brüdern eines Blutes gibt es nicht selten Zwietracht und Neid, während bei Theodor und Abraham nichts dergleichen jemals vorkam. Denn was dem einen lieb war, das pflegte auch dem andern zu gefallen. Und daß der eine von ihnen getauft, der andere dagegen beschnitten war, — davon wußten sie ja nichts. Die Eltern, stets beschäftigt und der

Zeit ermangelnd, hatten ihnen keinerlei Aufklärungen hierüber erteilt, und außerdem hätten die Kinder in ihrem jugendlichen Alter wohl kaum verstanden, worin da der Unterschied liegen sollte. Sie spielten in ihrer unschuldigen kindlichen Gedankenlosigkeit miteinander und schliefen, wenn sie genug gespielt, umarmt auf dem Grase ein, wobei ihre Häupter unter dem gleichen Rosenbusch ruhten, in welchem goldene Bienlein summten, die den Kindern nichts zuleide taten, dem Christen so wenig wie dem Juden.

Allein da brach die Zeit heran, daß Theodor und Abraham das Alter erreicht hatten, um in die Schule geschickt zu werden. Es war die Zeit, da das Heidentum in Konstantinopel sein Ende fand und die christliche Lehre zum vornehmsten Glauben erklärt wurde. Die heidnischen Götzentempel wurden entweder zerstört oder in Kirchen umgewandelt, auf den Stadtwänden aber und über den Toren wurden Heiligenbilder gemalt, auf daß ein jeder, der daran vorüber ginge, sich davor verneige und bete.

Es war eine Zeit, da vieles völlig neugestaltet wurde, und einige der Lehrer erklärten der höchsten Obrigkeit, es ginge nicht an, daß Christen und Hebräer die gleiche Schule besuchten, sondern es sei unerläßlich, die Kinder gesondert zu unterrichten, auf daß sie nicht in so zartem Alter zuviel mit den anderen in Berührung kämen, denn wenn sie zusammen wären, sei es unmöglich sie harmonisch zu unterrichten, da doch die Hauptglaubensgebote der Hebräer von Moses, dem Manne Gottes herrührten,

die der andern aber von Christus. „Wir erkennen zwar ihr Altes Testament an, haben ihm jedoch in unserm Neuen Testament eine Ergänzung gegeben, allein die Hebräer denken, daß sie die Ergänzung nicht brauchen und daß es genug sei, wenn sie sich danach richten, was ihnen Moses im Alten Testament befiehlt."

3

Die Mütter Theodors und Abrahams wußten keineswegs genau wie es um ihre Religionen bestellt war, sondern kannten nach weiblicher Art nur das Äußerliche der Lehren. So wußten sie zum Beispiel, daß Jüdinnen zu einer bestimmten Zeit in die Wanne zu steigen und sich zu baden hatten, dies war Pflicht, während die getauften Frauen sich nur dann zu waschen brauchten, wenn es nötig war; oder, daß die Christen Schweinefleisch essen durften, während den Juden das Schweinerne verboten und nicht gestattet war. Das weitere aber, und zwar die Hauptstücke des einen und des anderen Gesetzes, davon wußten sie wenig, und so betete denn eine jede auf ihre Art, wie sie es in der Kindheit gelehrt worden war. Sie kümmerten sich hauptsächlich darum, in ihren so eng benachbarten Haushalten einander möglichst gefällig zu sein, auf daß keines dem andern jemals lästig fiele.

Der alte heimliche Christ und der Hebräer wollten, als es Zeit wurde, daß ihre Knaben unterrichtet würden, diese nicht trennen und führten dieselben

daher dem gleichen Meister zu, der sie in der griechischen Sprache zu unterweisen hatte. Die beiden Knaben lernten gut und fanden solchen Gefallen am Lesen und Schreiben, daß sie geradezu unersättlich darin wurden. Nicht genug damit was sie in der Schule bei ihrem Meister lernten, sie pflegten wenn sie nach Hause zurückkehrten, auch dort in ihren Beschäftigungen fortzufahren. Kaum daß sie gegessen hatten, waren sie alsbald im Garten, setzten sich unter einen Baum, umarmten einander und vertieften sich in die Lektüre — sie lasen von verschiedenen Ländern und von verschiedenen Lehren. Sie lasen der Reihe nach viele Bücher durch und bewahrten, was sie gelesen, wohl im Gedächtnis, so daß der Meister die beiden rühmen und sie den andern als Beispiel hinstellen konnte. Er lobte sie wegen ihrer Fortschritte und rühmte sie wegen ihrer Sittsamkeit, denn es waren stille, einträchtige und freundliche Kinder.

So wuchsen Theodor und Abraham auf, ihren Verwandten zum Trost, den Fremden aber als ein gutes Beispiel.

4

Theodors und Abrahams Väter und Mütter dankten, ein jeder in seiner Sprache und nach den Vorschriften ihres Glaubens, Gott dafür, daß die Knaben so klug und folgsam wären und sie freuten sich ihrer Eintracht. In beiden Familien wurde der Nachbarssohn wie das eigene Kind aufgenommen: wenn Theodor zu

Abrahams Eltern gelaufen kam, waren der Hebräer und die Hebräerin zu ihm so freundlich wie zum eigenen Kinde, und genau das gleiche geschah, wenn Abraham seinen Kameraden besuchte; Theodors Vater und Mutter waren immer herzlich zu ihm, freilich bewirteten sie ihn niemals mit Schweinefleisch.

Der Meister, bei dem Theodor und Abraham sich des Studiums der Schriftgelehrsamkeit unterzogen, war ein Grieche vom alten hellenischen Geistesschlag, ein Schüler der alten philosophischen Schule; er hieß Pamphilos. Er war ein gerechter und weiser Mann, stets bemüht die Keime der Gerechtigkeitsliebe in die Seelen der Kinder zu pflanzen und großzuziehen. Er lehrte sie nicht nur aus Büchern, sondern unterwies sie auch in einer gerechten Lebensführung, auf daß keiner den andern jemals demütige und keiner sich über den andern erhaben dünke, denn, pflegte er zu sagen, wenn in irgendeinem Menschen etwas ist, das die andern überragt, so rührt es nicht davon her, daß es vielleicht sein Eigentum wäre, und er hat es auch nicht bei seiner Geburt mitbekommen, sondern es ward ihm von Gott als Geschenk verliehen. — Und so kam es denn, daß die Schüler des Pamphilos sich niemals vor einander hervortaten, sie prahlten weder mit ihrer Körperschönheit, noch mit der Abstammung ihrer Eltern, weder mit Reichtum, noch mit Rang. Und waren auch in der Schule des Pamphilos viele Kinder, die verschiedenen Glaubenslehren anhingen, so hatte er sie dennoch bald alle dazu gebracht, sich als Kinder eines Vaters zu fühlen,

nämlich Gottes, der Himmel und Erde erschaffen und eine jede Kreatur, den Hellenen sowohl wie auch den Judäer.

Wenn die Zeit ihres täglichen Unterrichts um war, pflegten die Kinder sich gemeinsam heimwärts zu begeben und spielten unterwegs und plauderten vergnügt, zumal Theodor und Abraham, die sich fast Brüder dünkten. Plötzlich aber erschien die neue Verordnung, die Schulen dürften nicht wie früher für alle gemeinsam sein, sondern sie müßten nach Glaubensbekenntnissen abgegrenzt werden. Das Gesetz trat in Kraft. Und alsbald wurden besondere Aufseher ernannt, die über alle Schulen zu wachen hatten, damit die einen Kinder nicht in Berührung mit den andern kämen; diese Aufseher aber wurden ‚Jugendpfleger' genannt.

Die Jugendpfleger begannen ihr Werk, indem sie alles in Augenschein zu nehmen, in alles einzudringen und alles auszuforschen bemüht waren, — und zwar begnügten sie sich nicht nur damit, was die Meister in ihren Schulen lehrten, sondern wollten auch wissen, worin die Eltern ihre Kinder zu Hause unterwiesen. Mit einem Schlage, gewissermaßen mit einem Atemzug sollte alles umgestaltet werden.

Ein solcher Jugendpfleger wurde alsbald auch für die Schule ernannt, in welcher Theodor und Abraham lernten. Er fragte den Pamphilos: „Berichte mir, Pamphilos, waran du glaubst, welches Glaubensbekenntnis du vorziehst und welches du ablehnst."

Pamphilos entgegnete ihm: „Mein Herr, die Vorsehung des Schöpfers hat den Menschen nicht gleichmäßig enthüllt, an was sie zu glauben haben, und so gibt es denn unter uns verschiedene Glaubensbekenntnisse. Doch sehe ich darin noch nichts Schlimmes, schlimm ist nur, daß ein jeder Mensch seinen eigenen Glauben für den besten und den einzig wahren hält und die andern Glaubensbekenntnisse tadelt, ohne recht in sie eingedrungen zu sein. Da ich nun selber keineswegs alle Lehren kenne, kann ich über deren Wahrheit in ihrer ganzen Fülle nicht urteilen und bin daher nicht imstande, den einen Glauben auf Kosten des andern hervorzuheben oder herabzusetzen, da dieses ein Ding ist, das keineswegs meines Amtes ist."

Der Jugendpfleger staunte.

„Warum solch verschmitzte Gedanken?" sagte er. „Das geht nicht."

Da versetzte Pamphilos: „Auf diesem Wege werde ich zum mindesten keinen jemals in einer Irrlehre bestärken."

„Als ob das so ernst wäre, zu irren! Alle irren — das ist durch Reue wieder gut zu machen; wir aber kennen die Wahrheit und haben sie allen zu zeigen. Darum ist es nötig, daß die Menschen nach ihrem Glaubensbekenntnisse abgeteilt werden."

„Hiefür", erwiderte Pamphilos, „gibt es besondere Glaubenslehrer, die ohnehin auf eine Teilung bedacht sind, in meiner Schule aber ist es meine einzige Sorge, daß es in der Auffassungsgabe der

Kinder möglichst keine Unterschiede gäbe und daß die Liebe und Eintracht unter ihnen wachsen."

Das wollte der Jugendpfleger keineswegs loben: „Das", sagte er, „ist ein Trugschluß gelehrter Erwägungen. Es ist im Gegenteil notwendig, daß ein jeder Jüngling sich von jung auf besonders hält und in seinem eigenen Glauben erzogen wird."

Der Meister hingegen konnte diesem wiederum nicht zustimmen und meinte: „Dieses zu lehren ist mir unmöglich."

Da begannen sie einander zu widersprechen und gerieten in Streit, und es kam zu keiner Einigung zwischen ihnen, denn sowohl der eine als auch der andere fand immer neue Beweise für seine Behauptungen.

Schließlich aber gelang es dem Jugendpfleger obzusiegen, indem er sagte: „Du mußt mir gehorchen: ich bin deine Obrigkeit und brauchte deine Gedanken gar nicht zu kennen."

Da antwortete Pamphilos: „Gut, wenn alles so zu geschehen hat wie du es vorschreibst, dann ist es in der Tat überflüssig, dir mit Verstandesgründen zu kommen; allein laß Gnade walten und zwinge mich nicht, die Kinder zu trennen. Meine Schüler sind noch jung, ihr Verstand ist noch schwach, kahlköpfig und kindisch. Wenn sie erst das richtige Alter erlangt haben und in Locken der Vernunft prangen werden, dann werden sie selber, so gut sie es verstehen, in ihre Glaubensbekenntnisse eindringen, doch mag ihnen bis dahin die gute Gewohnheit der kindlichen Eintracht erhalten bleiben."

Der Jugendpfleger errötete vor Zorn: „Was bedeutet die irdische Eintracht?! Man muß die Wahrheit zu erkennen streben."

Pamphilos jedoch fuhr fort zu bitten: „Aber schau doch nur die Kinder an," sagte er, „sie sind alle noch so jung an Jahren, ihr Verstand ist noch so kahlköpfig und noch so schwach, — von all den Dingen, die ein tieferes Eindringen verlangen, können sie ja noch nichts verstehen. Sei gnädig und verschiebe die Trennung auf eine spätere Zeit, mögen sie zunächst gemeinsam den Unterricht genießen und dadurch sich von Jugend auf daran gewöhnen, den Frieden der Seele einzuhalten und einander zu lieben. Dann wird auch die Verschiedenheit ihrer besonderen Ansichten nie imstande sein, ihre Herzen zu trennen."

Der Jugendpfleger schüttelte den Kopf: „Deine Ansicht hat keine Bedeutung für uns", sagte er. „Wir führen jetzt eine Ordnung ein, die uns entspricht, und bald wird in der ganzen Welt alles so sein, wie wir es wollen. Das aber, was wir wollen, das muß ein jeder sich von Jugend auf zu eigen machen und es vor den Augen der andern zur Ausübung bringen. Wenn aber jemand solche Gedanken hat, wie du sie aussprichst, dann taugt er für sein Amt nicht, und ich kann dir mithin nicht gestatten, weiterhin so zu unterrichten."

Da blies Pamphilos in seinen Bart, seufzte und entgegnete: „Geschehe denn dein Wille. Du hast die Macht und ich unterwerfe mich dir. Du willst mir

nicht erlauben, die Schule so zu leiten wie ich es verstehe, dann also nicht: dann werde ich meine Schule schließen und die Schüler entlassen."

„Ja, entlasse sie", antwortete der Jugendpfleger. „Und damit es für die andern ein Exempel sei, will ich dein Tor mit sieben Siegeln verschließen." Und er versiegelte es alsbald. Die Schule wurde geschlossen.

Pamphilos aber berief die Väter seiner Kinder und sprach zu ihnen: „Da ist ein Erlaß herausgekommen, den ich nicht befolgen kann, und so hat der Jugendpfleger meine Schule versiegelt. Führet daher ein jeder entsprechend euren Glaubensbekenntnissen eure Kinder zu andern Meistern. Die Kinder haben bei mir nichts Schlimmes gelernt; gebe Gott, daß sie bei jenen noch Besseres dazu lernen sollen."

Die Väter bedauerten zwar, daß der sanfte Pamphilos ihre Kinder nicht länger unterrichten konnte, unterwarfen sich jedoch dem Gesetz und brachten die Kinder in andere Schulen, ein jedes entsprechend seinem Glauben.

5

Dies war das erste Mal, daß die Knaben Theodor und Abraham getrennt wurden. Theodor kam in eine besondere Schule für Christen, in der es einen Lehrer gab, der sich für gerechter hielt als alle anderen Menschen, Abraham aber wurde von seinem Vater in den Cheder zu einem Juden geführt, der sich selber

für klüger hielt und reiner als alle andern Geschöpfe. Er kannte den ganzen jüdischen Talmud auswendig und ebenso alle Regeln, nach welchen die Leute anderen Glaubens als ‚unrein' erklärt wurden.

Das erste, was die neuen Lehrer ihren Schülern geboten, war, daß sie sich nicht einmal im Scherz mit den Schülern fremder Schulen abgeben dürften, wer aber dieses Gesetz übertreten würde, dem drohte in der Schule die Gerte.

Um den Kindern eine Erklärung hiefür zu geben, sagte einer der Lehrer: „Wir allein sind es, die Gott auf die beste Weise behandelt, und nur was unser ist, ist rein, alle andern aber liebt Gott viel weniger als uns, und alle andern sind unrein, und so ist auch alles, was sich bei ihnen befindet, ebenso unrein. Alles, was jene besitzen, muß man ihnen fortnehmen und zur Heiligung bringen, um es darauf sich selber anzueignen. Dann wird es rein, selber aber soll man danach mit den Unreinen keinen weiteren Umgang pflegen. Und wenn einer in seiner Einfalt mit solchen umgehen sollte, der wird dadurch unrein werden, und Gott wird nicht mehr für ihn eintreten, und was mich betrifft, so werde ich ihn ohne Barmherzigkeit mit der Gerte auspeitschen und ihn darauf einem anderen Lehrer übergeben, der ihn seinerseits einem dritten überantworten wird, so daß es schließlich so weit kommen mag, daß er auf Erden kein Leben mehr haben wird. Doch nicht genug damit, auch nach seinem Tode noch wird er in jener Welt mit erzenen Ruten im feurigen Bade gestrichen, auf

den glühenden eisernen Stuhl gesetzt und immerzu gepeinigt werden bis in die Unendlichkeit."

Der andere Lehrer gab diesem keineswegs nach und nannte auch alles, was ihn selber betraf, rein und schalt das Fremde unrein und drohte gleichfalls, die seinem Unterricht anvertrauten Kinder zu Tode zu prügeln und sie auch nach dem Tode noch aller Freuden verlustig gehen zu lassen.

Als die Schüler das erste Mal, nachdem sie derartige Unterweisungen erhalten, ihre Schulen verließen, kam es ihnen in der Tat vor, als bestünden zwischen ihnen und ihren früheren Kameraden Unterschiede. Denn statt, wie vorher, auf kindliche Art miteinander umzugehen, erinnerten sie sich, mit den andern zusammentreffend, alsbald der Gebote ihrer Lehrer, stellten sich vor den andern auf und schrien:

„Komm nicht näher! Du bist unrein."

Die andern aber entgegneten: „Du bist selber unrein."

Und Theodor hörte, wie solches von Abraham gesagt wurde, und auch Abraham mußte hören, wie sie Theodor als unrein bezeichneten.

6

Heimgekehrt waren Theodor und Abraham zum ersten Mal in ihrem Leben im Zweifel darüber, ob sie wie früher zusammenkommen dürften.

Bei ihren Müttern holten sie ihre Brote und liefen dann wie immer in den Garten hinaus zum gleichen Platz, auf dem sie stets gespielt; diesmal

jedoch eilten sie nicht aufeinander zu, sondern blieben in einer gewissen Entfernung stehen, als wäre zwischen ihnen eine Schranke.

So standen sie, kauten, schauten einander mit gesenkten Köpfen an und wagten nicht näher heranzugehn.

Endlich sagte der eine: „Uns ist befohlen worden", sagte er, „keinen Umgang mehr mit euch zu pflegen."

Der andere aber erwiderte: „Uns hat man das gleiche gesagt."

Sie schwiegen eine Weile.

„Unser Lehrer hat von euch gesagt, daß ihr unrein seid."

„Auch unserer hat von euch gesagt, daß ihr unrein seid."

„Nein, wir sind nicht unrein — unser Gott hat uns ein besonderes Gebot gegeben; wir dürfen kein Schweinefleisch essen, ihr aber eßt es."

„Warum eßt ihr es denn nicht?"

„Das weiß ich nicht."

Wieder schwiegen sie eine Weile.

„Schmeckt das Schweinefleisch eigentlich gut, oder wie?"

„Wenn Mutter es mit Pflaumen und Oliven backt, dann schmeckt es sehr gut."

Abraham wurde nachdenklich. Er hatte schon häufig, wenn er Theodor besuchte, festgestellt, wie appetitlich Schweinefleisch mit Pflaumen roch, und nun kitzelte es ihn unter der Zunge. Da spuckte Abraham aus und sprach: „Es ist unrein!"

Theodor dagegen erwiderte: „Meine Mutter backt nichts Unreines.... Und unsere Schule ist besser als eure.“

Abraham antwortete: „Und unsere ist noch besser als eure. Wir haben einen Melamed mit grauen Locken, der alles weiß.“

„Unserer weiß auch alles!“

„Unserer weiß von euch, daß ihr unrein seid und wir rein.“

„Das sagt unserer auch, daß ihr unrein seid.“

„Na, warte, das werd ich dem Vater sagen.“

Beide liefen zu ihren Vätern und erzählten es ihnen und kehrten gleich darauf zurück, um in ihrem Streit fortzufahren:

„Vater sagt, daß euer Lehrer Dummheiten schwätzt.“

„Mein Vater sagt ebenfalls, daß euer Lehrer Dummheiten redet.“

Es kam dazu, daß sie seit jenem Tage tagtäglich auf diese Weise miteinander abrechneten, und nicht lange darauf begannen Theodor und Abraham, die seit ihrer Geburt Freunde gewesen, aufeinander mit den Fäusten loszuspringen und Rippenstöße auszuteilen.

„Ach, du Jud!“ rief der eine.

Und der andere: „Ach, du irrgläubiger Goi!“

Das gleiche spielte sich in der gleichen Art auch mit andern Kindern ab. Wo immer Kinder verschiedengläubiger Väter zusammentrafen, wollten sie nicht mehr in Eintracht ihren früheren Spielen nach-

gehen, sondern waren jetzt nur noch darauf aus, eines das andere zu verlachen und zu beschimpfen, und zwar unbedingt dabei den fremden Glauben oder den Vater und die Mutter des andern auf die allerverletzendste Weise antastend.

Sie wußten zwar von den Verschiedenheiten ihrer Glaubenslehren noch sehr wenig, und was sie wußten war höchst oberflächlich, allein sie stritten dafür viel, und diese Streitigkeiten endeten häufig mit Prügeleien.

7

Die Kinder wurden die Veranlassung, daß bald darauf auch die Väter zu streiten begannen und ihren Kindern befahlen, die andern zu meiden.

„Durch euch, einzig durch euch ist dieser ganze Hader gekommen."

Theodors Mutter und Abrahams Mutter begaben sich eines Tages hinaus, um ihre Kinder zu suchen, und mußten sehen, wie ihre Söhne sich im Garten in feindlicher Haltung gegenüberstanden und sich Püffe versetzten; die Augen der beiden brannten, sie schüttelten die Fäuste gegeneinander. Und der eine schrie: „Komm nur heran!" und der andere schrie das gleiche.

Die Mütter trennten sie. Jede zog den ihrigen am Ärmel zurück und meinte: „Erstaunlich, daß sie früher nie gestritten haben. Deiner hat gewiß angefangen."

Und die andere versetzte: „Wie kommst du dar-

auf, meinen anzuschwärzen? Meiner war immer still, es ist der deine, der beginnt."

So gerieten sie in Streit: ‚Deiner ist so', und ‚deiner ist so', und zeterten nur so drauf los.

„Daß du deinen Fuß", rief die eine, „nicht mehr in unsern Garten setzest!"

Und die andere sagte das gleiche.

Worauf die erste alsbald Steine auflas und mit ihnen eine Grenzlinie bildete, damit weder Theodor noch Abraham diese jemals überschreiten sollte.

Die andere aber höhnte: „Ich kann wohl noch eine Reihe Steine dazu werfen." Und begann die Steine hinzuschleudern, wobei sie sich in ihrem Unwillen so ungeschickt anstellte, daß der eine Stein die Nachbarin traf. Diese begann zu winseln.

Alsbald stürzten sie sich aufeinander und begannen sich die Kleider abzureißen und einander in die Augen zu spucken. Die Kinder folgten ihrem Beispiel. Es kam zu einem Handgemenge, und es entstand ein so großer Lärm, daß die andern Nachbarn es hörten und alsbald in ihre Gärten hinausliefen, zuzuschauen wie zwei Weiber sich prügelten und die Kinder diesen halfen. Endlich vernahmen auch Theodors und Abrahams Väter, daß ihre Frauen und Söhne rauften, und eilten hastig herbei sie zu trennen, aber es fügte sich so, daß sie selber in die Prügelei hineingezogen wurden. Die Nachbarn aber sahen über die Zäune hinweg der Schlägerei zu und nahmen vorerst mit ihren Armen nicht tätig

daran teil, sondern bemühten sich nur, ihre Glaubensgenossen durch Gebete zu unterstützen.

Schließlich jedoch litt es den einen und den andern nicht länger, sie kletterten über die Mauern und begannen mit den Fäusten mitzuwirken, so daß eine allgemeine Schlacht daraus wurde.

Nicht lange, und es erschienen Söldner und trieben die Menge auseinander, die beiden Männer aber, welche die Schlägerei begonnen hatten, wurden von ihnen festgenommen, in den Block gespannt und an den Beinen mit Klötzen beschwert, worauf dem Regenten gemeldet ward, daß diese Personen sich ihres Glaubens wegen verunreinigt hätten.

Der Regent befahl, den Christen freizulassen, den Juden aber zu züchtigen und ihm außerdem noch eine Geldstrafe aufzuerlegen zum warnenden Beispiel, damit die andern hinfort nicht wagen sollten, jemals mit Getauften zu hadern.

Seit jener Zeit war es mit der nachbarlichen Eintracht, die vorher zwischen Theodors und Abrahams Vätern geherrscht, vorbei. Unmut war an Stelle der freundschaftlichen Beziehungen getreten, und keiner der beiden konnte den andern anschauen ohne Zorn. Damit es aber in Zukunft nicht mehr zu einem solchen Handgemenge kommen könnte, richteten sie hohe Steinmauern auf, so daß keiner in das Grundstück des Nachbarn zu schauen vermochte. Und so verstrickt in Zwietracht alterten die beiden vormals guten Nachbarn und starben schließlich hinweg.

8

Allein die Zeit schritt weiter, wie Gott es ihr gewiesen, und Theodor und Abraham wuchsen heran, beendeten ihre Lehrjahre und begannen selber Handel zu treiben. Beide setzten die Geschäfte fort, die ihre Väter begründet hatten.

Theodor trieb Handel mit überseeischen Städten, während Abraham goldene und silberne Geräte verfertigte. Beide hatten ihr gutes Auskommen, sahen sich jedoch, obwohl sie in der Kindheit so nahe befreundet gewesen, jetzt niemals mehr, bis sich eines Tages ein eigenartiger Vorfall zutrug.

Es war Feiertag, und Theodor erging sich außerhalb der Stadt in den Hainen, die über der Bucht lagen, da sah er plötzlich, wie einige Männer, mit denen er gemeinsam in der gleichen Schule Unterricht genossen, über Abraham herfielen, ihm mehrere goldene Ringe abnahmen und ihm zudem noch schlugen, wobei sie sagten: „Da hast du es, Jude, weil du unsern Feiertag nicht ehrst und auf daß du dich hinfort nicht unterstehst, an einem solchen Tage zu arbeiten und ihm dadurch Mißachtung zu erweisen.“

Da mußte Theodor der Kindheit gedenken und fühlte Mitleid mit Abraham: warum kränkten sie ihn? Theodor mischte sich ein.

„Warum kränkt ihr ihn?“ fragte er. „Was Böses hat er euch angetan?“

Jene aber entgegneten: „Er hat unsern Glauben mißachtet.“

„Wodurch hat er das getan?“

„Obwohl wir den Tag heiligen, trägt er seine Arbeiten aus und hat ferner, als er am Tor vorbeikam, auf welches ein Heiligenbild gemalt ist, sein Haupt nicht entblößt.“

Allein Theodor kannte nicht nur das Evangelium, sondern auch die Satzungen hebräischer Frömmigkeit, und erwiderte hierauf: „Ihr habt unrecht, so zu handeln. Arbeiten wird nie als Sünde angesehen. Es steht geschrieben: wenn dir ein Lamm in die Grube fällt, wirst du es nicht dennoch, obwohl es Feiertag ist, herausziehen? Und daß er das Haupt nicht entblößt, auch das kreidet ihr ihm vergebens an: dies war keine Kränkung, denn obwohl wir nach unserem Brauch das Haupt vor einem Heiligtum entblößen, ist bei jenen genau das Gegenteil gebräuchlich: es ist bei ihnen Sitte, vor einem Heiligtum mit bedecktem Haupte zu verweilen, das Haupt davor zu entblößen, würde bedeuten, daß man ihm Mißachtung erweise.“

Es war in der Tat so, wie Theodor gesagt, aber jene glaubten ihm nicht und brachen los: „Das lügst du: wie kann man vor einem Heiligtum mit bedecktem Haupte verweilen? Das hast du dir ausgedacht!“

Theodor aber entgegnete: „Nein, ich weiß es gewiß und spreche die Wahrheit.“

„Wie kommt es dann, daß dir eine solche Wahrheit bekannt ist, uns dagegen unbekannt blieb? Sind wir doch alle in der gleichen Schule unterrichtet worden.“

Allein Theodor erwiderte: „Bevor ich zur Schule kam, habe ich zu Hause in Büchern von jenem Glauben gelesen."

„So so . . . Nun," riefen jene, „dann bist du wohl am Ende selber gar ein heimlicher Jude."

Von allen Seiten drängten Leute herbei, die sich am Feiertag zu ergehen pflegten, und begannen zu fragen: „Was für ein Lärm und worum der Streit?"

Die ersten riefen ihnen schnell schnatternd zu, sie hätten einen Juden bei Respektlosigkeit ertappt, Theodor aber sei, obwohl ein Getaufter, für den jüdischen Glauben eingetreten und habe gleichzeitig den eigenen herabgesetzt.

Da drangen alsbald die Leute, ohne sich erst genauer zu erkundigen, auf Theodor ein: „Du bist schuld!"

„Wodurch? . . . Ich habe niemandem Böses getan."

„Wie?" riefen jene, „nicht Böses getan! Bist du etwa nicht für den Juden eingetreten?"

Theodor mochte nicht lügen und wollte erzählen, was der Anlaß des Ganzen gewesen und weswegen er sich für Abraham eingesetzt, jene aber unterbrachen ihn und schrien wie ein Mann: „Das ist alles gleichviel: wenn du die jüdischen Gewohnheiten rechtfertigst und den eignen gleichsetzest, so ist es dasselbe, als wolltest du den jüdischen Glauben preisen. Empfanget denn die gleiche Belohnung."

Und alsbald begannen alle auf die beiden los=

zudreschen — auf Abraham sowohl als auch auf Theodor.

Und schlugen die beiden zu Boden und ließen sie im Hain liegen an einem dunkeln Platz.

9

Dort lagen Theodor und Abraham bewußtlos lange Zeit, als aber die Nacht mitsamt ihrer Kühle gekommen war, erlangten die beiden nach und nach das Bewußtsein und schickten sich an, aufeinander gestützt nach Hause zu hinken. Und da sie endlich kurz vor der Dämmerung zu Hause angelangt waren, sprach Abraham zu Theodor: „Freund Theodor, du hast mir Gnade und Barmherzigkeit erwiesen. Ich bin dein Schuldner fürs ganze Leben, noch mehr wert jedoch ist mir, daß du ein gerechter Mann bist und Gott mehr fürchtest als die Menschen.“

Theodor entgegnete: „Freund Abraham, so und nicht anders sollte es auch sein: denn dies hat Jesus Christus uns gelehrt, und ich will würdig sein, mich Seinen Schüler heißen zu dürfen.“

Abraham erwiderte: „Ja, doch fassen längst nicht alle Schüler deines Lehrers Seine Lehre so auf wie du.“

„Was tun?“ versetzte Theodor. „Bei den Hebräern ist es ja das gleiche: die menschlichen Triebe verdunkeln die göttlichen Gebote für die meisten.“

„Das ist richtig,“ meinte Abraham und fügte mit einem Seufzer hinzu: „ob wohl irgendwann

einmal alle Menschen die Wahrheit erkennen werden, daß der Schöpfer keinerlei Spaltung will?"

„Alle werden es begreifen, freilich nicht um die gleiche Zeit."

„O Herr, o rücke diese Zeit näher heran!"

Theodor lächelte. „Schau," sagte er, „wir liebten einander, da wir Kinder waren, Abraham, und spielten mitsammen und haben auch gemeinsam unter einem Busch geschlafen, danach aber zwangen uns die Menschen, getrennt zu leben. Ich meine aber, du hast nicht wahrgenommen, was soeben geschehen ist: wir haben soeben gemeinsam ein Gebet an Gott gerichtet! . . ."

Abraham erwiderte: „Möge in euch allen der Geist eures Lehrers leben und nicht der Geist anderer, die wohl Seinen Namen kennen, jedoch Seines Geistes ermangeln."

Hierauf wurden sie aufs neue zu Freunden wie vormals und fanden nach alter Kindergewohnheit großes Vergnügen daran, nach den täglichen Mühen des Tages beieinander zu stehen und zu plaudern.

Ihre Häuser betraten sie gegenseitig freilich nicht, fürchteten sie doch, hierdurch das Gerücht noch mehr zu nähren, das ohnehin über sie in Umlauf war. Denn von Theodor sprachen die Seinen, er hätte sich nur darum für den Juden eingesetzt, weil er sich selber insgeheim dem Judentum ergeben und sogar nach jüdischem Brauch beim Gebet hüpfe; von Abraham aber erzählten die Juden, er hätte ein Schweinsohr verzehrt und Mosi Gesetz verleugnet,

um insgeheim dem Christentum anzuhängen und dadurch die Gunst der Obrigkeit zu erlangen. So kam es denn, daß die beiden sowohl von ihren Verwandten als auch von den andern Personen ihrer Kreise mancherlei ärgerliche Vorwürfe zu erleiden hatten.

In der Tat war freilich nichts dergleichen geschehen. Theodor und Abraham waren beide im gleichen Glauben verblieben, in welchem sie geboren worden waren. Doch vermieden sie genau so, wie sie in der Kindheit niemals darüber gestritten, wessen Glauben besser oder gottgefälliger sei, auch jetzt jeden Streit über Glaubensfragen. Im Gegenteil, es schien fast, als wäre ein jeder jetzt noch fester davon überzeugt, daß sowohl der eine wie auch der andere Glaube es in jeder Beziehung ermögliche, daß ein Mensch seiner selbst Herr würde, wenn man nur den Glauben recht auffasse und keinerlei hinterlistige Absichten besitze und auch keine solchen Gewohnheiten, die dem Frieden schädlich werden konnten.

Da sie sich darüber klar geworden, nahm jedesmal wenn die Rede darauf kam das Gespräch einen stillen und freundschaftlichen Charakter an.

Theodor sprach eines Tages zu Abraham: „Es ist jammervoll, mitansehen zu müssen, wie viel Zwietracht unter den Menschen durch Streitigkeiten über den Glauben entstanden ist.“

Und Abraham entgegnete: „So muß es auch sein. Da schon unsere Augen so eingerichtet sind, daß sie nicht gleich weit und gleich hoch zu schauen

vermögen, wieviel mehr muß es dem Verstande unmöglich sein, alles gleich gut zu erkennen, und daher rühren die Verschiedenheiten. Wenn Gott es anders gewünscht hätte, alle Menschen würden gleich gut sehen und gleich tief erkennen; allein Gott hat es nicht so erschaffen, sondern Er erschuf die Verschiedenheit der Erkenntnisse. Daher denn auch die verschiedenen Glauben."

Theodor stimmte mit ihm überein.

„So ist es," sagte er, „trotzdem jedoch ist mir die Zwietracht, die hierdurch entsteht, qualvoll und bedrückt meine Seele."

„Die Zwietracht", entgegnete Abraham, „rührt daher, daß man nicht verstehen will, daß jeder Glauben zum gleichen einzigen Gotte führt. Der kluge Gottesfürchtige wird, welchem Glauben er auch angehöre, stets den Wunsch haben, die Wahrheit in jedem Glauben zu verehren."

Und aufs neue stimmte Theodor mit ihm überein.

„Ja," sagte er, „und darum bin ich längst der Ansicht, daß deine Glaubensgenossen vergeblich auf Christus zürnen. Denn sie begreifen nicht, daß es Sein einziges Ziel war, allen Menschen das Gute zu bringen, und daß Er dafür von der Wut der Unverständigen getötet wurde."

Abraham war hiemit einverstanden.

„Du hast recht, kein Wort weiter," sagte er. „Der Galiläer, von Dem du sprichst, wahr ehrenhaft, heilig und überaus weise, jedoch es verstehen Ihn nicht nur die schlechten Schüler Mosi nicht,

welche glauben, mit ihrem Haß ein gottgefälliges Werk zu vollbringen, sondern es verstehen Ihn auch viele deiner eigenen Glaubensgenossen nicht, und dies ist um so trauriger, als sie ihn sogar für einen Gott halten und dennoch Seine gute und heilige Lehre nicht befolgen. Beklage das mit mir, Theodor mein Freund, denn hiedurch vermöget ihr nicht, Jesus in der ganzen Kraft Seines sieghaften Testamentes vielen nahe zu bringen, und stoßet manch einen sogar vor den Kopf und zwinget ihn, an der Wahrheit eures Glaubens zu zweifeln."

Da seufzte Theodor und sprach: „Abraham, du bezwingst mich!"

Jedoch Abraham entgegnete: „Auch du bezwingst mich! Man soll nicht über Gott streiten, sondern soll sich bemühen in Frieden zu leben."

Abraham drückte seine Daumen in seine Augen und sang getragen, wie die Juden es tun: „Umein!" das heißt Amen, oder wie wir es sagen, wahrlich so sei es.

Da umfing ihn Theodor von ganzem Herzen, preßte ihn an sich und flüsterte: „Er ist jetzt mitten unter uns."

Abraham erwiderte: „Nun, und was denn? Weile unter uns, Galiläer!"

Theodor war von Rührung tief ergriffen und brach in Tränen aus. „Weile!" betete er. „Verweile! Wir wollen Dir eine Hütte bauen."

„Und wiederum sang Abraham: „Umein!"

So geschah es, daß Gespräche über den Glauben

zwischen Abraham und Theodor die Eintracht niemals störten. Täglich gingen sie in ihre abgegrenzten Gärten und stellten sich dort auf die Bänke, um über die Mauer hin miteinander plaudern zu können, allein dies währte nicht lange.

Für Glaube, Liebe und Hoffnung nahte eine schwere Prüfung.

Theodor und Abraham waren voll des Friedens, ringsum aber atmete alles bereits anderen Geist, und was immer auch geschah, es wurde benutzt, um Unruhe zu stiften.

10

Theodor wurde von mehreren aufeinanderfolgenden Schicksalsschlägen getroffen. Es war fast so, als zöge jeder Schicksalsschlag einen weiteren alsbald nach sich. Es begann damit, daß Theodor von einer Krankheit befallen wurde, die ihn auf lange Zeit ans Bett fesselte, seine Kinder erkrankten am gleichen Übel und starben eins nach dem anderen weg und schließlich wurde ihm auch seine junge Gattin, die er zärtlich geliebt hatte und die ihm in seinem Hauswesen eine große Hilfe gewesen war, vom Tode genommen.

Theodors seelische Kraft ließ in diesen Kümmernissen nach und er wurde unordentlich in der Führung seiner Geschäfte, die Mietlinge aber, deren er sich bediente, spielten ihm, obwohl sie Getaufte waren, übel mit und benutzten sein Unglück, ihm vieles zu rauben. Dazu kam noch, daß ein Schuldner, dem Theodor wie einem Bruder vertraut hatte, ihn grau-

sam betrog und einen Eid leistete, daß er die Schuld längst zurückgezahlt hätte. Theodors Vermögen erlitt hiedurch eine sehr erhebliche Einbuße, und er verfiel in Trübsinn. Die Menschen aber begannen über ihn zu schwatzen, und von allen Seiten bekam er zu hören: ‚Geh in dich: weswegen bestraft dich Gott wohl so? Gewiß ist dir dies alles nur deswegen geschickt worden, weil du mit einem Juden, einem Feinde des Christenglaubens, Freundschaft hältst.‘

Theodor glaubte solchen Einflüsterungen nicht und wollte von diesen Dingen nichts hören, sondern entgegnete: „Das ist kein Trost, den ihr mir gebt, sondern ihr bereitet mir nur Ärger. Ihr wißt selber nicht, was ihr da sprecht; Christus hat uns nicht nur geboten, keinen Menschen zu hassen, sondern befohlen, alle zu lieben.“

„Mit Ausnahme der Juden,“ ward ihm zur Antwort.

Theodor aber sagte: „Davon steht kein Wort im Evangelium.“

„Der Jude ist der Feind unseres Glaubens.“

„Er ist nur dann Feind, wenn er nicht begreift, was unser Glauben lehrt, sondern ihn nach uns beurteilt. Daran sind wir allein schuld, denn wir sind immer noch böse uud wollen uns nicht bessern und nicht nach Christi Geboten leben. Mein Nachbar Abraham hat sich nie unterfangen, meinen Glauben zu schmähen, und spricht von Christi Lehre sogar mit großer Achtung; doch wenn er auch ein Feind

wäre, ich als Christ bin dennoch verpflichtet, ihn, den Feind, mit Barmherzigkeit zu behandeln, um hiedurch Christi Willen zu erfüllen. Oder habt ihr vergessen, daß Christus noch am Kreuz für Seine Feinde bat?"

Da entgegnete man ihm: „Wir können uns nicht mit Christus vergleichen — Er ist ein Gott, wir sind nur Menschen. Du treibst Gotteslästerung."

„Nein, es ist nicht Gotteslästerung," sprach Theodor, „ich sage nur, daß man Christus nachfolgen muß, denn wenn die anderen Menschen einst gewahr werden, wie gütig wir sind, könnte es geschehen, daß sie in Bälde unsern Glauben lieb gewinnen. Güte allein macht es uns möglich, Christus der ganzen Welt zu offenbaren, damit diese ihn verehre."

Da erzürnten sich die Menschen noch mehr über ihn, in ihrer Schar aber gab es einen gewissen Nikodemus, den Chrysambereiter, welcher Chrysam verkaufte, — und dieser hub an zu allen zu sprechen, daß es Sünde sei Theodor zuzuhören, denn Theodor wäre als Freund der Juden bereits verdammt, und er, Nikodemus, habe im Schlaf ein Gesicht gehabt, daß Theodor nichts hinfort glücken, sondern daß ihm noch größeres Ungemach zustoßen würde, und daß jenen, die mit Theodor Umgang pflegen wollten, ebenfalls nichts als Ungemach bevorstünde.

Allein Theodor hörte nicht darauf und grämte sich nicht darüber, daß alle ihn verlassen hatten, sondern blieb bei seiner Überzeugung, daß es keine böse Tat sein könnte, daß er mit Abraham die alte

Kinderfreundschaft wieder aufgenommen; war doch dieser ein ehrenhafter Mann, der fest an seinem eigenen Glauben hing und keinen fremden Glauben herabsetzte, sondern sogar den Mut hatte, das Gute daran als gut zu bezeichnen.

II

Eines Tages kam Abraham zu Theodor und sprach zu diesem ohne Zorn: „Theodor, mein Freund, mir ist zu Ohren gekommen, daß deine Glaubensgenossen unzufrieden mit dir sind, weil du soviel Zuneigung für mich bekundest. Allein gib Obacht, daß nichts Schlimmes daraus entsteht."

Theodor entgegnete ihm: „Freund Abraham, ich liebe dich und vermag nicht anders zu handeln. Da wir noch Knaben waren, gelang es den Menschen, uns zu veruneinigen, jetzt aber, da wir erwachsen sind, werden wir dergleichen nicht mehr zulassen. Freilich wird meine Seele krank durch die gewaltigen Mißgeschicke, die mir zugestoßen. Sollte es in der Tat Wahrheit sein, daß Gott mich verlassen?"

„Glück und Unglück wechseln im Leben miteinander ab", versetzte Abraham. „Gott, der die Christen, Hebräer und auch die dunkeln Heiden erschaffen, hat keinen die Geheimnisse ihrer Lose enthüllt. Es ist allzu dreist von den Menschen, wenn sie in Gottes Geheimnisse einzudringen versuchen und auf ihre Weise auslegen, aus welchen Gründen dem einen Menschen Glück und dem andern Unheil gesandt wird. Sowohl unser als auch euer Glaube sagt aus,

daß es keineswegs Menschenwerk ist, dies zu enthüllen und auszulegen. Unser Menschenwerk ist: helfen, so gut wir können, dem andern helfen; unserer Freundschaft droht jetzt ein großer Stein des Anstoßes, denn es wird sowohl schwierig für dich als auch schrecklich für mich sein, wenn dich noch ein neues Unheil treffen sollte. Darum bitte ich dich, laß dich nicht durch deine freundschaftlichen Gefühle für mich behindern, sondern zeige allen, daß du mich gering achtest, ich aber werde dir in meinem Innern deswegen nicht zürnen."

Diese Worte bewirkten, daß Theodor das Herz weh tat.

„Nein", sagte er, „Abraham, du bist mein Freund von Kindesbeinen auf und hast mich niemals und durch nichts gekränkt, so will denn auch ich dich nicht durch eine solche Behandlung kränken."

„Tu, was du für recht hältst", antwortete Abraham, umarmte Theodor und fügte tränenerstickt hinzu: „Gott allein weiß, wozu diese Prüfungen gut sind; wir aber wollen einander treu bleiben, dann wird auch Gott unsere Treue nicht demütigen wollen."

Diese Worte wechselten die Freunde am hellen Tage miteinander, des Nachts aber sammelten sich über ihrer Stadt Wolken und es fiel der Blitz vom Himmel und verzehrte in einem Augenblick Theodors ganzes Haus und all seine Speicher und Kammern, in denen die Waren lagen, die er gerade gekauft hatte, sie übers Meer zu senden.

12

Nachdem ihm dieses letzte Unheil widerfahren, wichen alle Menschen Theodor aus, als wäre er verseucht, und begannen in Wahrheit zu glauben, daß man ihn nicht kennen dürfe, denn nun sei es gewiß, daß Gott seinen Zorn auf ihn geworfen.

Trübselig stand Theodor auf der Brandstätte und dachte: ‚mir wird wohl von keiner Seite Hilfe kommen.' Da rief ihn eine bekannte Stimme vom Zaun her an. Theodor richtete den Kopf auf und erblickte Abrahams Gesicht.

„Was sorgst du dich?" fragte Abraham. „Ist man in Not geraten, muß man schnell zusehen, sie zu beseitigen."

Allein Theodor erwiderte ihm: „Ich habe nichts, die Not zu beseitigen; ich habe alles was ich besaß verloren, und weiß wahrlich nicht, was ich jetzt beginnen soll."

„So will ich dir Geld leihen, damit du deine Lage verbessern kannst."

„Du spottest meiner, Abraham!"

„Nein, ich spotte nicht."

„Um meine Lage zu verbessern, müßte ich jetzt mindestens tausend Litras Goldes haben."

„Und was würdest du damit beginnen?"

„Ich würde aufs neue Waren aus Zargrad kaufen und mit denen nach Alexandria fahren, wo ich sie für den dreifachen Preis veräußern kann; so könnte ich dir die Schuld zurückzahlen und hätte selber Gewinn."

„Das scheint mir recht wohl ersonnen, — komm denn zu mir und hole dir bei mir tausend Litras Goldes, ich will sie dir leihen."

„Wen aber könnte ich dir als Bürgen stellen, daß ich dich nicht betrügen und dir die Schuld zurückzahlen werde?"

„Ich brauche keinen Bürgen. Mag unsere Kinderfreundschaft Bürge sein."

Da rief Theodor: „So wahr ich Jesus Christus liebe, versichere ich dir, daß ich dich nicht betrügen will."

Und Abraham entgegnete: „Ich weiß es, wie sehr du Ihn ehrst und glaube dir daher noch mehr. Du wirst Seinen Namen nicht eitel nennen. Komm denn und hole das Geld."

„Wie aber, wenn mich das Mißgeschick verfolgen sollte, wirst du nicht am Ende denken, daß ich Christi Namen fälschlich gebraucht?".

„Nein, ich weiß, daß du ein getreuer Mensch bist. Komm zu mir, hole dir schnell die tausend Goldstücke, rüste ein Schiff aus und schwimme mit deiner Ware nach Alexandria."

Theodor schrieb Abraham einen Schuldschein und unterzeichnete ihn, Abraham aber zählte Theodor die tausend Goldstücke auf, und alsbald kaufte dieser die für Alexandria bestimmten Zargrader Waren, belud ein Schiff mit ihnen, nahm Abschied und begab sich nach Ägypten.

Alle Leute waren voller Verwunderung darüber, woher Theodor so viel Geld hätte, und tuschelten

unter einander: ‚Er hat das Geld gewiß in der Erde vergraben gehabt.‘ Allein als die Zeit für Theodor gekommen war, ins Meer zu stechen, begab er sich noch einmal zu Abraham, von diesem Abschied zu nehmen, dankte ihm wieder und sprach: „Glaube mir, Freund Abraham, ich werde dich nicht betrügen und Christi Namen nicht entheiligen.“

Abraham erwiderte: „Ich zweifle nicht daran. Ein guter Mensch kann nicht den in Schande bringen, den er als seinen Meister liebt und achtet. Geh hin mit Gott, was immer auch geschehe, ich werde dir mein Vertrauen nicht entziehen.“

Und doch war es Abrahams Vertrauen vorausbestimmt, noch viele Prüfungen zu überstehen.

13

Wohlbehalten langte Theodor mit seinen Zargrader Waren in Alexandria an und trieb dort einträglichen Handel. Er gewann so viel Geld, daß er nicht nur imstande gewesen wäre, Abraham die ganze Schuld leicht zurückzuzahlen, sondern auch noch genug für sich selber behalten hätte. Jedoch als er sich auf dem Rückweg nach Konstantinopel befand, zerschlug ein schwerer Sturm sein Schiff; mit Mühe und Not gelang es Theodor sich an ein Brett geklammert zu retten, sein ganzes Gold aber war verloren.

Vorüberfahrende Schiffe zogen Theodor aus dem Wasser, brachten ihn nach Konstantinopel zurück und setzten ihn dort als einen Bettler an Land.

Theodor wartete verborgen die dunkle Nacht ab und schlich erst in später Stunde gebückt und in Fetzen unschicklicher Kleidung gehüllt, welche man ihm auf dem Schiff gegeben, zu seiner verwüsteten Brandstätte hin, kroch dort in eine Kellerhöhle und brach in Tränen aus.

Er schämte sich, Abraham ins Gesicht blicken zu müssen, schämte sich, ihm erzählen zu müssen, welch eine schlimme Wendung der Handel genommen und was mit dem Gelde geschehen. Abraham aber hatte derweilen die Nachricht von Theodors Rückkehr vernommen und stöberte ihn alsbald in der Höhle auf, kroch hinein und sprach zu ihm: „Laß' ab, Theodor, weswegen schämst du dich? Ein Unglück kann jedem zustoßen. Deswegen brauchst du nicht zu verzweifeln. Ich glaube dir und erinnere mich, daß du einen Namen zum Zeugen angerufen, der dir heilig ist. Du wirst Christus nicht betrügen, ich aber habe dir hier tausend weitere Goldstücke mitgebracht. Nimm die und beginne dein Werk von neuem."

Theodor wollte seinen Ohren und seinen Augen nicht trauen.

„Das kann ich nicht annehmen", sagte er.

„Warum?"

„Du siehst es ja: mich verfolgen entsetzliche Mißgeschicke."

„Je nun, da ist es doppelt an dir, dich zu ermannen, und an deinen Freunden, dir zu helfen. Komm und hülle dich in mein anderes Gewand, nimm die tausend Goldstücke und mach dich alsbald ans Werk."

Theodor erwiderte: „Ich fürchte, daß ich mit meinem Schicksal auch dich zugrunde richten könnte.“

„Laß das!“ meinte Abraham. „Warum über das Schicksal streiten? Das Schicksal ist niemand bekannt; daß du jedoch von den Deinigen meinetwegen geschlagen wurdest, das ist mir wohl bekannt, und darum will ich dich nicht im Unglück im Stich lassen, auf daß nicht mißachtet werde der Jude, der Diener Jehovas, welcher Himmel und Erde erschaffen. Da du für mich gelitten hast, sollte ich etwa nicht imstande sein, das gleiche für dich zu tun? Nimm das Geld und zieh aufs neue aus, das Glück zu suchen.“

Abraham gab dem Theodor sein anderes Gewand; der vorige Schuldschein wurde von einem Tausend auf zwei umgeschrieben, und Theodor ging hin, seine Reisevorbereitungen zu treffen.

14

Dieses Mal kaufte Theodor in Zargrad aromatisches Harz und belud damit ein ganzes Schiff. Er schaffte das Harz nach Alexandria und tauschte es mit großem Gewinn bei den dortigen Kaufleuten gegen Zinn um, mit welch letzterem er sich nach Ephesus begab. In Ephesus bestand um diese Zeit eine lebhafte Nachfrage nach Zinn, welches sie dort sehr nötig brauchten. Man bewilligte Theodor für sein Zinn den gleichen Preis wie für das gleiche Gewicht roten Kupfers. Durch diesen glücklichen

Umstand wurde Theodor plötzlich reich und begab sich auf die Rückreise nach Konstantinopel, hocherfreut darüber, daß er nun endlich mit Abraham abrechnen könnte und selber in Ehren zu leben vermöchte.

Allein auch dieses Mal kam alles höchst jämmerlich: aufs neue scheiterte Theodors Schiff, und wiederum ging sein ganzer Reichtum unter. Von der ganzen Besatzung gelang es nur ihm, sich zu retten, und aufs neue war ihm nichts geblieben, als nackt, wie er aus dem Mutterleibe gekommen, sich nach Hause zurückzubegeben; so schleppte er sich denn zu seinem Aschenhaufen in Zargrad, drückte sich in eine Ecke der dunkelsten Kellerhöhle und weinte wiederum. Aber wiederum kam zu ihm der gleiche Abraham und sprach: „Nun hör einmal, Theodor! Wir haben hübsch viel Geld vertan, zweitausend Goldstücke und alles umsonst: die muß man zurückgewinnen."

Theodor erwiderte ihm: „Wie denn zurückgewinnen? Das Unheil verfolgt mich. Was mich jedoch am meisten bedrückt, das ist, daß du vielleicht glauben könntest, ich hätte dein Geld vergraben und spielte jetzt nur den Bettler."

„Nein," erwiderte Abraham, der Jude, „du warst immer schon ein ehrenhafter Mensch und hast nicht umsonst Jesu Namen ausgesprochen. Ich weiß, daß du Jesus aufrichtig ehrst und niemals Seinen Namen zu einer Lüge mißbrauchen wirst."

„Gott tröste dich, Abraham, weil du so von mir denkst! Du hast recht: ich werde den Namen Jesu Christi niemals mit einer Lüge verbinden, und wenn auch noch viel größere Verfolgungen über mich hereinbrechen sollten, — und ich freue mich, daß du mir glaubst, wie sehr ich Ihn verehre.“

„Was brauchen wir deswegen lange zu schwatzen! Da hast du deinen alten Schuldschein über zweitausend Goldstücke. Vernichte ihn und schreibe einen neuen über dreitausend und zieh zum drittenmal in die Welt.“

Da mußte Theodor staunen.

„Ich danke dir“, sagte er, „für so viel Tugend, allein ich mag das Geld nicht mehr nehmen. Ich habe gewiß irgendeine besondere Sünde begangen, oder es mag in der Tat so sein, daß Menschen verschiedenen Glaubens einander nicht helfen sollen.“

„Deswegen gerade sollst du es annehmen,“ sprach Abraham, „denn ich will nicht, daß du solches denkst. Gott ist einzig im Weltall, Seine Schickungen zu beurteilen ist nicht unsere Sache, dagegen ist unsere Pflicht einander zu helfen. Schreibe denn den dritten Schuldschein über dreitausend Litras Goldes und begib dich zum drittenmal auf die Fahrt.“

15

Weil Abraham darauf bestand, nahm Theodor die tausend Goldstücke, bestieg ein Schiff und reiste nach Calvaria. Und wieder fiel ihm der allerglück-

lichste Erfolg zu. In Calvaria kaufte er Weizen, wobei er für den Scheffel einen Silberling bezahlte, damit begab er sich nach Gundala, in Gundala aber verkaufte er seinen ganzen Weizen zu einem Goldstück für den Scheffel. Nun hatte er sehr viel Geld, allein Theodor blieb dabei nicht stehen: er kaufte in Gundala trefflichen Traubenwein, wobei er einen Silberling für das Maß bezahlte, und fuhr mit dem Wein nach Antiochia. Unterwegs aber machte der Wein eine Gärung durch, wurde noch besser, und Theodor konnte in Antiochia seinen Wein zu einem Goldstück für das Maß losschlagen, das ihn doch selber nur einen Silberling gekostet.

Nun hatte Theodor so viel Geld, daß er nicht mehr wußte, wohin damit. Freilich war ihm bewußt, daß er auch schon zuvor mit Abrahams Beistand so leichten Gewinn erzielt und ihn dennoch niemals nach Hause zu bringen vermocht hatte.

Wie, wenn nun das dritte Mal das gleiche geschähe?

So kam Theodor auf den Gedanken, es wäre besser das Geld nicht selber zurückzuschaffen, sondern es durch irgendwelche freigelassenen Schiffe zu senden, allerdings durften diese nicht wissen, welche Ware sie führten.

Theodor wandelte durch die Stadt und kaufte für Abraham Geschenke — einen Mantel aus Antiochia und einen Reitsattel für einen Esel und eine feste Schatulle. Aus diesen dreien stellte er ein Bündel her, die Schatulle aber tat er in die Mitte dieses

Bündels, nachdem er vorher viertausend Goldstücke hineingelegt: dreitausend als Rückzahlung seiner Schuld, das vierte Tausend jedoch als Zins und Zinseszins. Er verpackte das ganze so gut, daß die Schatulle nicht zu sehen war, und übergab das Paket den nach Zargrad reisenden Schiffern, damit sie es dort Abraham, dem Juden übergäben. Kurze Zeit danach reiste er ihnen selber nach.

Die freigelassenen Schiffer ahnten nicht, daß in dieser Sendung Gold enthalten war, und überbrachten, kaum daß sie in Zargrad angekommen, alsbald Abraham, dem Juden, das für ihn bestimmte Paket.

16

Abraham war ein vorsichtiger Mann: nicht sah er in Gegenwart der Schiffer nach, was ihm Theodor geschickt hatte, sondern trug das Bündel nach Hause, schloß sich dort ein und rollte Mantel und Sattel auseinander, worauf er alsbald die festvernietete Schatulle fand, in der Schatulle aber das Geld — wohlbehalten die Viertausend Goldes: drei als Rückzahlung der Schuld, das vierte Tausend als Zins und Zinseszins.

Abraham zählte das Geld, schloß es ein und schwieg darüber; zu keinem Menschen sprach er auch nur ein Sterbenswörtchen davon.

Bald darauf gelang es Theodor heimzukehren, worauf er sich ungesäumt mit großen Geschenken beladen zu Abraham begab: er breitete vor diesem kostbare Gewebe aus und Steine und Gold.

„Nimm das von mir,“ sagte er, „denn ich verdanke dir alles. Ohne dich wäre ich verloren gewesen.“

Jedoch Abraham erwiderte: „Ich danke dir für die Geschenke und nehme sie an, allein es wird Zeit, Theodor, daß du mir deine Schuld zurückerstattest.“

Theodor geriet in heftige Verwirrung, doch entgegnete er seinem Freunde: „Es ist wahr, Abraham. Deswegen bin ich ja auch gekommen, um dir zunächst aus Dankbarkeit meine Geschenke darzubringen, nunmehr aber laß uns auf mein Schiff gehen, und alles, was ich besitze, zusammenzählen, auf daß wir es in zwei gleiche Teile teilen: die eine Hälfte dir, die andere Hälfte mir.“

Da lächelte Abraham und sprach: „Nein, Theodor, es war nur ein Scherz, mit dem ich dich prüfen wollte, ob du nicht alsbald zornig auf mich würdest und mir Vorwürfe wegen jüdischer Handlungsweise machen wolltest. Allein ich sehe, daß du in Wahrheit sanft bist wie dein Lehrer, Jesus aus Galiläa. Ich habe von den Schiffern deine ganze Schuld samt den Zinsen erhalten und habe mithin von dir nichts mehr zu bekommen. Da nimm deinen Schuldschein. Aber sage mir nur, wie es kam, daß du mir eine so bedeutende Summe ohne jede Benachrichtigung zukommen ließest.“

„Siehst du,“ erklärte Theodor, „ich entsetzte mich vor dem Unglück, das mir immer auf dem Rückwege zugestoßen, und wollte lieber zweimal die Schuld zurückzahlen, als noch einmal, trotz der Bürgschaft

des Namens meines Heilandes als säumiger Schuldner dastehen."

Da umfing Abraham den Theodor und küßte ihn.

„Ja, du liebst ihn wahrhaftig," sagte er, „und preisest ihn in der Tat. Oh, wollte Gott, daß es mehr Leute auf der Welt gäbe, dir gleich und ähnlich."

„Ja, wollte Gott, daß es auch mehr solcher gäbe wie du, Abraham!" erwiderte Theodor und sagte darauf, er wolle aus seinem Reichtum ein Haus bauen, das allen armen Kindern aller Glaubenslehren ohne Unterschied Obdach und Speisung gewähren solle, damit sie von Kindheit auf sich aneinander gewöhnten und nicht der Spaltung anheimfielen.

Abraham freute sich darüber sehr.

„Gut," sagte er, „so will auch ich den Zins nicht annehmen, sondern ihn für das Haus hergeben. Mögen die Kinder darin leben, wie ich mit dir in unserer Kindheit gelebt, und mag das in unserm Alter für uns eine Erinnerung an unsere Freundschaft sein."

So geschah es denn auch: sie bauten das Haus und benannten es ‚Die Wohnung der Nächsten'. Und waren, wenn sie dorthin kamen, von gleicher Sorge um das Wohl des Nächsten in ihrem einträchtigen Dienst, den sie Gott, der alles erschaffen hat, darbrachten.

Diese Erzählung ist keine Fabel, in müßiger Laune ersonnen vom Verfasser. Dies ist eine wahrhafte

Geschichte, die sich in ferner Zeit wahrlich so zugetragen, und die in vergangenen Jahren von der Hand eines Gottesdieners und Menschenfreundes aufgezeichnet ward. Sie wurde alten Schriften entnommen und wird nun in neuer Fassung den Freunden des Friedens und der Menschenliebe dargeboten, die beleidigt sind vom unerträglichen Atem des Bruderhasses und der Rachsucht.

Nikolai Semjonowitsch Lesskow

Sein Leben und Wirken

Dargestellt von Erich Müller

N. S. Lesskows Großvater war der Pope des Dorfes Lessok im Kreis Kromy, Gouvernement Orjol. Der Vater des Dichters diente zuerst als Beamter eines Kameralhofes im Kaukasus. Von 1832—1839 war er als Beisitzer am Kriminalgericht in Orjol tätig. Semjon Dmitrijewitsch, den Lesskow ‚einen sehr klugen, vielbelesenen Mann und Kenner der Theologie' nennt, erfreute sich keiner guten Gesundheit und lebte nach seiner Entlassung zurückgezogen im Dorfe Panino, Kreis Kromy, wo er ‚immerzu Bücher las und als Sonderling galt'.

Lesskows Mutter, Marja Petrowna, entstammte der altadeligen Großgrundbesitzersfamilie Alferjew. Lesskow hat im Gegensatz zu der tiefen Verbundenheit mit seinen Vorfahren väterlicherseits stets eine gewisse Zurückhaltung gegenüber seinen aristokratischen Verwandten gezeigt, die auch in seinem Verhältnis zur Mutter zum Ausdruck kam. Der Dichter schildert sie als gottesfürchtig und andächtig, macht jedoch kein Hehl aus ihrem raschen und ungeduldigen Charakter.

Nikolai Semjonowitsch Lesskow, der erstgeborene Sohn, kam am 4. Februar 1831 in dem Dorfe Gorochowo, Gouvernement Orjol, zur Welt. 1832 erfolgte die Übersiedelung der Familie nach Orjol. 1839, nach der Entlassung, erwarb der Vater die aus zwanzig Seelen bestehende Herrschaft Panino im Kreise Kromy, und die Familie vertauschte ‚das große Stadthaus mit einem neuen, sehr behaglichen, aber kleinen Landhaus'.

Auf dem Dorfe verlief das Leben ebenso ruhig und gleichförmig wie in Orjol. Hauslehrer unterrichteten den Knaben und bereiteten ihn zum Eintritt in das Gymnasium vor. Wichtiger als alle formale Bildung wurden für den Knaben jedoch von Anfang an das bunte, ereignisreiche Leben, das um ihn spielte, und die Menschen, die ihn umgaben. Vor allem trug das leibeigene Gesinde auf dem väterlichen Anwesen dazu bei, Verständnis für die Art des Volkes und seines Erlebens in dem Knaben zu erwecken. Die einzige Verwandte mütterlicherseits, die auf Lesskows Werden nachhaltigen und großen Einfluß ausgeübt hat, war seine Großmutter Alexandra Wassiljewna. Sie entstammte der Moskauer Kaufmannsfamilie Kolobow und behielt auch inmitten der neuen, adeligen Sippe ihre schlichte, volkstümliche Art bei. Die regelmäßigen Pilgerfahrten, an denen der Enkel teilnahm, bildeten eine reiche Quelle des Vergnügens für ihn und ein Mittel, die vielgestaltige, wechselvolle Welt der Mönche und Klöster kennen zu lernen. Einen unmittelbaren Einfluß auf das geistige Wesen des Knaben übte jedoch die Kirche als unbedingte Wahrerin des christlichen Dogmas nicht aus. Für sein inneres Wesen bestimmend wurden vielfach Menschen, die ihrer Herkunft, Art und Gesinnung nach die geistige Haltung der Staatskirche weit überragten, oder zumindest solche, deren Kraft und gläubige Lauterkeit dem machtvollen Gefüge erst Inhalt zu verleihen wußten.

Zu ihnen gehörte der Pope E. A. Ostromyslenskj

in Orjol, bei dem Lesskow den ersten Religionsunterricht erhielt. Der Dichter nennt ihn ‚einen zu seiner Zeit berühmten und außerordentlich guten Religionslehrer' und erkannte seinen Unterricht allezeit dankbar an. Mit großer Herzlichkeit gedachte Lesskow auch sein Leben lang eines anderen seiner Lehrer, eines Deutschen mit dem Beinamen Kosa (Ziege). Der lange, hagere Deutsche war Hauslehrer auf dem Gute des reichen Onkels, wo Lesskow vor dem Eintritt ins Gymnasium unterrichtet wurde. ‚Kosa' war ein guter, friedliebender Mensch, der stets nach seiner Überzeugung handelte, die Widersprüche zwischen dem Geist der christlichen Lehre und dem Leben ihrer Bekenner enthüllte und sich nicht scheute, seine Arbeitgeber mit scharfen Worten auf dieses Mißverhältnis in ihrem Dasein hinzuweisen. Auf Lesskow machte das Wesen dieses mutigen, ehrlichen, sich selbst verleugnenden Christen einen unverlöschlichen Eindruck.

Noch stärker wirkte die Schwester seines Vaters, die Fürstin Pelageja Dmitrijewna, unter den Verwandten allgemein ‚Tante Polly' geheißen, auf ihn ein. Lesskows Erinnerung an die kluge, gebildete und energische Verwandte, die all ihr Wissen in den Dienst am Nächsten stellte, verknüpfte sich mit dem furchtbarsten Erlebnis des Knaben, der Hungersnot im Winter 1840. Lesskow, der damals nach seinen Worten ‚in dem Alter war, wo Kinder Eindrücke sammeln', war von dem grauenhaften Elend, den tierischen Äußerungen einer vor Hunger rasenden Bauern-

schaft und dem Massensterben der verseuchten Menschen aufs tiefste erschüttert. Tante Polly und deren Freundin Hildegarda, eine englische Quäkerin, die umsichtig und gütigen Herzens die Versorgung und Heilung der Kranken auf sich nahmen, wirkten auf den Knaben, dessen Umgebung sich gegenüber den Nöten des Volkes gleichgültig oder gar höhnisch betrug, wie zwei lichte Engel. Unvergeßlich wurde dem Knaben jener Augenblick, als Tante Polly und ihre Freundin nach getanem Liebeswerk am Abend einen jener schlichten, evangelischen Choräle anstimmten, dessen Wohlklang und stille Schönheit Zeugnis gab von ihrer innigen, fast persönlichen Verbundenheit mit Christus. ‚Welch eine Minute war das!' heißt es in der Erzählung ‚Das Tal der Tränen'. ‚Ich vergrub mein Gesicht in der weichen Rückenlehne des Sessels und vergoß zum ersten Male Tränen eines mir bis dahin unbekannten Glückes, und geriet dadurch in einen solchen Zustand der Entzückung, daß mir schien, es fülle sich das Zimmer mit einem wunderbaren stillen Licht, und als ströme dieses Licht von den Sternen her, glitte durch das Fenster, an dem die beiden bejahrten Frauen sangen, und erleuchte darauf mein Herz bis in sein Innerstes.... Dieser Abend ist für mein ganzes Leben von Bedeutung gewesen.'

Ein Jahr später kam Lesskow auf das Gymnasium nach Orjol. Die Schule war nicht schlechter und nicht besser als die übrigen Erziehungsanstalten des unter der despotischen Willkür Nikolaus' I. schmach-

tenden Rußland. Mehr als dieser Schule verdankte Lesskow den eigenen Bemühungen Bildung und Wissen. Er pflegte sich häufig im Hause von A. N. Sinowjewa aufzuhalten, einer Nichte des bekannten Schriftstellers Fürsten Massalskij, Autors zahlreicher historischer Romane, bekannt als einer der ersten russischen Übersetzer des Don Quichote. Frau Sinowjewa besaß eine umfangreiche Bibliothek, die sich vornehmlich aus belletristischen Werken zusammensetzte. Die Bücherei stand Lesskow zur Verfügung, und der wißbegierige Gymnasiast machte von dieser günstigen Gelegenheit eifrigsten Gebrauch. Romane und Erzählungen russischer und ausländischer Autoren, vor allem Scott's und Dickens', historische Werke und Reisebeschreibungen bildeten seine Hauptlektüre.

Eine reichhaltigere und wichtigere Belehrungsquelle wurde jedoch für den Knaben das Leben und Treiben in der mittelrussischen Gouvernementsstadt. Er kam mit zwei völlig voneinander verschiedenen Kreisen der Orjoler Gesellschaft in nahe Berührung. Wegen seines aus dem geistlichen Stande stammenden Vaters verkehrte er bei einigen Orjoler Geistlichen und bekam hin und wieder Zutritt zu der Klostersiedelung. Bei den Verwandten mütterlicherseits, die der besten Gesellschaft des Gouvernements angehörten, lernte er die Spitzen der Kirche und Verwaltung kennen, ohne sich jedoch von ihrer äußeren Macht blenden zu lassen. Sein Verhältnis zur Adelsgesellschaft blieb äußerlich und konventionell.

Weit stärker fühlte sich Lesskow zu den einfachen

Leuten hingezogen. Er verkehrte viel in der Familie eines Polizeioffiziers, die sich durch besondere Güte, Barmherzigkeit und Wohltätigkeit auszeichnete. Hier fanden alle Angehörigen der niederen Geistlichkeit, die ins Kloster zitiert wurden, ein Obdach. Die Kenntnis der Lebens- und Denkweise dieser Dorfgeistlichen trug dem Dichter später reiche Frucht, und das starke Interesse, mit dem der Gymnasiast den Kampf des Gouverneurs Trubetzkoj mit dem Erzbischof Smaragd Kryschanowskij verfolgte — der Erzbischof hatte die Einmischung des Gouverneurs in kirchliche Angelegenheiten scharf zurückgewiesen —, verdichtete sich später zu grundlegenden Erwägungen über das Verhältnis von Staat und Kirche.

Die Lehrzeit auf dem Gymnasium erlitt einen jähen Abschluß. Nachdem bereits durch die anfangs der vierziger Jahre grassierenden Feuersbrünste in Orjol das väterliche Anwesen ein Raub der Flammen geworden war, erlitt die Familie einen neuen, schweren Verlust durch den Tod des Vaters, der 1846 an der Cholera starb. Da er völlig mittellos war, mußte sich Lesskow über seine Zukunft schlüssig werden. ‚Ich wußte damals nicht, wofür ich mich entscheiden sollte', schildert er seine Lage. ‚Bald hatte ich Lust, mich den Wissenschaften zu widmen, bald der Malerei. Meine Angehörigen wünschten jedoch, daß ich Beamter werden sollte. Ihrer Meinung nach war dies am aussichtsreichsten. Ich hatte zu dieser Laufbahn Lust und auch wieder nicht. Ich wußte, daß es ein Beamter gut hat, machte mir

jedoch bereits allerhand Gedanken über das Leben.... Meinem Charakter behagte eine lebendige Tätigkeit besser. Ich erzählte dies meiner Tante, und sie übermittelte meine Wünsche ihrem Mann.'

Dieser in Lesskows Leben eine bedeutsame Rolle spielende Onkel war der Engländer Alexander Jakowlewitsch Scott. Er hatte eine Tante Lesskows geheiratet, von seinem Vater James Scott die Verwaltung der riesigen, im östlichen Teile Rußlands gelegenen Besitzungen des Grafen Perowskij übernommen und sich im Dorfe Rajskoje, Gouvernement Pensa, seßhaft gemacht. Scott, der als großer Praktiker galt — er errichtete die erste Dampfmühle im Gouvernement Pensa — riet dem jungen Lesskow, nicht in den Staatsdienst einzutreten, sondern sich der Verwaltertätigkeit zu widmen. Trotz seiner Neigung für diesen Beruf ließ sich Lesskow jedoch von seinen übrigen Verwandten überreden, Beamter zu werden.

Während sein jüngerer Bruder weiterhin das Gymnasium besuchte, um später ein angesehener Arzt zu werden, verließ Lesskow die Anstalt in der vierten Klasse und trat in den Dienst der Gouvernementsbehörde ein. Nach zweijähriger Tätigkeit in Orjol wurde Lesskow 1849 an den Kameralhof zu Kiew versetzt, wo er als Gehilfe des Tischvorstehers in der Rekrutierungsabteilung fungierte. 1853 wurde er zum Kollegienregistrator und 1856 zum Gouvernementssekretär befördert.

Die für Lesskows Entwicklung hochbedeutsame

Kiewer Zeit von 1849—1856 gilt als der Höhepunkt des nikolaitischen Regimes. Die europäischen Ereignisse des Jahres 1848 hatten überall, besonders jedoch in dem ohnehin von überzeugten Reaktionären geleiteten Rußland, Maßnahmen hervorgerufen, die jede freiheitliche Regelung unterdrückten. Der positive Gewinn, den Lesskow dieser Periode verdankte, bestand darin, daß er einerseits als Beamter den Regierungsapparat mit allen seinen Vorzügen und Nachteilen genau kennen lernte, und daß andererseits seine Persönlichkeit im Kampf gegen die nivellierenden Tendenzen des Systems immer stärker wurde. Den größten Vorteil zog der Heranreifende jedoch abermals aus den Menschen und dem allgemeinen Leben in Kiew, und vor allem aus dem freundschaftlichen Verkehr mit einer Reihe geistig hochstehender Männer.

Durch Vermittelung seines Onkels, des ordentlichen Professors an der medizinischen Fakultät der Universität Kiew, Sergej Petrowitsch Alferjew, in dessen Hause Lesskow mit seinem Bruder eine Zeitlang wohnte, ohne jedoch sonderlich liebenswürdig behandelt zu werden, kam er nach eigenem Zeugnis mit sämtlichen jungen Professoren der Universität zusammen und genoß trotz seiner Jugend die Geneigtheit und sogar das Vertrauen einiger von ihnen. Zu ihnen gehörten der junge, begabte Jurist Nikolai Iwanowitsch Piljankewitsch, der sich durch seine ‚Geschichte der Rechtsphilosophie' einen Namen gemacht hat, der Professor für Staatsrecht Iwan

Martynowitsch Wigura, Bruder des alten Sonderlings ‚Figura‘, und der Professor für Land- und Forstwirtschaft Ignatij Fjodorowitsch Jakubowskij. Die Dozenten, Studenten und jungen Beamten, zu denen sich auch Lesskows guter Freund Andrej Iwanowitsch Druckart, nachmals Vizegouverneur von Sedletz, gesellte, pflegten viel Geselligkeit, bildeten einen literarischen Zirkel und veranstalteten Liebhaberaufführungen. Lesskow las damals mit Eifer Strauß, Feuerbach, Büchner, Baboeuf und griff nach dem Neuen, wie jeder Russe es tut, ‚nicht ganz aufrichtig, aber entflammt, mit Affektation und Übermaß‘. Ganze Nächte lang debattierte er mit seinen Freunden in den Alleen des Kiewer Stadtparkes auf der Höhe des Dnieprufers.

Hochbedeutsam wurde für den Dichter die Freundschaft mit dem Kiewer Professor Dmitrij Petrowitsch Schurawskij. Schurawskij war wissenschaftlicher Sekretär der statistischen Abteilung an der Universität Kiew. Durch seine volkswirtschaftlichen Untersuchungen und seinen leidenschaftlichen Kampf für die Bauernbefreiung erwarb er sich den Ruf des ersten russischen Abolitionisten. Seine Ideen, die eine Besserung der Lage der Bauernschaft erstrebten, versuchte er zum Teil auf den Gütern des Grafen Perowskij zu verwirklichen. Schurawskijs Ansichten, abstrakte Ideen der Wirklichkeit und den Bedingungen der Zeit anzupassen, entsprachen Lesskows eigener Gesinnung und Erfahrung. Lesskow sah durch Schurawskij sein eigenes Bestreben bestätigt, das Ideal

mit den realen Zuständen in Einklang zu bringen und die Tat vor die Betrachtung zu setzen. Schurawskij gab ihm die Kraft zu dem Kampfe, den der Dichter ein Leben lang gegen alle geführt hat, die abstrakte Begriffe und Doktrinen ohne Welt- und Menschenkenntnis in die Wirklichkeit umsetzen wollten.

Lesskow erschienen von Anbeginn an Probleme wie die Überbrückung der sozialen Kluft innerhalb der Geistlichkeit oder die Lösung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche wichtiger als die Revolutionierung der Geister. Er fühlte sich demgemäß den Männern näher, die ihm durch ihre Anschauungen und Tätigkeit Vorbilder und Lehrer werden konnten. Nächst Schurawskij ist in diesem Zusammenhang vor allem der Professor an der Kiewer Geistlichenakademie F. A. Ternowskij zu nennen. Er wurde von allen, die ihn näher kannten, wegen seiner hohen sittlichen Eigenschaften verehrt und geliebt, von den zünftigen Theologen jedoch wegen seiner selbständigen, allem Konventionellen sich widersetzenden Denkart gehaßt. Ternowskij, der stets den Geist über die Formel, die Tat über das Wort stellte und deswegen auch seine Professur verlor, war mit Lesskow eng befreundet und blieb bis zum Tode in innigem Kontakt mit seinem Schüler.

Es nimmt nicht wunder, daß der dem Realen zugewandte Sinn des Jünglings in der Beamtentätigkeit keine Befriedigung mehr fand, als nach dem Ende des Krimkrieges und damit der nikolai-

tischen Epoche ganz Rußland in fieberhafter Aufregung nach Neuem strebte und allenthalben reformierend sich zu betätigen suchte. ‚Viele junge Leute verließen damals den Dienst und suchten bei privaten Geschäften, deren sich plötzlich ziemlich viele entwickelten, Betätigung. Von dieser Bewegung wurde auch ich ergriffen‘, schreibt Lesskow. Das Beispiel seines Kiewer Bekannten und späteren Mitkämpfers Stepan Stepanowitsch Gromeka, der den Staatsdienst aufgegeben hatte und in die Russische Handels- und Dampfschiffahrtsgesellschaft eingetreten war, bestärkte Lesskows Entschluß, ebenfalls den Beruf zu wechseln. Am 30. Oktober 1857 wurde Lesskow auf sein Ansuchen aus dem Staatsdienst entlassen. Er nahm Anstellung bei einem englischen Handelshaus, für das er die drei folgenden Jahre unaufhörlich durch Rußland reiste, wobei er zuweilen bis in die finstersten Winkel des Reiches gelangte. Er lernte bei diesen Fahrten alle Gegenden Rußlands gründlich kennen, sammelte Eindrücke und vermehrte sein Wissen vom wirklichen russischen Leben. Als ihn kurz vor seinem Tode ein Schriftsteller fragte, woher er das Material für seine Schöpfungen genommen habe, deutete Lesskow auf seine Stirn und sagte: ‚Aus diesem Kasten hier. Hier bewahre ich die Eindrücke aus den Jahren meiner kaufmännischen Tätigkeit, wo ich in Geschäften durch Rußland pilgerte. Es war die schönste Zeit meines Lebens, da ich ungeheuer viel sah.‘ Die Erlebnisse und Erfahrungen, die er auf seinen Reisen sammelte, legte

Lesskow in einer Reihe von Briefen an seinen Onkel A. J. Scott nieder. Dieser zeigte die auffällig flüssig geschriebenen und packenden Schilderungen seinem Gutsnachbar im Gouvernement Pensa, dem Titularrat Ilja Wassiljewitsch Seliwanow, der sich durch seine freimütigen Schilderungen aus dem Gutsherrnleben einen guten Namen gemacht hatte. Seliwanow fand Lesskows Schilderungen sehr beachtlich, hielt sie sogar für druckreif und sagte dem jungen Verfasser schriftstellerische Erfolge voraus.

Durch das Lob dieses verehrten, geistig hochstehenden Mannes angespornt, begann Lesskow bewußt zu schreiben. Seine erste Arbeit, die im Druck erschien, war ein Bericht über den Verkauf eines Evangeliums in russischer Sprache unter dem Titel: ‚Warum sind in Kiew die Bücher teuer?‘ Durch diesen Bericht waren die Professoren an der medizinischen Fakultät der Universität Kiew, A. P. Walter und N. J. Koslow, der an Senkowskijs ‚Biblioteka dlja tschenija‘ mitarbeitete und später die ersten medizinischen Frauenkurse ins Leben rief, auf Lesskows Talent aufmerksam geworden. Sie veranlaßten ihn zur Fortsetzung seiner schriftstellerischen Arbeit. Lesskow schrieb daraufhin für die ‚Zeitgenössische Medizin‘ des Dr. Chan, mit dem der Dichter auch späterhin befreundet blieb, unter dem Decknamen ‚Dr. Freischütz‘ eine Reihe von Aufsätzen über die Arbeiterklasse, das Mieten von Arbeitern, die Beseitigung der Trunksucht, die Evakuierung von Bauern, über Polizeiärzte, Ärzte der

Aushebungskommissionen, Volksgesundheit, d. h. durchweg über Fragen, für die er Vorschläge zu Verbesserungen machen konnte. Von der gleichen Tendenz waren die ebenfalls 1860 im ‚Wegweiser für den Handel' erschienenen Aufsätze: ‚Über stellungsuchende Kaufleute in Rußland' und ‚Einige Worte über die Schankstätten von Branntwein, Bier und Meth'.

Im nächsten Jahre, 1861, siedelte Lesskow nach Petersburg über. Damit begann seine literarische Laufbahn.

2

Der am 18. Februar 1855 erfolgte Regierungsantritt Kaiser Alexanders II. bedeutete einen Systemwechsel. Das nikolaitische Polizeiregiment hatte infolge des Fiaskos des Krimkrieges seinen Todesstoß erhalten. Die seit langem gewaltsam niedergehaltene russische Intelligenz sah sich über Nacht vor Aufgaben gestellt, bei deren Lösung sich alsbald die Überschwenglichen von den Sachlichen, die Schreier und Himmelstürmer von den Besonnenen und Erdgebundenen schieden. Die Regierung wurde von der allgemeinen Strömung mitgerissen und entschloß sich zu einschneidenden Reformen, deren Krönung die am 19. Februar 1861 verkündete Bauernbefreiung war.

Es hätte nicht der Bekanntschaft mit St. St. Gromeka, dem Mitarbeiter der ‚Otjetschestw. Sapiskij' und der unter Krajewskijs Leitung stehenden ‚SPb.

Wjedomostij', bedurft, um Lesskow zum Eintritt in die Front der neuen Jugend zu veranlassen. Er gehörte nach Gesinnung und Veranlagung seit jeher dorthin, wo Kritik am Veralteten und Verrotteten geübt wurde. Seine literarischen Fähigkeiten wurden bald von den Redakteuren Stepan Semjonowitsch Dudyschkin, Leiter der 'Otjetschestw. Sapiskij', Leo Loginowitsch Kambecq, Herausgeber der literarischen Beilage zu den 'SPb. Wjedomostij', und dem Besitzer beider Journale Krajewskij geschätzt und eröffneten Lesskow den Zutritt zu diesen Zeitschriften. Alle seine Veröffentlichungen aus dem Jahre 1861 zeugen von seiner Sympathie mit den liberalen Bestrebungen und sind von dem ehrlichen Willen getragen, an der Reformtätigkeit Anteil zu nehmen.

Unbefriedigt von den Reformen Alexanders II. drängte die Jugend nach radikalen und umwälzenden Maßnahmen. Der von Hegel und dem französischen Sozialismus ausgegangene Herzen wurde von Tschernyschewskij und Pisarew verdrängt. Dieser machte sich in seiner Zeitschrift 'Rußkoje Slowo' zum Wortführer der unter dem Einfluß der deutschen Sozialisten Marx und Engels stehenden Jugend. Ebenso wie alle anderen von dem reformatorischen Liberalismus der fünfziger Jahre ausgegangen, hatten diese Extremisten das Vergebliche jeder bürgerlichen Reformtätigkeit erkannt und sich dafür entschieden, alles Bestehende radikal zu negieren. Sie waren zu Nihilisten geworden. Daß sich unter diesen Verneinern um jeden Preis ein Großteil Flachköpfe,

kindische Phantasten und zweifelhafte Existenzen befand, war bei dem Radikalismus der Bewegung unvermeidlich. Untragbar für alle Ehrlichen und Besonnenen wurde der Zustand erst in dem Augenblick, als die Phraseure in der radikalen Bewegung die Oberhand gewannen und statt der verheißenen Taten nichts als Worte fanden. Keiner hat dies so bitter empfunden wie Artur Benni. Da er für Lesskows Entwicklung von großer Bedeutung ist, möge über den seltsamen Menschen einiges gesagt sein.

Lesskow war bereits Mitarbeiter an der ‚Sewernaja Ptschela‘, als Benni nach langer Irrfahrt in der gleichen Redaktion Aufnahme und in Lesskow und den übrigen Mitgliedern der Schriftleitung gleichgesinnte Kameraden fand. Artur Benni, der Sohn eines lutherischen Pastors jüdischer Abstammung und einer Engländerin, vereinigte in seltenem Maße Schärfe des Intellekts mit humaner Gesinnung. Er war schon frühzeitig von den sozialen Unterschieden innerhalb der ihn umgebenden Gesellschaft erschüttert worden und hatte als Student Anschluß an den Londoner Kreis Herzens gesucht und gefunden. Da ihn das unfruchtbare Reden und Debattieren der Londoner Revolutionäre abstieß, beschloß er, nach Rußland zu gehen, wo er in der Institution des ‚Mir‘ seine Träume vom Gemeinschaftsleben realisiert sah, und in persönlichem Kontakt mit den russischen Kämpfern für die Revolution zu arbeiten. Benni erlitt eine grimmige

Enttäuschung. Er traf keine Kämpfer, sondern Maulhelden, keine Idealisten, sondern Egoisten, keine sachlichen Arbeiter, sondern verschrobene Phantasten an. Nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen, sein ideales Streben mit der russischen Wirklichkeit in Einklang zu bringen, kehrte Benni Rußland den Rücken. Das Beispiel seines Freundes, dessen scharfer Verstand und gütiges reines Wesen auf alle Mitglieder der ‚Sewernaja Ptschela' vorbildlich gewirkt hatte, festigte Lesskows Entschluß, die Utopien der Radikalen abzulehnen.

Noch bestimmender als die Enttäuschung des Idealisten Benni wirkte die starke Persönlichkeit Grigorjews auf Lesskow, dessen erste belletristische Arbeiten im Jahre 1862 entstanden. Grigorjew erkannte als erster die dichterischen Fähigkeiten Lesskows, unterstützte ihn und spornte ihn an.

Apollon Alexandrowitsch Grigorjew (1822 bis 1864), ‚der stürmische Humanist', wie er sich selbst nannte, wurde erst in seinen letzten Lebensjahren für die Entwicklung des geistigen Rußlands bedeutsam. Er bildete neben den Slawophilen und Westlern das dritte, synthetische Moment und suchte die zwei Lager, in die Rußland gespalten war, auf einen Nenner zu bringen. Seine Kritik, die er in den Zeitschriften der Brüder Dostojewskij zum Ausdruck brachte, war weder lau noch negierend, sondern schöpferisch. Er stand auf dem Boden der Wirklichkeit, lehnte das Abstrakte und rein Theroretische ebenso konsequent ab wie einen sich selbst genü-

genden Ästhetizismus, und suchte das Neue niemals dem andersgearteten Alten aufzuzwingen, sondern organisch damit zu verbinden. Indem Grigorjew jedes Analysieren um seiner selbst willen verwarf und nach positivem Ideal strebend in Kunst und Leben die schöpferische Tat forderte, kam er zur Ablehnung Tschernyschewskijs und des Nihilismus. Lesskows künstlerisches Schaffen und seine Stellungnahme gegen die nihilistische Bewegung der sechziger Jahre sind von Grigorjew aufs stärkste beeinflußt.

Man muß auf diese Tatsache und ihre praktischen Folgerungen um so nachdrücklicher hinweisen, als Lesskows kämpferische Einstellung gegen die Radikalen Jahrzehnte hindurch von einer böswilligen Kritik von einem an sich harmlosen Vorfall abgeleitet wurde, der den jungen Schriftsteller plötzlich in den Mittelpunkt des Petersburger Lebens schob.

Den Herd der Unzufriedenheit mit den vollzogenen Reformen bildete die studierende Jugend, unter der sich infolge Aufhebung der Beschränkung der Zahl der Studierenden zahlreiche Söhne von Popen, niederen Beamten und Kleinbürgern befanden. Der Wortführer dieses studentischen Proletariats war Tschernyschewskij, dessen ‚Sowremennik‘ die öffentliche Meinung beherrschte. Die Regierung, die das Vergebliche ihrer liberalen Bemühungen schließlich eingesehen hatte, setzte dem radikalen Treiben energischen Widerstand entgegen und griff bald zu

Maßnahmen, die sich denen des Kaisers Nikolaus bedenklich näherten. Doch der einmal entfesselte Strom ließ sich nicht wieder eindämmen.

Als die Reaktionspartei den liberalen Unterrichtsminister Kowalewskij stürzte und der neueingesetzte, mit den Verhältnissen völlig unvertraute Unterrichtsminister Graf Putjatin die in den letzten Jahren errungene akademische Freiheit beseitigen wollte, rebellierten die Studenten, und es kam im Herbst 1861 an den Universitäten Moskau und Petersburg zu förmlichen Aufständen. Die relegierten Studenten, die sich endgültig zum radikalen Vorgehen entschlossen hatten, wirkten in den allenthalben entstehenden geheimen Klubs und Bünden als revolutionäre Agitatoren. Den Höhepunkt erreichte die allgemeine Unruhe und Nervosität, in die Petersburg durch die revolutionären Umtriebe gebracht worden war, als im Mai 1862 die Stadt von schweren Brandstiftungen heimgesucht wurde, die von der Öffentlichkeit in ursächlichen Zusammenhang mit der revolutionären Bewegung gebracht wurden. Daß Bakunin von London aus die Brandstifter verteidigte, mochte diese Meinung ebenso bestärken wie die Proklamation, die während der Feuersbrünste überall in Petersburg verbreitet wurde. In diesem Aufruf, der den Namen ‚Junges Rußland‘ trug, wurde das Kommen einer neuen Ordnung verkündet, die auf der Zerstörung der Religion, des Eigentums, der Macht, der Familie und der Teilung aller Habe gegründet sei. Wer sich der Ein-

führung dieser neuen Ordnung widersetze, würde niedergemetzelt werden.

Als die Brände ihre größte Ausdehnung angenommen hatten und bereits eine ganze Reihe privater und staatlicher Gebäude, darunter das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten, in Flammen aufgegangen waren, erschien in der ‚Sewernaja Ptschela‘ (Nr. 143 vom 30. Mai 1862) ein Artikel Lesskows, in dem der Verdacht ausgesprochen wurde, daß die Brände von den Revolutionären gelegt seien, und die Behörden gebeten wurden, sich bei der Bekämpfung des verbrecherischen Unwesens der Mithilfe der Allgemeinheit zu versichern.

Es ist nur aus der fieberhaften Erregung, in der sich Petersburg damals befand, zu verstehen, daß dieser Aufsatz einen Sturm der Entrüstung und Wut erregen konnte, der sich bis zu Tätlichkeiten gegen Lesskow steigerte und ihm eine Flut von Verdächtigungen und Schimpfworten eintrug. Lesskows Verhalten wurde als Verrat an der demokratischen Bewegung empfunden und ihm nie vergessen. Seine Entschuldigung, daß er die Demokratie von dem Odium verbrecherischer Tätigkeit habe befreien wollen, damit man nicht rufen könne: ‚Hilfe, Polizei! Die Anarchisten liefern Europa in die Hand der Gendarmen!‘, wurde ihm nicht geglaubt, er hat den Vorwurf der Heuchelei und Zwiespältigkeit, mit dem ihn seine Gegner fortan verfolgten, nicht mehr entkräften können.

Lesskows Stellungnahme gegen die radikalen Er-

neuerer um Tschernyschewskij war jedoch nicht das Produkt einer von den Tagesereignissen hervorgerufenen Stimmung und trug nicht den Charakter jähen Gesinnungswandels, sondern bedeutete den durch die Entwicklung des Dichters vorbereiteten und durch Erfahrungen befestigten Ausdruck seiner Anschauung, daß Rußland nicht durch revolutionäre Utopisten gerettet werden könnte. Mit dieser Einstellung war Lesskow nicht allein. Liberale Kämpfer wie Gromeka, der nunmehr gegen Tschernyschewskij zu Felde zog, und Herzen selbst entschieden sich endgültig gegen die junge, nihilistische Generation, ohne damit einen Mangel an revolutionärem Elan zu beweisen. Sie waren infolge ihres ungetrübten Blickes für die russische Wirklichkeit der festen Überzeugung, daß die Lösung des russischen Gesellschaftsproblems nicht die von den städtischen Intellektuellen gewünschte gewaltsame Umwälzung zur Voraussetzung habe, sondern nur durch friedliche, geistige Entwicklung vollzogen werden könne.

Diese Überzeugung lebte auch in Lesskows erster größeren belletristischen Arbeit, der Erzählung ‚Schafochs'. Sie wurde am 28. November 1862 in Paris vollendet, wo Lesskow bis zum Frühjahr 1863 weilte. In der Erzählung ‚Schafochs', für deren Helden Lesskow der originelle, urwüchsige Dichter P. J. Jakuschkin und der reine, aber komische Hauslehrer Kosa als Vorbilder vorgeschwebt haben mögen, ist eine Gestalt jenes wurzellosen geistigen Proletariats dargestellt, das die Gesellschaft nicht befruchtete,

sondern zersetzte. Der vagabundierende Popensohn ‚Schafochs‘, der mit P. J. Jakuschkin nicht nur den grotesken Haarschopf gemeinsam hat, sondern auch in dem sanftmütigen Wesen mit ihm übereinstimmt und ebenfalls ein gutes, gläubiges und naives Kind genannt werden kann, ist das künstlerische Gleichnis der jungen Generation, die sich von ihrem Wurzelboden losriß und einem imaginären Ziel nachjagte. Statt sich im Angestammten zu entfalten und Frucht zu tragen, ging sie enttäuscht und verbittert oder verkommen und schlecht geworden zugrunde.

Lesskow hatte das Fazit seiner Erfahrungen gezogen: die Idee dem Leben nicht mit dilettantischen Mitteln aufzuzwingen, sondern das Leben zuerst kennen und meistern zu lernen und dann der Idee anzufügen. Wirklichkeitssinn galt ihm als erstes Erfordernis für jeden russischen Reformator. Die belletristischen Arbeiten des Jahres 1863, die durchweg in Boborykins ‚Biblioteka dlja tschenija‘ erschienen und sich mit heimatlichen Erlebnissen und Erfahrungen befaßten, sind sämtlich auf diesen Ton gestimmt. Den wichtigsten Beitrag zur Erkenntnis seiner Stellung gegenüber den Ideen und Zuständen seiner Zeit lieferte Lesskow jedoch in seiner mit dem Pseudonym Nikolai Gorochow gezeichneten kritischen Besprechung von Tschernyschewskijs Roman ‚Was tun‘.

Tschernyschewskij, der als Nachfolger Nekrassows das Organ der revolutionären Fortschrittler, den ‚Sowremennik‘ leitete und der Jugend als erbittertster

Feind der Autokratie galt, war 1862 von der Regierung unter sehr fadenscheiniger Begründung eingekerkert worden. Das brutale Vorgehen gegen den lauteren, geistig und sittlich hochstehenden Führer wurde von der Jugend als Herausforderung betrachtet und vergrößerte die Wirkung des von Tschernyschewskij im Gefängnis geschriebenen Romans ‚Was tun'. Der Materialist und Nihilist Tschernyschewskij gibt in diesem Werke eine programmatische Darstellung seiner Weltanschauung. Um eine dünne, willkürliche Handlung gruppiert sich eine Reihe von Personen, die Tschernyschewskijs abstrakte Prinzipien verdeutlichen. Die sozialen Einrichtungen und politischen Verhältnisse der neuen Gemeinschaft werden nur unklar geschildert und nebensächlich behandelt. Das Hauptinteresse des individualistischen Verfassers konzentriert sich auf die Herausstellung einzelner Idealgestalten, die durch ihr gegenseitiges Verhältnis Tschernyschewskijs ethische Theorie eines utilitarischen Egoismus verkörpern. Sämtliche Gestalten des Romans sind von dem Streben erfüllt, sich der neuen Gesellschaft anzufügen, um ihre Vervollkommnung sich zu bemühen und wahrhaft neue Menschen zu werden. In der Hauptgestalt des Romans Rachmetow ist dieses Ziel erreicht. Er ist so vollendet, daß er auch für die neuen Menschen ein Ideal bleibt.

Die russische Jugend, die sich an dieser Idealgestalt berauschte, merkte nicht, wie lebensfern und übertrieben Rachmetow war, und wie wenig ihr

eigenes Leben mit der gepriesenen Utopie im Einklang stand. Für Lesskow war es der Kardinalpunkt der ganzen Frage, und er setzte folgerichtig an dieser Stelle mit seiner Kritik ein.

Ohne sich mit Tschernyschewskijs Theorien auseinanderzusetzen glaubte sich Lesskow, der über dem fernen Ziel nie die Schwierigkeiten des ersten Schrittes vergaß, verpflichtet, auf den Widerspruch zwischen der nihilistischen Theorie und Praxis hinzuweisen und zu allererst eine sittliche Lauterkeit und Unantastbarkeit der nihilistischen Kämpfer zu fordern. Seine Zweifel an der reinen Gesinnung vieler nihilistischer Mitläufer und seine Befürchtungen, daß sich die Anständigen und Idealisten eines Tages enttäuscht und ohne Ausweg sehen würden, erhielten durch die Wirklichkeit ihre Bestätigung.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß Lesskows Skepsis gegen die Nihilisten zum Teil in den Erfahrungen seines Freundes Artur Benni begründet war. Die ferneren Erlebnisse dieses unentwegten Kämpfers für eine soziale Umgestaltung erschütterten Lesskow so stark, daß sie ihm zur Handlung seines ersten großen künstlerischen Manifestes gegen die Nihilisten wurden.

Nach den Maibränden des Jahres 1862 widmete sich Benni der praktischen Lösung der damals aktuellen Frauenfrage. Seine Versuche scheiterten jedoch und kosteten ihm sein Vermögen. Um die gleiche Zeit taten sich unter Leitung und auf Veranlassung des Schriftstellers W. A. Sleptzow einige

junge Damen und Herren in Petersburg zu einem gemeinsamen Leben zusammen. Unter den Frauen befand sich ein Mädchen aus guter Moskauer Familie, das nach Petersburg gekommen war, um dort von seiner Hände Arbeit zu leben. Sie lernte Artur Benni kennen. Ihr tiefer, aufrichtiger Glaube an das, was sie begeisterte, entzückte ihn, und er verliebte sich in sie.

Damals überredeten ihn einige junge Leute, seine Wohnung zu einer Männerkommune zu machen. Benni ging auf den Plan ein. Die Genossen erwiesen sich als Schmarotzer, die ihm seine letzte Habe wegnahmen. Benni kam zur Einsicht, daß mit solchen Menschen keine Erneuerung Rußlands herbeigeführt werden konnte. Er wurde schließlich aus Rußland ausgewiesen und heiratete in der Schweiz das geliebte Mädchen aus Slepzows Kommune. Während Garibaldis Aufstand schloß er sich den Empörern als Korrespondent an, erlitt eine Verwundung an der Hand und starb im Hospital zu Rom, noch nicht 28 Jahre alt.

Das traurige Geschick des an der russischen Wirklichkeit und seinem an Unwürdige verschwendeten Vertrauen gescheiterten Freundes wurde Lesskow zu einem so eindringlichen Erlebnis, daß er ihm in seinem Roman ‚Ohne Ausweg‘ Gestalt gab.

Dieses Werk, dessen ideeller Mittelpunkt der unter dem Namen Rainer eingeführte Benni ist, und dessen Handlung im wesentlichen mit Bennis Erlebnissen übereinstimmt, gewährt einen interessanten Einblick

in die Anfänge der russischen revolutionären Bewegung und zeigt mit dem Untergang aller ehrlich sich einsetzenden und opfernden Gestalten die Unmöglichkeit, der russischen Verrottung mit ideologischen Mitteln Herr zu werden. Einem unvoreingenommenen Betrachter ergibt sich klar, daß Lesskow keinen Roman gegen den Nihilismus, sondern einzig und allein gegen gewisse Nihilisten geschrieben hat. Der Dichter spricht den ‚neuen Menschen' nicht das reine Streben nach Ehrlichkeit und Läuterung ab, bezweifelt jedoch ihre Fähigkeit, Narren und Schelme, die lediglich eine Mode mitmachten, von sich fernzuhalten. Die anständig Gesinnten ‚vergaßen, daß ein Don Quichote die ganze Idee des Rittertums zerschlagen kann', und luden eine Schuld auf sich, weil sie sich nicht von den Dummköpfen und unsauberen Elementen freimachten. Doch über diese geringe Menschenkenntnis darf man nach Lesskows Meinung nicht die größere Schuld vergessen: die Planlosigkeit der besten Vertreter der Jungen. Sie wünschten naiv und ehrlich das Gute und brannten vor Ungeduld, das ganze Leben damit zu erfüllen, aber ihre Wünsche erhielten keine Gestalt, weil sie nicht von einem großen, einheitlichen Willen getragen waren. Diesen Vertretern der nihilistischen Bewegung stehen die wenigen Menschen gegenüber, die nicht reden, sondern handeln, die sich nicht an Phrasen berauschen, sondern still und anspruchslos wirken, die nicht im entscheidenden Moment ihrer Überzeugung untreu werden,

versagen und ihre Kameraden ins Unglück stürzen, sondern deren Denken und Handeln im Einklang steht und sich in praktischer Arbeit und gegenseitiger Hilfe erfüllt. Diese Nihilisten betrachtet Lesskow ohne Zweifel als die positiven und zukunftsreichen Typen seines Romans.

Der in Boborykins ‚Biblioteka dlja tschenija' erschienene Roman löste von Fortsetzung zu Fortsetzung, besonders durch die immer krasser werdenden Schilderungen des nihilistischen Sumpfes, wachsende Wut und Empörung aus. Die vielen Leute, die sich allzudeutlich dargestellt fanden — und fast jede Figur hatte ihr Vorbild in der Petersburger nihilistischen Gesellschaft —, betrachteten Lesskows Veröffentlichung als eine Infamie. Pisarew, der bekannte Wortführer der jungen Generation schrieb: ‚Mich interessieren zwei Fragen: 1. Findet sich augenblicklich in Rußland außer dem ‚Russkij Westnik' auch nur eine Zeitschrift, die es wagen kann, irgendetwas abzudrucken, was von Stebnitzkij (Lesskows Pseudonym) stammt oder mit seinem Namen unterzeichnet ist? 2. Findet sich in Rußland auch nur ein ehrenwerter Schriftsteller, der so wenig Achtung vor seinem Stand hat, daß er einwilligt, an einer Zeitschrift mitzuarbeiten, welche die Romane und Erzählungen Stebnitzkijs abdruckt?'

Diese Äußerung, die jede sachliche Beurteilung des Romans verschmähte, gab die Meinung der gesamten liberalen Gesellschaft wieder. Man sah in Lesskow einen Verräter an der Sache der Freiheit.

Sein vermeintlicher Umfall erschien um so schlimmer und ehrloser, weil die Reaktion täglich stärker wurde und die Allgemeinheit mit Recht befürchtete, mühsam erworbene Freiheiten wieder zu verlieren. In dieser Situation wurde jede, auch noch so berechtigte Kritik an der fortschrittlichen Partei als Verrat angesehen.

Lesskow ließ sich durch die gesellschaftliche und literarische Ächtung nicht entmutigen. Er arbeitete weiter und schuf in dieser Zeit nicht nur eines seiner reifsten künstlerischen Werke des Jahrzehnts, die ‚Lady Macbeth von Mzensk', sondern erbrachte auch in praktischer Tätigkeit den Beweis, daß er den Grundsatz ‚Nicht reden, sondern handeln' zuerst auf sich selbst anwandte.

Trotz seiner angestrengten literarischen Beschäftigung hatte er sich in den Jahren 1862—1864 unablässig der praktischen Lösung des Raskolnikenproblems gewidmet. (Raskolniken = Abtrünnige war die offizielle Bezeichnung für alle durch das Kirchenkonzil von 1667 exkommunizierten Orthodoxen, die die Reformen des Patriarchen Nikon nicht anerkennen wollten. Die Raskolniken, die sich selbst Altgläubige oder Rechtgläubige nannten, erkannten ihrerseits die orthodoxe Staatskirche nicht an, was auf die Dauer zu schweren Differenzen in der russischen Volksgemeinschaft führte.) Lesskow, der von Jugend an für das religiöse Leben des einfachen russischen Volkes starkes Interesse bewies, hatte in Kiew Gelegenheit gehabt, sich in persönlichem Ver-

kehr mit Altgläubigen von den Werten ihrer tiefen Gläubigkeit zu überzeugen. Er hatte erfahren, daß den Altgläubigen das Dogma nicht als leerer Begriff, sondern als lebendiger Bestandteil ihres Wesens galt, und war zu der Ansicht gelangt, daß die Überbrückung der Kluft zwischen Raskol (Schisma) und Staatskirche einer geistigen und sozialen Erneuerung Rußlands ungeahnte Kraft zuführen würde. Neue Bereicherung seines Wissens und Anlaß zur Vertiefung seines Studiums gewann Lesskow während seiner Redaktionstätigkeit an der ‚Sewernaja Ptschela', wo er in seinem Kollegen Melnikow (Petscherskij) den besten Raskolkenner seiner Zeit antraf. Außer Melnikows Anregungen verdankte Lesskow jedoch vor allem persönlichen Erfahrungen, daß sein Interesse für den Raskol dauernd wach blieb. Lesskow verkehrte in Petersburg viel in Raskolnikenkreisen, und es gelang ihm, das Vertrauen der von der Staatskirche verfolgten und deshalb sehr scheuen und verschlossenen Menschen zu gewinnen.

Eines Tages erzählte ein von Riga kommender Altgläubiger von den geheimen Raskolnikenschulen in dieser Stadt und bat Lesskow, bei dem Minister für Volksaufklärung A. W. Golownin vorstellig zu werden, damit man Lesskow zum Studium der Schulen nach Riga sende. Lesskow würde man alles zeigen, denn man habe Vertrauen zu ihm. Der Minister schickte ihn in der Tat mit einem Empfehlungsschreiben an den Generalgouverneur von Liv-, Est- und Kurland, Baron Lieven, ab und

Lesskow erhielt auch von den Petersburger Altgläubigen einen Ausweis, der ihm den Zutritt zur Rigaer Gemeinde erleichterte.

Nach einem kurzen Aufenthalt bei den Altgläubigen am Peipussee langte Lesskow im Sommer 1862 in Riga an und gewann bald dank seinen Empfehlungen und seiner Kenntnis des Problems genaue Einblicke in die Verhältnisse. Ehe er seine Reise nach dem Westen fortsetzte, legte er seine Beobachtungen und Ansichten in einem Bericht ‚Über die Altgläubigen der Stadt Riga, vornehmlich in Bezug auf die Schulen' nieder, der jedoch nur in wenigen Exemplaren für die höheren Regierungsmitglieder gedruckt wurde und bald danach vollkommen von der Bildfläche verschwand. Das gleiche Schicksal widerfuhr einer Broschüre ‚Unter Leuten des alten Glaubens', die Lesskow nach einem zweiten Aufenthalt in Riga 1864 erscheinen ließ. Sie wurde sofort aufgekauft und später zu einer bibliographischen Seltenheit.

Merkwürdigerweise liegt in deutscher Sprache ein ziemlich ausführlicher Auszug aus Lesskows Bericht vom Jahre 1862 vor. Er befindet sich in dem 1870 erschienenen Buche des bekannten Dorpater Professors Julius Eckardt: ‚Bürgertum und Bürokratie'. Aus der deutschen Wiedergabe ist zu ersehen, daß Lesskow ohne Scheu auf die wahren Ursachen des sittlichen und geistigen Verfalls der Rigaer Altgläubigen hinwies und ehrlich entrüstet die Unduldsamkeit der russischen Behörden und der orthodoxen

Geistlichkeit geißelte. Der Bericht schloß mit dem Verlangen, jeder, auch der kleinsten Sektierergemeinde in Livland das Recht zu erteilen, auf eigene Kosten Schulen zu errichten, sowie mit einer Reihe von Forderungen, die Eckardt (er kannte Lesskow nicht, denn an anderer Stelle fällt er über den Schriftsteller ‚Stebnitzkij' ein sehr schiefes und unsachliches Urteil) zu der Ansicht bewogen, daß Lesskow ‚ein Mann von edler und aufgeklärter Gesinnung, tüchtiger Bildung, festem und entschiedenem Charakter' sein müsse. ‚Die Unparteilichkeit und Würde, mit welcher er die Sache der Rigaer Altgläubigen vertritt und Schritt für Schritt den Beweis führt, daß die Verkommenheit der russischen Bürger Rigas das eigenste Werk einer verkehrten und inhumanen Regierungspolitik war, wird jeden unbefangenen Leser zum Freunde des Ehrenmannes machen, dem wir diese Aufzeichnungen verdanken.'

Lesskow hat auf diese Äußerung des Dorpater Professors immer wieder hingewiesen, denn sie bedeutete für den des Verrats an der liberalen Sache Bezichtigten nicht nur Rehabilitation, sondern sie anerkannte auch seine Tätigkeit in Riga; im Gegensatz zur russischen Regierung, die Lesskows Bericht totschwieg und durch die Ernennung des völlig unorientierten A. W. Liwanow zum Raskolsachverständigen Lesskows (und damit auch Melnikows) Ansichten offiziell ablehnte.

Nach dem zweiten Aufenthalt in Riga scheint Lesskow abermals nach dem Westen gereist zu sein,

denn in Paris schrieb er 1865 seinen zweiten Roman: ‚Die Übergangenen‘. Unter ‚Übergangenen‘ verstand Lesskow alle jene, von denen die Literatur der sechziger Jahre im Gegensatz zu der genialisch sich gebärdenden, im Grunde jedoch lächerlichen Jugend kein Aufhebens gemacht hatte. Nicht auf der Suche nach neuem Stoff, sondern aus der tiefen Überzeugung, daß in jenen übergangenen ‚ganz kleinen Leuten‘ viel mehr Kraft und Zukunft stecke als in den nihilistischen Phraseuren, schrieb Lesskow die Geschichte der im Kampf ums Dasein sich Vollendenden und tragisch Unterliegenden.

Die Sympathie für den freien, schaffenden Bürger des Westens ist allen russischen Praktikern gemeinsam. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß Lesskow auf der Suche nach dem alle philiströse Beengtheit und Dumpfheit überwindenden Bürger der Zukunft in seinem nächsten, 1866 erschienenen Roman: ‚Die Inselbewohner‘ eine deutsche Handwerkerfamilie auf Wassilij Ostrow als Vorbild nahm. Lesskow bedeutete jedoch darüber hinaus das vorbildliche Bürgertum der Norks nicht das Ziel, sondern lediglich die Voraussetzung für eine sittlich hochstehende bürgerliche Gemeinschaft. Ihrer Verwirklichung stellt sich der in jedem schlummernde Egoismus in den Weg. Bei Manja und Istomin, den beiden Hauptgestalten des Romans, führt er zum tragischen Konflikt, bei dem geschäftstüchtigen und rührigen deutschen Schwiegersohn der Familie zur Verflachung und Lächerlichkeit. Mit diesem Emporkömmling, der bestgezeichneten Figur

des Romans, geißelt Lesskow ein verlogenes, heuchlerisches und moralisch minderwertiges Kleinbürgertum, das mit der als Ideal der Bürgertugend hingestellten Ida, Manjas Schwester, nichts gemein hat.

Die künstlerische Gestaltung seiner nicht mehr neuen Idee ist Lesskow völlig mißlungen. Die lebendige Schilderung einzelner Charaktere und Geschehnisse, denen persönliche Erlebnisse Lesskows zugrunde liegen, kann nicht über die fast dilettantische Unfertigkeit des Ganzen hinwegtäuschen. Der Grund für Lesskows künstlerisches Versagen ist vor allem in der Isolation zu suchen, in der er den Kampf gegen seine Zeit führte und sein von niemandem verstandenes Ideal aufzeigte. Ganz auf sich allein gestellt, aber von der Wichtigkeit seiner Mission tief überzeugt, hatte Lesskow in den ‚Übergangenen' und den ‚Inselbewohnern' das zu sagen versucht, was man in ‚Ohne Ausweg' nicht beachtet hatte. Der Mißerfolg seiner Bemühungen machte ihn immer gereizter und bewirkte schließlich, daß die Auseinandersetzung mit den Widersachern das Dichterische ganz und gar in ihm erstickte.

Das traurigste Zeugnis dieses künstlerischen Niedergangs ist Lesskows umfangreichstes, seinen eigenen Worten nach schlechtestes und mißlungenstes Werk, der Roman ‚Bis aufs Messer'. Er ist 1870/71 in der Zeitschrift des Reaktionärs Katkow ‚Russkij Westnik' erschienen und will mit Hilfe einer verworrenen Handlung, in der Mord, Hinterlist, Feigheit, Korruption und Gemeinheiten aller Art einen gräßlichen

Wechsel vollführen, die Verrottung der in nihilistischer Denkweise herangewachsenen Jugend dartun. Die Hauptgestalt des Romans, Gordanow, verquickt die Idee des Sozialismus mit dem darwinistischen Prinzip des Kampfes ums Dasein und kommt zu der Ansicht, daß die Gesellschaft nicht mehr mit rein ideellen Waffen zu bekämpfen sei (wie es Basarow und die alten Nihilisten wollten), sondern mit den bürgerlichen Mitteln Lug und Trug. Er lehnt deshalb die alten Nihilisten scharf ab, predigt die neue Lehre des Jesuitismus und vertritt den Grundsatz, daß man die Gesellschaft vor der Vernichtung zuerst ausplündern müsse. Daraus muß natürlich bei dem Fehlen jedes anderen frischen und positiven Ideals nur eine neue, die vollkommenste Negation hervorgehen: die Negation der Ideale und die ‚Negation der Negation'. Die neuen Sozialisten, die mit der Gesellschaft in einem Kampf ‚bis aufs Messer' stehen, glauben sich berechtigt, jedes Erfolg versprechende Mittel benützen zu dürfen. Ihrer Anschauung, die sich in der Praxis als eine Reihe von Greueltaten auswirkt, liegt kein anderes Motiv als kraffester und brutalster Egoismus zugrunde, und ihr Kampf gegen die Gesellschaft erscheint um so widerwärtiger, als er unter der Flagge des Altruismus geführt wird.

Lesskows Schilderung der nihilistischen Jugend vom Ende der sechziger Jahre würde selbst dann unglaubhaft wirken, wenn sie der Wirklichkeit entspräche. In dem von Eugene Sue und vor allem

W. W. Krestowskijs ‚Petersburger Spelunken' (1864 bis 1867) offensichtlich beeinflußten Schauerroman Lesskows ist alles übertrieben und zu stark aufgetragen. Die Personen dieses Teufelsstückes sind keine typischen Charaktere, sondern schlecht gekonnte Karikaturen einzelner Persönlichkeiten. Die Handlung wird nach einem guten, schnell abrollenden Beginn sehr bald langweilig. Eine sinnlose Anhäufung von Gemeinheiten und grauenhaften Geschehnissen, die durch das Hineinspielen okkulter Vorgänge an Reiz gewinnen sollen, erzeugen keine Spannung, sondern Abscheu. Das unechte bürgerliche Pathos wirkt ebenso lächerlich, wie die Darstellung der nihilistischen Exzentriks verletzt.

‚Bis aufs Messer' war Lesskows letzter Roman, in dem er gegen die Verkommenheit der nihilistischen Jugend zu Felde zog. Viermal hatte er versucht, seine Situation zwischen der revolutionären und bürgerlichen Front künstlerisch zu gestalten und den ihm selbst klaren und eindeutigen Ausweg zu verkünden, doch ebensooft hatte er sich in der Wahl des Mittels vergriffen. Nur ein einziges Mal kleidete er seine russische Auseinandersetzung mit den Ideen des Westens in die gemäße literarische Form und gestaltete die Tragödie seiner Zeit im Drama. Während seine Romane nur noch historische Bedeutung haben, ist das Drama ‚Der Verschwender' (1867) unverändert wirksam geblieben, weil sich das Erlebnis des Dichters in der beseelten Form mitteilt. Dies erklärt auch den Erfolg, den Lesskows Drama

in der Aufführung durch das 1. Studio des Moskauer Akademischen Künstlertheaters während der Spielzeit 1924/25 hatte.

Zwei Welten stehen sich gegenüber. Der Kaufmann Kniasew verkörperte das alte, konservative Rußland. Seine Grausamkeit, Verschlagenheit, Sinnlichkeit und Brutalität sind Eigenschaften einer Kaste, die jeden Fortschritt ablehnt, der ihr keinen Gewinn bringt. Wegen ihrer fast elementaren Raffgier und ihrer peinlichen Wahrung längst überholter Formeln bildet sie das zäheste, aber aufreizendste Element in der russischen Gesellschaft. Der Kampf gegen diese Schicht der Alten, die das neue Gesetz schmähen, es jedoch benützen, um ihre eigene Unmoral damit zu decken und den idealistischen Gläubigen des neuen Gesetzes zu vernichten, scheint aussichtslos zu sein und einem Selbstmord gleichzukommen. Auf diese Weise endet Kniasews Gegenspieler, der junge Idealist Moltschanow, auch. Nachdem er als einziger Uneigennütziger und Strebender unter niedrigen Raffern für irrsinnig erklärt worden ist, handelt er demgemäß und steckt seine Besitzung in Brand. Während die Flammen über ihm und dem besseren Rußland zusammenschlagen, feiert Kniasew einen billigen Triumph, ohne zu ahnen, daß sich an eben dieser Feuersbrunst der große Brand entzünden wird, der das alte Rußland vernichten muß.

Außer diesem Drama hat Lesskow noch zweimal versucht, sich mit den geistigen Strömungen und den Zuständen der sechziger Jahre auseinanderzu-

setzen. Beides glückte ihm, weil er in klarer Erkenntnis seiner früheren Mißgriffe auf die Romanform verzichtete und seine Meinung einmal als sachliche Beschreibung faßte, das andere Mal in die Form der Satire kleidete.

Die unter dem Titel ‚Scherz und Ernst' zusammengefaßten satirischen Skizzen erschienen 1871 in ‚Sowremennaja ljetopis', der Beilage, die Katkow jede Woche seiner Zeitschrift ‚Rußkij Westnik' beigab. An Gogol und Saltykow-Stschedrin geschult zieht Lesskow in selbständiger Weise gegen alle Mißstände seiner Zeit zu Felde. Mit filmartiger Schnelligkeit wechseln die Bilder und enthüllen dem entsetzten Betrachter einen Abgrund von Bosheit, Heuchelei, Dummheit und verbrecherischer Verschwendung des nationalen Wertes. Lesskows Satire ist zu einer seiner schärfsten Anklagen gegen das verlogene, heuchlerische, pseudoliberale, intellektuelle Rußland geworden. So klar wie kaum ein zweiter sieht Lesskow das Grundübel des sich befehdenden liberalen und konservativen Bürgertums in beider Schwatzhaftigkeit und mangelnden Ehrfurcht vor den eigentlichen russischen Problemen. Dies aber zeitigt nichts als Theoretiker und leichtfertige Intellektuelle und muß schließlich zum Zerfall der Volksgemeinschaft führen. Die Rettung erhofft sich Lesskow von zwei anderen Elementen des Russentums, dem bäuerlichen und dem aktivistischen, von dem Muschik und dem Mann der Tat. Der atheistische Dogmatiker westlicher Herkunft wird und

muß durch den mit keiner abstrakten Formulierung zu charakterisierenden Gläubigen im Verein mit dem schöpferischen Menschen überwunden werden, der aus der gläubigen Masse erwachsend sie beherrscht und führt. Erst das Zusammenwirken jener beiden Elemente, von denen das letztere zu wecken und zu verkünden Lesskow unermüdlich tätig war, wird den russischen Staat ergeben, dessen Bürger eine unteilbare, kulturell aufstrebende und aufbauende Gemeinschaft bilden.

Von dem gleichen Geiste wie ‚Scherz und Ernst' ist Lesskows ebenfalls 1871 erschienene Lebensbeschreibung seines Freundes Artur Benni: ‚Ein rätselhafter Mensch.' In der durch einen Brief Turgenjews eingeleiteten Monographie zieht Lesskow mit einem Rückblick auf das vergangene Jahrzehnt und mit der Schilderung der Schicksale des zu früh gescheiterten Benni das Fazit seiner Tätigkeit. Ohne sich noch einmal in grundsätzliche Auseinandersetzungen einzulassen, konstatiert er die Übereinstimmung seiner Voraussagen mit der inzwischen erfolgten Entwicklung und kommt wie in ‚Scherz und Ernst' zu dem Ergebnis, die sechziger Jahre ‚eine komische Zeit' zu nennen.

Zehn Jahre mußte Lesskow mit den Dämonen der Niederung streiten, ehe er beim Eintritt in das vierte Jahrzehnt seines Lebens das seltsame Gewoge um sich gleichsam mit neuen Blicken betrachtete und von der Mannigfaltigkeit des russischen Lebens künstlerisch gepackt wurde. Begeistert rief er aus: ‚Alle

nehmen an, daß in Rußland das Leben wegen seiner Gleichförmigkeit langweilig sei, und man fährt von hier ins Ausland, um sich zu zerstreuen, während ich behaupte — und ich werde die Ehre haben, es Ihnen zu beweisen —, daß das Leben nirgend so strotzend reich ist an höchst überraschenden Mannigfaltigkeiten wie in Rußland. Wenigstens reise ich nur deshalb von hier ins Ausland, um mich von der kaleidoskopartigen Buntheit des russischen Lebens auszuruhen.‘

Mit diesem Bekenntnis vom Jahre 1871, das wie die progammatische Einleitung zu der folgenden großen Zeit des Gestaltens klingt, hatte Lesskow zu seinem Ursprung zurückgefunden, dessen er sich im Eifer des Streitens nur zeitweilig bewußt gewesen war. Diese wenigen Male aber hatten Ergebnisse gezeitigt, die alle Fehler, Mißgriffe und Übereilungen des Polemikers überwogen.

Zu ihnen gehört vor allem die 1864 erschienene Geschichte einer ‚Lady Macbeth aus dem Kreise Mzensk.‘ Die Leidenschaft der Shakespeareschen Frauen spricht aus ihr, die Lesskow dem dialektischen, aber unschöpferischen ‚Hamlet aus dem Kreise Stschigrow‘ Turgenjews bewußt entgegensetzt. Der Intellektualismus des Turgenjewschen Helden ist bei Lesskows Kaufmannsfrau Katerina Lwowna Ismailowa in elementare Triebhaftigkeit und erdhafte sinnliche Kraft gewandelt. Das tragische Verhängnis, daß auch diese starke Kraft zur Unfruchtbarkeit und zur Zerstörung verdammt ist, weil sie

nicht in das richtige Bett geleitet wird, macht Lesskows Erzählung mit großer Eindringlichkeit verständlich und anschaulich.

Lesskow hat in den sechziger Jahren nur noch einmal eine so lebenswahre Gestalt wie Katerina Lwowna geschaffen: die Seidenhändlerin und Kupplerin Domna Platonowna. Sie ist der Mittelpunkt einer Reihe von anekdotischen Begebenheiten, die Lesskow unter dem Titel: ‚Die Kampfnatur' zusammengefaßt hat (1866). Lesskow schuf mit dieser bedeutenden Erzählung mehr als die amüsante Beschreibung einer originellen Person. Er gestaltete in der ‚Kampfnatur' den Zusammenstoß zwischen bäuerlicher und bürgerlicher Welt, ein Vorgang, der für Rußland schicksalhafte Bedeutung besaß. Daß Lesskow, der an flacheren Themen gescheitert war, diesen gewaltigen Stoff in wenige Geschehnisse zusammenfassen und in dem Schicksal Domna Platonownas lebendig machen konnte, beweist seine Einsicht, seine Gestaltungskraft und sein großes, nur von wenigen geteiltes Talent, nicht nur unmittelbar an die Dinge heranzugehen, sondern mehr: sie zu durchdringen und ihrer Essenz literarische Form zu geben.

3

Das Bekenntnis zur orthodoxen Staatskirche und die grundsätzliche Einstellung gegen den materialistischen Nihilismus wären für einen oberflächlichen Betrachter Grund genug gewesen, Lesskow den konservativen Slawophilen zuzuzählen, auch wenn der

von der liberalen Presse Boykottierte nicht nach außen hin den Anschluß an den rührigen konservativen Journalisten und Herausgeber M. N. Katkow vollzogen hätte. Anfang der siebziger Jahre galt Lesskow allgemein als enger Verbündeter des Katkowschen Kreises, dem vor allem A. P. Miljukow, Maikow, Danilewskij, Krestowskij und Dostojewskij angehörten.

Während der Abfassung des Romans ‚Bis aufs Messer' scheint Katkows Einwirkung auf Lesskow am stärksten gewesen zu sein. Es war vorauszusehen, daß dieser eine solche Bevormundung und offenkundige Irreleitung nicht lange ertragen würde. Lesskow war zu kritisch und selbständig, um nicht auf die Dauer zu erkennen, daß die unzweifelhaft einzigartige journalistische Begabung Katkows kein Äquivalent für seine menschliche und politische Charakter- und Systemlosigkeit war. Zehn Jahre Polemik hatten Lesskow den Streit um Tagesmeinungen verabscheuenswert gemacht und den Drang zur Vertiefung und Verinnerlichung immer mächtiger in ihm werden lassen. Das um diese Zeit einsetzende Studium Chomjakows war die unmittelbare Folge. Ohne sich den religionsphilosophischen Ideen des bedeutenden Slawophilen zu ergeben, zeigt sich Lesskows literarische Produktion der nächsten Jahre dennoch stark von Chomjakow beeinflußt, der den Ackerbau als Schutz gegen den Individualismus pries, im Ackerbau den Hort des wahren Konservatismus und Liberalismus sah und die russische Aristokratie als eine demokratische Ari-

stokratie bezeichnete, die mit der Bauernschaft in christlicher Liebe verbunden sei.

Diese Lehre, die mit der Demagogie des Reaktionärs Katkow nichts gemein hatte, mußte auf Lesskow um so größere Wirkung üben, weil sie die von Herzen, Bakunin und Tschnernyschewskij ausgehende Bewegung des ‚Narodnischestwo' nicht sozialistisch, sondern völkisch interpretierte. Der Bauer, der Adlige, der Geistliche bildeten für Lesskow den wesensgleichen, nur formverschiedenen Ausdruck Rußlands, dessen ‚kaleidoskopartige Buntheit' dem Dichter stetig neuen Stoff und neue Kraft zuführte, so daß sich in seinem vollkommenen Werk die Einheit russischen Geistes widerspiegelte.

Nur ein einziges Mal, im ‚Toupetkünstler', hat Lesskow die soziale Lage der Bauernschaft zum Ausgungspunkt einer Erzählung und zur Ursache des tragischen Konfliktes gewählt. Obwohl Stoff und Vorgang reichlichen Anlaß zur Agitation gegeben hätten, ist der ‚Toupetkünstler' eine der stillsten, aber ergreifendsten Geschichten, die Lesskow erzählt hat. Ein Schicksal, das zum Symbol des tragischen Erlebens des Kollektiviums sich weitete, hat Lesskow nicht wieder beschrieben. Die Leiden und Erlösungen seiner übrigen Helden erwachsen nicht aus sozialen Untergründen, sondern sind das Ergebnis persönlicher Haltung. Sie sind Einzelfälle, ja Ausnahmefälle, im tiefsten Wesensgrunde natürlich mit der Masse verbunden, an Wuchs sie jedoch überragend und deshalb imstande, sie zu überblicken. Als Einzelne sind

sie nur Ausschnitte, aber ihre Summe ergibt das Wesen des Ganzen und deutet sie zugleich als Typ des kommenden, geläuterten Muschiks.

Das erste dieser bäuerlichen Vorbilder ist der reine Tor Konstantin Pisonskij, die Hauptgestalt der Erzählung ‚Kotin der Nährer und Platonida' (1873). Kotins (verstümmelte Form von Konstantin) Güte ist nicht das Ergebnis verstandsmäßiger Erwägungen, sondern etwas Elementares. Wie die lindernde Kraft der Natur Geschlagenes heilt und ihre unerschöpfliche Fülle alles Wesen erhält und neu erstehen läßt, so schenkt Pisonskij allen Lebenden seine Güte und vollbringt das Wunder, Totes lebendig zu machen. Pisonskij ist die Verkörperung der naturhaften Güte. Er trägt mythische Züge, denn er ist das Symbol der nährenden Erde, die jedem sein Teil zukommen läßt, dem Guten wie dem Bösen, dem Reichen und dem Bettler, dem Bescheidenen und auch dem Diebe. Das Symbol erscheint seltsam. Die gewohnte Vorstellung, das fruchtbare Weib als Sinnbild der ewig sich erneuernden Erde, als Quell alles Neuen zu sehen, wird durch Lesskows Gestalt beseitigt. Pisonskij ist Mann und Frau zugleich. Gleichnishaft vorgedeutet durch den Umstand, daß ihn seine Mutter die ersten zwölf Lebensjahre als Mädchen aufwachsen läßt, kommt Pisonskijs frauenhaftes Wesen zur fruchtbaren Reife, als er selbst zum Manne erwachsen ist. In ihm paart sich das Edelste beider Geschlechter und erzeugt neues Leben. Er ist ein fruchtbarer Asket, nimmt dem Trieb seinen zerstö-

renden Sinn und wird zu dem männlichen Nährer, dessen Güte nicht der Liebe, sondern der Kraft entspringt. Seine Zweigeschlechtlichkeit und ihre Auswirkung in der erlösenden Tat wird zum Symbol des Gottmenschen, des leiblichen Gottes, der dem Russen als heilender, Wunder vollbringender Gott sehr nahe ist und von greifbarer Realität erscheint. Christus ist der Erlöser des Materialisierten und Führer zum Immateriellen. Er wird als leibhaft Wandelnder geglaubt, der alles sieht, begreift, verzeiht und erlöst. Der grenzenlos liebende, erdhafte Bauer Pisonskij ist Christi Ebenbild. Wenn er betet: ‚Vermehre und laß wachsen, Herr, Deine Gaben auf dieser Erde, damit ein jeder sein Teil erhalte, der Wünschende, der Bittende, der Fordernde und der Undankbare!‘, dann wird es verständlich, daß dieses Gebet dem Zweifelnden neue Gewißheit gibt und ihn zu dem Rufe veranlaßt: ‚Mir ist ein solches Gebet in keinem gedruckten Buche vorgekommen. Gott, mein Gott! Dieser alte Mann gedenkt auch des dem Diebe zukommenden Teiles und betet für ihn. Oh, du mein weichherziges Rußland, wie bist du schön!‘

Die Verknüpfung des Menschlichen mit dem Göttlichen, die anthropomorphische Auffassung des Gottessohnes geht auf Origenes zurück, der auch den Ausdruck Gottmensch zum ersten Male gebraucht hat. Die Annahme, daß Pisonskij die künstlerische Gestaltung des Gottmenschen ist, wird durch den Umstand bestärkt, daß sich Lesskow in dieser Zeit

sehr eingehend mit Origenes beschäftigt hat. Er plante sogar, gemeinsam mit seinem Freunde N. M. Bubnow (nachmals Professor an der Universität Kiew) Origenes' Hauptwerk ‚Περὶ ἀρχῶν' (De principiis) zu übersetzen und herauszugeben. Der Einfluß der aus Christentum und Platonismus zusammengesetzten Religionsphilosophie des Origines auf Lesskow ist im ‚Verzauberten Pilger' am stärksten wahrzunehmen.

Nach Origenes' Interpretation des Dogmas gehören die Menschenseelen zur Welt der Geister. Sie sind geistige Geschöpfe, aber als Geschöpfe wandelbar und unbeharrlich. Waren sie von Natur aus auch nicht wesenhaft gut wie die Gottheit selbst, so stand es ihnen doch frei, sich für das Gute zu entscheiden. Sie taten es nicht, sondern fielen vom Guten ab. Ihr Fall gab den Anlaß zur Erschaffung der sichtbaren, sinnlichen Welt. Den Schöpfungsakt bezeichnet Origenes deshalb als Dejectio, als ein Niederwerfen. Die sichtbare Welt ist der Läuterungsort der von Gott hinabgeschleuderten Geister. Die Leiblichkeit der Menschenseele ist ein Fluch, von dem nur die Aneignung des von Christus erworbenen Heiles erlösen kann. Mit Hilfe des Glaubens muß sich die Seele allmählich wieder zu der Höhe hinaufarbeiten, aus der sie hinabstürzte. Die Strafen, die auf diesem Wege zu dulden sind, dienen als Läuterung, und alle Leiden werden leicht für den, der den Gottmenschen vor sich herschreiten sieht und ihm zum wahren Leben, zur Verklärung folgt.

Für den Russen hat diese Auslegung etwas Bestechendes. Er erblickt mit dem ihm eigentümlichen Drang, Metaphysisches zu versinnlichen und Transzendentes materiell zu fassen, in der Verklärung eine Entzauberung. Deshalb ist der Tod kein Unglück, sondern ein Glück, denn mit ihm beginnt das wahre Sein. Die Welt an sich ist nur ein Schein, eine Verzauberung. Erst der aus der Welt Scheidende wird ein Seiender, wird entzaubert. Solange er hier auf Erden pilgert, ist er verzaubert und verworfen. Den Ausweg aus dem ‚Tal der Tränen' weist Gott durch seinen Sohn, der allen, die an ihn glauben, sichtbar ist und sie anführt.

Auf dieser volkstümlich russischen Ausdeutung der theologischen Spekulationen des Origenes beruht die Erzählung ‚Der verzauberte Pilger' (1873). Reiseerlebnisse und ein längerer Aufenthalt im Gouvernement Pensa, wo Lesskow die Baschkiren studierte, sowie ein mehrfacher Besuch des Klosters Walaam während der Jahre 1872—1874 gaben dem Dichter die Möglichkeit, mit der Schilderung der Abenteuer des bäuerlichen Gottsuchers Iwan Sewerjanowitsch die Mannigfaltigkeit des russischen Lebens zu verdeutlichen und den kindhaften Recken Iwan zum Gleichnis des verzauberten russischen Menschen zu machen.

Iwan trägt das Bewußtsein von Gott und dessen Widersacher lebendig in sich. Sein Leben ist ununterbrochene Flucht vor dem Bösen in sich und natürliches Streben nach Erlösung. Das Böse ist

der Zauber, mit dem die Seele an den Leib gebannt ist. Der Zauber aber wird überwunden, indem man dem Rufe Gottes, seinem Gewissen, Folge leistet. Darin liegt der Sinn aller Erlebnisse Iwans und der Erscheinungen seiner Opfer, den Manifestationen seines Gewissens, beschlossen. Iwan ist der vollendete Ausdruck östlicher Religiosität, seine Gläubigkeit ist naturhaft, sein Glaube lebendig wie der eines Kindes, dessen das Himmelreich ist. Wenn Iwan dieses Gottverhältnis, diese Einstellung zur sinnlichen Welt auch mit allen Menschen seiner Art und seines Wesens gemeinsam hat, so unterscheidet er sich doch grundlegend in einem wichtigen Punkte, der ihn über die übliche russische Religiosität weit hinaushebt: Iwan Sewerjanowitsch glaubt nicht an eine Erlösung im Diesseits. Er verwirft die klösterliche Askese, die ihm als eine bewußte Erstarrung des Lebendigen erscheint, und sieht den Sinn seines Daseins im Kampf. Iwan ist kein passiver, sondern ein aktiver Mensch. Damit erhebt ihn Lesskow, der gläubige Streiter, zum Sinnbild des zukünftigen bäuerlichen Russen, dessen Welt vom Logos, Gottes Ruf, erfüllt zur Gemeinschaft aller Geläuterten und zu einem Reiche Gottes, des Friedens und der Erlösung auf Erden wird.

Von dem gleichen Aktivismus, der Iwan Sewerjanowitsch über die Masse emporhob, ist auch Pawlin beseelt, der Held der 1875 erschienenen Erzählung gleichen Namens. Pawlin ist der lebendige Ausdruck bäuerlichen Pflichtbewußtseins. Obwohl er

kein unsteter Wanderer und abenteuerlicher Sucher, sondern ein konservativer, seßhafter Mensch ist, muß er dennoch um seiner irdischen Unzulänglichkeit willen das ganze Grauen dieser Erde erfahren, ehe ihm Gott das Wissen um die alles verzeihende Liebe gibt und ihm damit den Weg zur Erlösung weist.

Mit Pawlin endet die Reihe der Bauerngestalten, die Lesskow unter Katkows Einfluß in der ersten Hälfte der siebziger Jahre geschaffen hat. Da sie als Einzelne das Ganze charakterisieren und die Möglichkeiten des Kollektivums versinnbildlichen, werden sie in jeder Beziehung neue Gestalten.

Beim Adel, nach dem slawophilen Programm das andere Element russischer Kraft, ist die endgültige Gestalt bereits entwickelt. Lesskow verfällt deshalb nicht der irrigen Meinung Katkows, daß der Adel in seiner reinen Form existiere, sondern Lesskow hält den Adel für etwas Vergangenes und Überwundenes. Seine Widersacher haben ihm vorgeworfen, daß er den Adel glorifiziert und den Blick auf Fernliegendes gelenkt habe, um die Erbärmlichkeit seiner Zeit zu vertuschen. Bei einer Betrachtung der Lesskowschen Adelsgestalten erweist sich diese Behauptung als böswillige Erfindung. Lesskow ging aus innerer Notwendigkeit an den Stoff heran. Es zwang ihn, die Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart zu schlagen, um auf die vergessene Kraft des Alten hinzuweisen, damit sie dem kommenden Rußland Anlaß zur Besinnung und zu neuer Tat werde.

Die von Lesskow verwandte chronikalische Darstellung hat ihre schönste und klarste Form in S. T. Aksakows 1856 erschienener „Familienchronik" gefunden. Ohne Aksakows Chronik sind Lesskows Schilderungen einer vergangenen Epoche nicht denkbar, und Marfa Andrejewna, die Hauptperson der ersten Chronik adeligen Lebens, der 1873 erschienenen ‚Alten Zeiten von Plodomassowo' ist das weibliche Gegenstück zum alten Großvater Stepan Michailowitsch Bagrow aus Aksakows Familienchronik geworden. Schlicht und ehrlich, eigensinnig und gütig, hart gegen sich selbst und gegen ihre Untergebenen, zu jedem Opfer bereit, das ihre überragende Stellung verlangt, ist Marfa Andrejewna die selbstverständliche Führerin der ihr gehörigen Masse. Sie ist eine Edelfrau, weil sie nichts anderes sein kann, ohne sich selbst zu verleugnen. Am reinsten offenbart sich ihre Bestimmung in dem Verhältnis zu ihren Untergebenen. Der aus der ‚Klerisei' übernommene dritte Teil der Chronik handelt von ihren Zwergen. Die innige Ergebenheit, die der kluge Zwerg Nikolai Affanasjewitsch seiner Herrin bis übers Grab hinaus darbringt, zeigt, wie große Ehrfurcht und Liebe sich die Bojarin erworben hat. Güte und Gerechtigkeit, Bescheidenheit und vorbildliche Haltung haben zwischen Herrin und Diener eine Bindung geschaffen, die unter strenger Wahrung der sozialen Unterschiede eine Brücke von Herz zu Herz schlägt und ein Zeugnis natürlicher Humanität bildet.

‚Die alten Zeiten von Plodomassowo' können als Vorarbeit zu der großangelegten, umfangreichen Familienchronik der Fürsten Protosanow: ‚Ein absterbendes Geschlecht' gelten, in deren Mittelpunkt die Großmutter Warwara Nikanorowna steht. Ihre Art und ihr Wesen sind mit der Charakteristik Marfa Andrejewnas gekennzeichnet. Wie diese ist auch sie über ihre adelige Form hinaus eine einfache, gütige Frau. Ihre Frömmigkeit, die tiefster Ehrfurcht vor allem Lebendigen entspringt, ist nicht kirchlich und fanatisch, sondern die natürliche Gabe ihres reinen und guten Herzens, die zur Überwindung jedes erstarrten Gefüges führt.

Die Tatsache, daß Lesskow die Treue und die Ergebenheit pries, die der Fürstin von ihren Dienern entgegengebracht wurden, forderte die junge Generation zu lautem Widerspruch heraus. Der Kritiker N. K. Michailowskij verhöhnte Lesskow in einer an ‚Iwan Kammerdiener' gerichteten Kritik in einer geradezu schamlosen Weise. Lesskows Isolierung wird durch diese Verurteilung erschreckend deutlich. Die liebevolle, von jeder slawophilen Schwärmerei freie Darstellung des guten Verhältnisses zwischen Herrin und Dienern machte den radikalen Kritiker so blind, daß er die Idee der Chronik gar nicht spürte und den Lehrer Tscherwew, den Verkündiger der Zeit und Tradition überwindenden christlichen Liebe, überhaupt nicht erwähnte. Andrerseits fügte sich dieser erste Vertreter des später von Lesskow scharf formulierten Typs eines russischen ‚Gerechten'

und die von ihm verkündigte Idee der tätigen Nächstenliebe ebensowenig in das konservative Programm. Lesskow ahnte die beginnende Auseinandersetzung mit der gesamten russischen Geistigkeit und wußte, daß er bei keiner Gruppe oder Partei Rückhalt finden würde. Völlig auf sich selbst gestellt besann er sich abermals seines Ursprungs und suchte rückschauend sich zu sammeln und zu festigen.

Diese Rückschau, die Chronik seiner eigenen Jugend, vollzog er in der 1874 entstandenen Geschichte Praotzews: ‚Irrlichter'. Der Wert dieser Aufzeichnungen liegt weniger im Autobiographischen, als in dem Sinn, dessen Formulierung lautet: entfremde dich nicht dem Leben, auf daß du es meistern und mit deinem errungenen Ideal in Einklang bringen kannst. Die Güte und Selbstentsagung, die jedes ideale Wirken voraussetzt, lernt der Jüngling Praotzew an seiner Mutter und der Tochter seines väterlichen Freundes kennen, die beide um des Liebsten willen, das sie auf Erden besitzen, auf das Leben freiwillig verzichten. Das heroische Beispiel der Mutter veranlaßt den Sohn, die Privilegien und Rechte seiner Beamtenstellung aufzugeben und auf dem Wege eigener Vervollkommnung und Entwicklung seinem Ideal, der Kunst, zuzustreben, deren Sinn in einer Vereinigung und erhebenden Deutung des Lebens besteht.

Dieses Bekenntnis ist um so wichtiger, als es Lesskows Auseinandersetzung mit seiner eigenen Situation um die Mitte der siebziger Jahre abschloß.

Im Januar 1874 erhielt er durch Vermittelung B. M. Markewitschs, eines Schriftstellers aus dem Katkowschen Kreise, der durch seine antinihilistischen Romane bekannt geworden war, gemeinsam mit W. Awsejenko die Stelle eines Mitgliedes der besonderen Abteilung des wissenschaftlichen Komitees im Ministerium für Volksaufklärung. Minister war der wegen seiner nationalistischen und rechtgläubigen Gesinnung bekannte Graf Dmitrij Tolstoj, der von Katkow und seinen Helfern auf den Schild gehobene Nachfolger des liberalen Golownin.

Lesskow hatte die Aufgabe, die Bücher, die für die Volkslektüre herausgegeben wurden, durchzusehen und zu bearbeiten. War dieser Posten auch eine Sicherung der äußeren Verhältnisse, so bedeutete er doch zugleich eine starke Behinderung der literarischen Tätigkeit. Als Teil des herrschenden Systems war Lesskow zur Bejahung der offiziellen Anschauungen gezwungen. Er entzog sich dieser Fessel, indem er sein Amt nicht politisch, sondern kulturell auffaßte.

Seine Tätigkeit mußte sich so lange segensreich auswirken, als sie mit seinem Ideal vom wahren Christen in Einklang zu bringen war. Die Gestalten aus kirchlich geistlichem Milieu, die Lesskow damals schuf, dienten seiner Absicht der Erfüllung starrer Form mit lebendigem Geiste. In dem Augenblick, wo der Dichter die Unmöglichkeit seiner Absicht einsah, zog er die Konsequenz und versuchte auf anderem Wege sein Ziel zu erreichen. In den ‚Irrlichtern' entschied

er sich, und die folgenden Jahre bis 1880 waren nichts als eine Vorbereitung für die danach erfolgende Auseinandersetzung.

Die beiden Werke, die vor den ‚Irrlichtern' liegen, sind von dem Bestreben erfüllt, die Form der orthodoxen Kirche zu verlebendigen. Sie wurzeln in dem Bekenntnis zur Staatskirche und weisen deutlich Katkows Einfluß auf. Das erste der beiden, zu Lesskows bedeutendsten künstlerischen Schöpfungen gehörenden Werke, die ‚Klerisei', erschien 1872 in Katkows ‚Russkij Westnik', nachdem einige Teile unter besonderem Titel bereits früher veröffentlicht worden waren. Lesskows Kampf gegen die Doktrinäre, Wortmacher und Unlebendigen wird hier innerhalb der als Wesensbestandteil des russischen Volkes anerkannten orthodoxen Kirche geführt. Der Ausfechter dieses Kampfes ist der Propst Tuberosow. Da er unterliegt, gesteht Lesskow selbst ein, daß ihm die Verwirklichung seiner Absicht nicht gelungen ist. Statt dessen schuf er die Tragödie eines Menschen, der um seiner Gerechtigkeit willen leidet und sich selbst vernichtet, weil er ein System bekämpft, von dem er selbst ein lebendiges Teil ist. Bei der Schilderung dieses Menschenschicksals entstand zugleich ein anderes: das Abbild des Lebens, Denkens und Fühlens der russischen niederen Geistlichkeit. Damit lenkte Lesskow das Interesse der russischen Literatur auf ein Milieu, das bis dahin, von mangelhaften Ausnahmen abgesehen, niemals künstlerisch gesehen und behandelt worden war. In Lesskow vereinigten

sich die Überzeugung vom Wert der Kirche, unvoreingenommener Blick für die Nöte der niederen Geistlichkeit, Familienerinnerungen und zahlreiche Erfahrungen und Erlebnisse, um ihn zum Dichter des russischen Popen zu machen. Die bedrückte Lage der Geistlichen gehörte zu den größten sozialen Ungerechtigkeiten Rußlands. Von der Gnade der Bauern abhängend, ohne ausreichenden Gehalt und Bildungsgang, waren diese Menschen durch die äußeren Umstände gezwungen, ihre seelsorgerische Tätigkeit zu vernachlässigen. Sie beschränkten sich auf die Wahrung von Formalitäten und blieben ohne seelische Fühlung mit den ihrer geistigen Obhut anvertrauten Bauern, obwohl sie infolge ihres unmittelbaren Verkehrs mit dem Volke berufen waren, es sittlich zu beeinflussen und zu leiten. Lesskow hatte schon von früher Jugend an erfahren, daß unter diesen Umständen die besten Kräfte nutzlos verkamen, die kraftvollsten und reinsten Persönlichkeiten zugrunde gingen und alle Möglichkeiten zur sittlichen Erhebung der Masse vertan wurden. In den ‚Kleinigkeiten aus dem Bischofsleben' berichtet Lesskow seine mannigfachen Erlebnisse mit Geistlichen. ‚Die enge Bekanntschaft mit Leuten aus geistlichem Stande', heißt es dort, ‚brachte mir reichen Gewinn. Nur ihr verdanke ich es, daß ich von Kindheit an die verächtlichen Ansichten der Leute von ‚Kultur' in bezug auf die arme Dorfgeistlichkeit nicht teilte. Dank der Orjoler Klostersiedlung wußte ich, daß die duldende und erniedrigte Geistlichkeit der russischen Kirche

nicht aus lauter Pfennigfuchsern und Sportelnehmern bestand, wie viele erzählen, und ich wagte es, die ‚Klerisei‘ zu schreiben.‘

Was Lesskow in den Jahren zuvor in breitausgesponnenen, künstlerisch minderwertigen Romanen zu widerlegen suchte, wird in der Chronik der Stargoroder Geistlichkeit gestaltet. Das sogenannte neue Rußland, die neuen Leute werden nicht um ihrer selbst willen behandelt, und ebenso nicht, um ihnen das ‚schöne Märchen‘ des alten Rußland entgegenzustellen, sondern sie bilden lediglich den Kontrast zu dem Streiter für die geistige Durchdringung einer erstorbenen Welt. Tuberosow ist der Mann der Tat, der lebendig Wirkende. Als Leute solcher Art erweisen sich auch seine Anhänger: seine Frau, deren Leben in dem ihres Mannes seine Erfüllung findet, die (gesondert geschilderte) Bojarin von Plodomassowo und der Diakon Achilla, das Kind mit der Stärke des Gottes, Symbol des neuen Rußland.

Der Propst Tuberosow war nach Stargorod gesandt worden, um die zahlreichen Altgläubigen dieser Stadt der rechtmäßigen Kirche wieder zuzuführen. Tuberosow hatte bald eingesehen, daß ‚der Kampf gegen den Raskol nach den konsistorialen Vorschriften wenig Wert hatte‘. Nach seiner Ansicht konnten die Altgläubigen nur durch das Beispiel einer sittlich und geistig hochstehenden orthodoxen Priesterschaft der Staatskirche zurückgewonnen werden. Das Schicksal des Propstes hatte gezeigt, daß dieses Ziel nicht erreichbar war. Es blieb nur noch ein

einziges Mittel zur Überbrückung des Schisma: das Wunder.

In seiner nächsten, 1873 im ‚Russkij Westnik' erschienenen Erzählung: ‚Der versiegelte Engel' hat Lesskow dieses Wunder der Bekehrung Altgläubiger dargestellt. Ihre Überzeugung, von Gott selbst zu der neuen Vereinigung geleitet zu sein, kann nicht erschüttert werden, als sich das Wunder auf natürliche und harmlose Weise erklärt. ‚Uns ist es gleich, auf welchen Wegen Gott die Menschen sucht und aus welchem Gefäß er sie aus Seinem Borne trinken läßt; Er wird sie schon zu finden wissen und ihre Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Vaterlande stillen', deutet der bekehrte Altgläubige, den Lesskow die Geschichte erzählen läßt, ihren Sinn. In dieser ‚Entsiegelung der Herzen', in diesem Bekenntnis zu einer neuen, christlichen Gemeinschaft gipfelt Lesskows Erzählung.

Die vermeintliche Glorifizierung der orthodoxen Kirche brachte Lesskow die ungeteilte Anerkennung seiner Vorgesetzten im Kultusministerium, besonders des Staatskontrolleurs Tertij Iwanowitsch Filippow, ein, und die meisterhafte Gestaltung des Stoffes befestigte Lesskows Ruf als vollendeter Darsteller des Volkslebens auch bei jenen, die ihn prinzipiell ablehnten. Dieser Ruf wurde durch die Werke der folgenden Jahre, die bereits besprochenen Adelschroniken und ‚Pawlin', bestätigt. Neben dem starken Bekenntnis zum Alten zeigten jedoch diese Erzählungen zugleich Lesskows Anerkennung des Neuen und sein Bemühen,

das ‚alte Märchen‘ mit der neuen Zeit in Einklang zu bringen, was vor allem in dem Bestreben der Helden zum Ausdruck kam, das ihnen innewohnende religiöse Gefühl als den Grund zu betrachten, auf dem eine sittliche Vervollkommnung zu erfolgen habe. Zu dieser ethischen Tendenz mußte Lesskow gelangen, weil er, der unbedingte Bejaher alles Lebendigen, die Form der orthodoxen Kirche mehr und mehr als erstarrt und erneuerungsbedürftig empfand. Die Zeit stellte der Kirche neue Aufgaben. Die einzelnen Glieder der Kirche konnten diese Aufgaben jedoch nicht erfüllen, weil sie durch das System ihrer theokratischen Institution an dem Erwerb der notwendigen Bildungsgrundlagen wie an der freien Entfaltung ihrer Persönlichkeit gehindert waren. Der Drang, aus einem Wahrer des Glaubens zum Führer zu sittlicher Vervollkommnung zu werden, war bereits Lebensinhalt des Propstes Tuberosow gewesen. Er war an der kirchlichen wie weltlichen Bürokratie gescheitert.

Der Kampf des Lebendigen gegen das Abgestorbene, gegen die Redner ohne Tat, gegen die heuchlerischen Dogmatiker — heuchlerisch, weil ihr Bekenntnis zum Dogma nur Mittel zum Zweck war —, der Kampf gegen all diese verkommenen Elemente für ein wahres lebendiges Christentum bildete abermals das Thema der 1875 erschienenen Erzählung ‚Am Ende der Welt‘.

Die Idee, daß der ‚Christus unterm Brusttuch‘, der von den Bauern als lebendiger Gottesvertreter gedachte Christus alles, der Christus der theologischen

Sätze und Schlüsse jedoch nichts, ein totes Abstraktum ist, wird durch die Geschichte eines im hohen Norden missionierenden Bischofs anschaulich gemacht. Von besonderem Reiz ist es, daß ein hervorragendes Mitglied der oberen Geistlichkeit sich überzeugen muß, daß seine theologischen Lehrmeinungen vor der Wahrhaftigkeit und dem natürlichen Edelmut eines einfachen Menschen in nichts zusammenfallen müssen. Lesskow wollte ein hohes Lied auf die nationale russische Religiosität schreiben. Den Antrieb gab ihm sein Wille zur Erneuerung des steril gewordenen Körpers der russischen Kirche. Auf die Gestaltung des Themas hatte jedoch noch ein anderer Umstand wichtigen Einfluß. Lesskow weist auf ihn hin, wenn er am Schlusse der Erzählung sagt, daß ‚der schlichte Kiriak Christus sicherlich nicht schlechter verstand als die zugereisten Prediger, die wie eine tönende Schelle in unseren Salons und Wintergärten klimpern'.

Mit dieser Bemerkung spielte Lesskow auf den Lord Redstock an, einen früheren Offizier der britischen Armee, der durch seine protestantisch-methodistische Auslegung des Evangeliums zum Modeprediger der vornehmen Petersburger Gesellschaft und zum Ersatz für den bis dahin modern gewesenen Spiritismus geworden war. Die Heuchelei, die sich in dem Mißverhältnis zwischen äußerer Lebenshaltung und religiöser Schwärmerei ausdrückte, nahm Lesskow zum Anlaß, gegen die Redstockisten zu Felde zu ziehen. Er legte seine Ansicht in den Aufsatz ‚Raskol der großen Welt' nieder (Pravoslavnoje Obosrenije 1876;

als selbständige Broschüre mit dem Untertitel ‚Lord Redstock und seine Anhänger‘ und der Beilage ‚Sentimentale Frömmigkeit‘ 1877 SPb. erschienen). Wie er früher die Altgläubigen ‚Buchstabenfresser‘ gescholten hatte, galt auch jetzt seine Fehde einer sich in Äußerlichkeiten erschöpfenden Mode für religiöse Dinge.

Lesskows Frontstellung gegen die Redstockisten wie gegen die unantastbare Form der Kirche zeitigte sehr bald Rückwirkungen. Katkow und seine Clique, die mit den Jahren ebenso chauvinistisch wurden wie Lesskow zu einer alles Parteimäßige überwindenden nationalen Gesinnung kam, rückten seit dieser Zeit merklich von ihm ab. Wenn er in ‚Am Ende der Welt‘ sagt: ‚Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mehr als alle Vorstellungen von der Gottheit diesen unsern russischen Gott liebe, der sich seine Wohnung unterm Brusttuch schafft. Was uns die Herren Griechen auch vorschwätzen und wie sehr sie uns auch beweisen mögen, daß wir ihnen die Bekanntschaft mit Gott verdankten, — sie haben Ihn uns doch nicht enthüllt; wir haben Ihn nicht in ihrem byzantinischen Prunk gefunden‘, dann wird Lesskow sogar zum offenen Widersacher und Antithetiker des Ultranationalisten Konstantin Nikolajewitsch Leontjew. Dieser erkannte nur die griechische Kirchlichkeit als maßgebend für die russische Kirche an und machte den Byzantinismus zur Grundlage seiner russischen Weltanschauung. Für Leontjew spielten Gott und Christus überhaupt keine unmittelbare Rolle. Da-

gegen forderte er die Suprematie der Kirche, deren Gebräuche, Dogmen und Lehren vor allem zu lieben seien, und verband damit das Verlangen nach unumschränkter Autokratie, denn er betrachtete den Zaren lediglich als Exekutivorgan des strafenden Gottes. Da für Leontjew die Religion nur in der Furcht vor Gott bestand, konnte er sich Gott nur als strafenden vorstellen.

Dieser finsterste, aber ehrlichste und zugleich klügste Reaktionär Rußlands wurde in seiner Ansicht beeinflußt und bestärkt durch T. J. Filippow, Lesskows Vorgesetzten im Ministerium für Volksaufklärung. Es ist verständlich, daß Lesskow als leidenschaftlicher Gegner des Byzantinismus in Konflikt mit seinem Vorgesetzten geraten mußte, und Lesskow sagt dann auch selbst, daß T. J. Filippow als einer der ersten seine literarische Tätigkeit als nicht wünschenswert und mit seiner amtlichen Stellung nicht vereinbar bezeichnet habe.

In dieser Zeit wurde Lesskow mit dem Minister für Staatsdomänen, Grafen P. A. Walujew persönlich bekannt. Walujew, ein gemäßigter, jeder Reaktion abholder Mann, war wegen seiner liberalen Anschauungen, die er als Minister des Innern bis zu seinem 1868 erzwungenen Abschiede gezeigt hatte, von dem chauvinistischen Kreis um Katkow leidenschaftlich bekämpft worden. Daß Lesskow sich an diesen Mann anschloß, ist ein Symptom für seine Entfremdung von Katkow. Die Bekanntschaft mit Walujew erfolgte durch einen Zufall. Im Jahre

1877 las die Kaiserin Maria Alexandrowna die ‚Klerisei' und äußerte sich zum Grafen Walujew sehr lobend über Lesskows Werk. Am selben Tage, dem 3. Juli 1877 erhielt Lesskow die Vergünstigung, als Beamter dem Ministerium für Staatsdomänen zugezählt zu werden. Mit der Stellung, die seine Tätigkeit im Ministerium für Volksaufklärung nicht behinderte, war ein Gehalt von tausend Rubeln verbunden.

Bevor Lesskow diese Ernennung erhielt, hatte er ein Pendant zur Erzählung ‚Am Ende der Welt' erscheinen lassen, das geeignet war, seine gegensätzliche Stellung zu seinem Vorgesetzten im Ministerium für Volksaufklärung noch zu verstärken. Es war die Erzählung ‚Des Erzbischofs Urteilsspruch', die 1877 in der Zeitschrift ‚Strannik' erschien. Um zu beweisen, daß die Anschauung des Bischofs Nil nicht vereinzelt dastehe, erzählt Lesskow ein Erlebnis aus seiner Kiewer Beamtentätigkeit, das bei der gleichen Problemstellung den Vorzug protokollarischer Genauigkeit besitzt. Die Rolle des Heiden wird hier von einem durch unpsychologische und grausame Gesetzesanwendung schikanierten Juden dargestellt, während der Bischof Nil durch den gütigen, von Lesskow hochverehrten Erzbischof Filaret von Kiew, ‚den Engel in Menschengestalt', vertreten ist. Mit der Erzählung ‚Des Erzbischofs Urteilsspruch' hat Lesskow seinen Standpunkt gegenüber der von einem unlebendigen Byzantinismus beherrschten orthodoxen Kirche gefunden. Die beiden letzten in den siebziger Jahren

erschienenen Erzählungen aus geistlichem Milieu bilden nur einen Ausbau der Position. Die Heiterkeit, ja der fast übermütige Humor, womit nunmehr der bisher so ernsthaft vorgeführte Unterschied zwischen lebendigem und erstarrtem Dogma demonstriert wird, sind der Beweis, daß es für Lesskow keine Diskussion mit seinen Gegnern mehr gab.

Den Anlaß zu der im Jahre 1877 erschienenen Erzählung ‚Der ungetaufte Pope' gab das im gleichen Jahre in Moskau veröffentlichte Buch F. Liwanows: ‚Das Leben eines Dorfgeistlichen', das der Wirklichkeit nicht entsprach und eine völlig unrichtige Schilderung der tatsächlichen Lage der Dorfgeistlichkeit bot. Lesskow, der wegen seiner Kenntnis der Materie Liwanows byzantinische Utopie ablehnen mußte, wandte sich in einer scharfen Kritik gegen ihn. Sie erschien unter dem Titel ‚Ein karikiertes Ideal' 1877 in der Zeitschrift ‚Strannik' und machte Liwanow den Vorwurf, wider besseres Wissen und völlig einseitig geurteilt zu haben. Um seine gegensätzliche Meinung noch eindrucksvoller zu gestalten, schuf Lesskow gleichzeitig in der alle Polemik vermeidenden Geschichte des ‚ungetauften Popen' die Idealgestalt eines Dorfgeistlichen. In dem Bischof (man erkennt unschwer Filaret von Kiew wieder), der sich über alle Formalitäten und Paragraphen hinwegsetzt, wie in dem Bauernpriester, der die vom Bischof gegen ihn geübte Liebe und Güte durch geistliches Wirken an seine Bauern weiterleitet, stellte Lesskow die von ihm gewünschte und erstrebte Geistlichkeit dar, deren

letztes wie höchstes Glied der eine Wille zu einem organischen Ganzen macht: in Christi Sinne dem Nächsten zu helfen.

In den noch im gleichen Jahre 1877 entstandenen ‚Kleinigkeiten aus dem Bischofsleben‘ vertiefte Lesskow seine reformatorischen Bestrebungen für die lebendige Kirche dahin, daß er nicht nur eine geistige Erneuerung der Kirche selbst, sondern vor allem eine Neugestaltung des Verhältnisses der Gesellschaft zur Kirche forderte.

Lesskows künstlerisch wie weltanschaulich gleich bedeutsamer Hinweis auf die katastrophale Lage der ihrem Volke entfremdeten Geistlichkeit beschloß in den siebziger Jahren die Reihe der Erzählungen aus kirchlich-religiösem Gebiet. Das Ergebnis war die völlige Ablehnung der konservativen Anschauung von der theokratischen Stellung der Kirche. Bei voller Anerkennung der Priesterschaft, insbesondere der niederen als wertvollen Teil der Gesellschaft, forderte Lesskow dagegen die Einfügung der Kirche in den Staat. Sein Verlangen beruhte auf der Überzeugung, daß die Kirche ein erstarrtes, unfruchtbares Gebilde würde, wenn sie nicht den Anschluß an die der Zeit entsprechende Form der Gesellschaft fände. Von einer lebendigen Kirche aber erheische die Gesellschaft nicht ausschließliche Erfüllung toter Formen, sondern vor allem die ethische Durchdringung dieser Formen. Die ungeistig gewordene Kirche müsse mit neuem Geist erfüllt werden. Der lebendige Glaube des Volkes sei der Quell, aus dem die Kirche die

Kraft zu neuem Wirken holen könne, das sich nicht im Bekenntnis erschöpfen dürfe, sondern christliche Bildungsarbeit leisten solle.

Seine Wandlung vom orthodoxen Bekenner zum christlichen Ethiker kam voll zum Ausdruck in dem ‚Leitfaden durch das Neue Testament', den Lesskow 1879 drucken ließ. Dieser auf ethischen Grundsätzen aufgebaute Leitfaden vereinigte verschiedene Kapitel der Evangelisten unter zusammenfassenden Titeln wie ‚Die Reue', ‚Barmherzigkeit gegen seinen Nächsten', ‚Vergebung von Beleidigungen', ‚Das Verdammen', ‚Die Heuchelei' u. ä. In einem Bericht im wissenschaftlichen Komitee des Ministeriums für Volksaufklärung ging Lesskow im gleichen Jahre sogar so weit, für die Erteilung des Religionsunterrichtes in den Volksschulen die Zulassung weltlicher Lehrer zu fordern. Bei der gegensätzlichen Einstellung seiner Vorgesetzten, besonders des Staatskontrolleurs Filippow wurde dieser Vorschlag natürlich abgelehnt. Obwohl Lesskow im Jahre 1879 zum Kollegiensekretär befördert wurde, war er sich klar, daß seine Tätigkeit im Ministerium dem Ende zuging.

Die innere Spannung, in der sich Lesskow um jene Zeit befand, mag den Menschen zuweilen aufs tiefste bedrückt haben, dem Dichter gab sie immer neue Kraft und steten Anreiz zum Schaffen.

In jener Krisis entstand die Geschichte ‚Der stählerne Floh' (1881). Den Stoff erhielt Lesskow von einem alten Arbeiter der Gewehrfabrik Sestrorezk, wo sich der Dichter als Gast der Gebrüder Bubnow

während des Sommers 1878 aufhielt. Lesskows Absicht, dem Anbruch der neuen, mechanistischen Epoche, wie sie in dem Industriebezirk von Sestrorezk vor allem fühlbar war, die Vergangenheit mit ihrer Betonung persönlichen Könnens entgegenzusetzen, ist ihm restlos gelungen. ‚Der stählerne Floh' ist ein Preislied auf den Wert handwerklicher Kunst, deren Vertreter bereits zur Mythe geworden sind.

Die zweite dieser Erzählungen, die blitzartig den Anfang und das Ende der russischen Seele beleuchten, ist die 1881 erschienene Erzählung ‚Die Teufelsaustreibung'. Man wird dieser meisterhaften Schilderung des Moskauer Kaufmanns Ilja Fedosejewitsch, der sein einfaches, solides Leben mit einer ungeheuerlichen Orgie unterbricht, um tags danach wieder friedlich seiner Beschäftigung nachzugehen und um Pfennige zu feilschen, nicht gerecht, wenn man sein Tun nur physiologisch erklärt. Der Drang, sich des Übermaßes von Kraft in einem Gewaltakt zu entledigen, die wütende Lust, Bestehendes zu zerstören, also primitive erotische Momente vereinigen sich mit der Sucht, das eigene Gefüge zu zersprengen. Die Form dieser Vereinigung ist wegen des erotischen Antriebes elementar, steigert sich aber ins Orgiastische, weil die hemmende Vernunft bewußt ausgeschaltet wird. Das Bestreben, sich ohne Schranken, ungehemmt und frei zu fühlen, das höchste Lust gewährende Empfinden, als Teil des Elementes Eines und Alles zugleich zu sein, deutet jedoch diese eigenartige russische Zeremonie nicht

ganz. Der überall gleiche Drang, sich zu berauschen, der ihr als psychologischer Anlaß zugrunde liegt, bekommt im Russischen seine besondere, charakteristische Note durch das religiöse Moment. Für den Russen wird die Sucht nach dem Sichausleben zum Drang nach einem Außer-sich-leben, zur Sehnsucht nach einer neuen göttlichen Gestalt. Die Vermessenheit, die in diesem Begreifen Gottes liegt, wird zugleich Anlaß zur Reue, Demut, Zerknirschung. Der Wille, Gott auf sinnliche Weise, durch einen körperlichen Exzeß, mit der Faust begreifen zu wollen, ist das Merkmal des Primitiven. Lesskow hat diesen Willen im russischen Menschen gespürt und überall zur Darstellung gebracht, wo er den Russen als ungebändigte — von der Kirche oder Sittlichkeit nicht gebändigte — Kraft schildert.

Die Sehnsucht nach Erlösung äußert sich beim Primitiven als Rebellion gegen die Verzauberung, in deren Bann er sich wähnt. Der eigentliche Verlauf dieser Rebellion ist jedoch in der Natur des russischen Menschen begründet. Er entspricht genau der russischen Vorstellung, daß Gut und Böse die einander entgegengesetzten Pole eines Kreises sind. Vom Pol des Bösen zum Pol des Guten zu gelangen ist auf zweifache Art möglich. Wer sich vom Pol des Guten entfernt hat, kann entweder auf dem gleichen Wege durch Demut und Güte allmählich zurückkehren oder er kann vom Pol des Bösen aus weiterschreiten und durch alle Steigerungen des Bösen endlich — dem Zwang des Kreises folgend — zum

Guten gelangen. Der Russe, der für ‚Umkehr — Bekehrung — Verwandlung — Kreislauf' bezeichnenderweise das gleiche Wort hat (obrastschenie), bevorzugt diesen Weg, wenn er einmal am Pol des Bösen angelangt ist. In der ‚Lady Macbeth' heißt es: ‚Wen der Gedanke an den Tod nicht tröstet, sondern schreckt, muß versuchen, die heulenden Stimmen in sich mit einem noch größeren Geheul zu übertönen. Der einfache Mensch begreift das sehr gut; er gibt dann seiner ganzen tierischen Primitivität die Zügel frei, verliert alle Vernunft und beginnt sich über sich selbst, über die Menschen und über das Gefühl lustig zu machen. Auch ohnehin nicht besonders zart, wird er doppelt böse.' Der beste Beweis für diese russische Eigenschaft ist der Trompeter Rabenschrei aus dem ‚Absterbenden Geschlecht'. Als er das Maß seiner Sünden übervoll gemacht hat, begibt er sich vor Kummer auf den Jahrmarkt und gebärdet sich dort wie ein Toller. Er nimmt in der Kirche das Licht, das vor dem Heiligenbilde brennt, und beginnt, in aller Beisein, während der Messe seine Pfeife daran anzuzünden. Dieser Drang, das Böse durch sich selbst zu vernichten und zu überwinden, möglichst tief zu fallen, um erhöht zu werden, trägt fast einen sinnlichen Charakter, und es ist bezeichnend, daß das beliebteste Vergnügen des russischen Volkes das Schaukeln bildet, das wollüstige Vergnügen des Fallens.

Damit ist die Erklärung für die Teufelsaustreibung gegeben. Die Zeremonie basiert auf der

Annahme, verzaubert zu sein, den Teufel im Leib zu haben. Das Mittel, den Teufel durch Belzebub auszutreiben, ist nicht nur vergnüglich, sondern führt auch mit Gewißheit zum Siege. Der Mensch, die Brücke zwischen Gott und Erde, muß sich fallen lassen und büßen, um erhöht zu werden. Die Zeremonie erreicht deshalb nicht mit der allgemeinen Orgie ihr Ende, sondern sie findet ihre Fortsetzung in der Reinigung und Buße des Einzelnen. Lesskow stellt dies ganz bildhaft dar, indem er den alten Kaufmann in der Kirche sich winden und kämpfen läßt. ‚Sein Geist brennt nach dem Himmel, aber mit den Beinchen da wühlt er noch in der Hölle herum!' erklärt die erfahrene Klosterfrau. Ihr Glaube an die Errettung des Kaufmanns wird bestätigt. Eine starke, unsichtbare Hand packt den Alten an den Haaren und stellt ihn wieder auf die Beine. Damit ist der Kreislauf vollendet; Ilja Fedosejewitsch ist einmal um sich selbst gekehrt, seine wollüstige Passion durch die Tiefe ist zu Ende; er hat die Hölle durchstürzt und ist wieder bei Gott.

So stellt sich dem alten Kaufmann der Sinn seiner Zeremonie dar, denn sein primitives religiöses Gefühl verläuft in einem engen Kreise. Lesskow hat deshalb die Geschichte ‚für die wirklichen Kenner und Liebhaber des Ernsten und Großartigen im nationalen Geschmacke' geschrieben, und es ist ihm gelungen, das innere und äußere Leben des urwüchsigen Russen mit einzigartiger Vollkommenheit darzustellen. Obwohl sich Lesskow jeder Deutung der

Begebnisse enthält, kommt seine eigene Ansicht klar zum Ausdruck. Für ihn ist Ilja Fedosejewitsch nicht auf zwangsläufigem Wege bei Gott angelangt, sondern in die eigenmächtig durchbrochene Form, die von Gott den Menschen auferlegte Verzauberung zurückgekehrt. Für Lesskow ist der reiche Kaufmann trotz seiner großmächtigen Stellung in Moskau nur der Vertreter des einfachen russischen Menschen, die ins Großartige gesteigerte Form jenes pfiffig schlauen Muschiks aus den ‚Irrlichtern', der zu Gott schwört, keinen Schnaps mehr zu trinken. Er hatte jedoch mit Bedacht nur von Wodka reinster, weißer Farbe gesprochen, aber keinerlei andere Schnäpse erwähnt, und darum konnte er sich mit gutem Gewissen an allen anderen Getränken berauschen.

Ilja Fedosejewitsch ist zwar eine lebendige Kraft, aber sein Aufbegehren gegen seine Form ist ohne Vernunft. Seine Errettung ist daher nur scheinbar, aber nicht wirklich wie die des verzauberten Pilgers. Während Ilja Fedosejewitsch wie ein wildes Tier im Käfig hockt und seine überschüssige Stärke zu gewaltsamem Ausbruch benützt, bändigt der Pilger seine Kraft durch die Vernunft, und sein Streben nach der Freiheit ist erfolgreich. Der Kaufmann kennt keine ratio, für ihn existiert nur die religio. In der Freiheit, im Zustande des Außersichseins, ist er wie ein Fisch auf dem trockenen Boden, ganz und völlig der Vernunft Gottes anheimgestellt. Deshalb bleibt er allezeit der unselbständige, nur

durch die ‚Faust aus der Kirchenkuppel‘ errettbare Mensch, während der Pilger durch die Vereinigung von religio und ratio (um deretwillen Gott seinen Sohn auf die Erde sandte) die Fähigkeit erwirbt, seine eigene, erdhafte Kraft zur Erhebung zu benützen. Die gebändigte und die ungebändigte Kraft des Muschiks sind die beiden Punkte, von denen das Werk Lesskows in den siebziger Jahren ausging und seine Themen empfing. Daß Lesskow nach der durch den ‚Verzauberten Pilger‘ vollzogenen Formulierung des Ziels noch einmal am Schlusse dieser Periode zu der wilden Kraft des ungebändigten Muschiks, zu seinem nnd aller anderen russischen Pilger Ursprung zurückkehrte, gibt die tröstliche Gewißheit, daß er seine Krisis — die Überwindung der orthodoxen Kirche als Hüterin der religio und ihre Verlebendigung durch Einfügung der ratio in ihren sterilen Körper — überstehen wird.

4

Am 13. Dezember 1880 wurde Lesskow infolge einer Intrige aus dem Ministerium für Staatsdomänen entlassen. Den Posten im Ministerium für Volksaufklärung behielt er bei. Im Frühling desselben Jahres war Graf Tolstoj, der Protektor der Katkowpartei, auf Veranlassung Loris-Melikows, des nach dem sechsten Attentat auf Alexander II. zum militärischen Diktator mit unbegrenzten Vollmachten ernannten früheren Generalgouverneurs von

Kiew, entlassen worden. Sein Nachfolger wurde der freisinnige, gebildete Saburow, ein Schwiegersohn des Dichters Grafen Ssologub. Gemäß den Intentionen Loris-Melikows, der alles daran setzte, einen Ausgleich zwischen der Regierung und der immer radikaler werdenden sozialistischen Jugend herbeizuführen, zog auch in das muffige Ministerium für Volksaufklärung ein neuer Geist. Obwohl Lesskow seine Stellung ‚zwischen Beamten, die an der Literatur kein Interesse hatten', als Ausnahmestellung betrachtete, bewog ihn der Wechsel in der Leitung des Ministeriums für Volksaufklärung zur Weiterarbeit an diesem Institut. Die von liberalem Geist erfüllte Epoche war jedoch nur von kurzer Dauer. Die Lawine rollte bereits. Am 13. März 1881 unterzeichnete der Zar eine von Loris-Melikow verfaßte Regierungserklärung, in der die Berufung eines Parlaments angekündigt wurde. Einige Stunden später fiel er der Bombe des Studenten Grinewitzkij zum Opfer.

Zu einer der ersten Taten des Nachfolgers, Alexanders III., gehörte die Ernennung seines Lehrers, des Professors für Zivilrecht an der Universität Moskau, Konstantin Pobedonoszew zum Oberprokureur des Heiligen Synods. Der aus dem Popenstand hervorgegangene Pobedonoszew war ein fanatischer Slawophile. Sein Einfluß auf den Kaiser war ungewöhnlich stark. Alexander III., der völlig im Banne des orthodoxen Lehrers stand, entschied sich gegen den von Loris-Melikow eingeschlagenen Weg.

Pobedonoszew wurde der eigentliche Herrscher von Rußland. Eine Reihe von Ministern und hohen Staatsbeamten, darunter auch der Minister für Volksaufklärung Saburow machten Anhängern des neuen Regimes Platz. Lesskows neuer Vorgesetzter, der Baron Nikolai, ein bis dahin ganz unbekannter Mann, stand vollkommen unter dem Einfluß Pobedonoszews. Der starke und unbeugsame Wille des Oberprokureurs konzentrierte sich auf die Erhaltung und den Triumph der Orthodoxie. Byzantinismus als Weltanschauung war Pflicht.

Lesskow war dieses System des politischen und geistigen Byzantinismus aufs tiefste verhaßt. Der neue Kurs reizte ihn zum Widerstand. Das Gewissen des nach lebendiger Erfüllung alles Geistlosen strebenden Staatsbürgers und Christen empörte sich. Trotz seinem amtlichen Posten scheute sich Lesskow nicht, zu allen Tagesfragen, die ihm Schicksalsfragen zu sein schienen, publizistisch Stellung zu nehmen. Eine lange Reihe von Aufsätzen erschien. Sie wurden zumeist in dem neutralen, gemäßigt-liberalen ‚Istoritscheskij Westnik' veröffentlicht, dessen Herausgeber S. N. Schubinskij mit Lesskow bis zum Tode eng verbunden blieb, und vereinigten in halb belletristischer, halb wissenschaftlich nüchterner Form die Vorzüge des glänzenden Erzählers mit dem Mute des Bekenners. Alle diese Aufsätze waren auf Anklage eingestellt. Und diese Anklagen verstärkten sich mit der Zeit, nahmen schärfere Formen an und argumentierten mit immer krasseren Beispielen die

Notwendigkeit einer gründlichen Reform des Staat und Kirche beherrschenden Systems.

Da Lesskow mit dieser Gesinnung schon längst nicht mehr in das reaktionäre System Pobedonoszews und seiner Gehilfen hineinpaßte, war es nur noch eine Frage der Zeit, wann der Dichter den Dienst quittierte. Die Gelegenheit zu seiner Verabschiedung ergab sich eher, als er dachte. Im Februarheft des ‚Istoritscheskij Westnik' schilderte er nach aktenmäßigen Quellen einen Vorfall, der sich 1727 in Moskau zugetragen hatte. Er bestand darin, daß Klerus wie Gemeinde stark berauscht am Altar Bockspringen geübt hatten. Dieser Verwilderung der von der herrschenden Partei so hochgeschätzten Kirche stellte Lesskow die Forderung einer sittlichen Erneuerung des einzelnen Mitgliedes gegenüber und erwähnte in diesem Zusammenhang auch den Namen Leo Tolstojs. Obwohl dieser Aufsatz lediglich von dem Bemühen erfüllt war, die Kirche von Schäden zu heilen, gab er Lesskows Vorgesetzten Grund, den unbequemen Tadler und Dränger zu erledigen. Am 9. Februar 1883 wurde er aus dem Ministerium für Volksaufklärung entlassen.

Nach dem Bruch mit der Katkowpartei schloß sich Lesskow eng an den Schriftsteller Sergej Nikolajewitsch Terpigorew an, der als Künstler und Mensch vieles mit Lesskow gemeinsam hatte und in seinen kurz zuvor erschienenen ‚Skizzen und Bemerkungen eines Tambower Gutsbesitzers' scharfen Blick für Wirklichkeit und für unverfälschtes rus-

sisches Wesen gezeigt hatte, sowie an Alexej Alexejewitsch Gatzuk, der u. a. die nach ihm benannte Zeitung ‚Gatzuks Zeitung' herausgab. Gatzuk, der, wie Lesskow in einem Brief an Schubinskij bemerkt, ‚in Geschäften einfach wie ein braver Bursche und ein selten anständiger Mensch sich benimmt; der statt Antworten Geld schickt . . . und menschlich handelt', unterstützte Lesskow nach Kräften, als er — nach der Entlassung ohne feste Bezüge — allein auf den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeit angewiesen war. Gatzuk nahm jeden Beitrag an, den ihm Lesskow schickte und honorierte ihn anständig. In Gatzuks Zeitung erschien u. a. der unvollendete Roman ‚Der Falkenstrich', der als eine Fortsetzung zu ‚Ohne Ausweg' gedacht war und zeigen sollte, ‚von wo die führenden russischen Leute sich erhoben und wo sie sich niedergelassen hatten'. Neben diesem Roman, dem eine judenfreundliche Tendenz nachgesagt wird, zeugt eine Reihe von Erzählungen für Lesskows tolerante Einstellung zum Judentum. Hierher gehören vor allem die Erzählungen ‚Die purzelbaumschlagenden Juden' (1882) und ‚Der kneifende Elementarlehrer' (1879).

Damals erschien auch eine Broschüre mit dem Titel ‚Die Juden in Rußland', die für die russischen Juden politische und religiöse Gleichberechtigung forderte und ebenfalls von Lesskow stammte, obwohl ein anderer als Autor zeichnete. In Lesskows Exemplar befand sich die Bemerkung: ‚Dieses Buch — mit Erlaubnis des Außenministers Grafen D.

A. Tolstoj gedruckt — verfaßte ich, Nikolai Lesskow. Ein gewisser Pjotr Lwowitsch Rosenberg, der auch als fiktiver Autor hingestellt wird, machte es druckfertig.'

So objektiv und sogar amüsant die belletristischen und publizistischen Beiträge Lesskows zu den Erscheinungen seiner Zeit sein mögen, eines ist ihnen allen gemeinsam: die Hervorhebung des Negativen und die Kritik eines Zustandes, den Lesskow zwar nicht prinzipiell, aber in seinen extremen Erscheinungen ablehnte. Lesskows bäuerlicher Art und Gesinnung würde es jedoch nicht entsprochen haben, wenn er sich im Negativen erschöpft hätte. Lesskow mußte bauen, schaffen, fördern. Das Analysieren und Kritisieren lag ihm nicht. Lesskow zwang es, mehr zu tun. Er wollte zeigen, wie der neue russische Mensch aussieht, wie er sich der Gesamtheit einfügt und sie zu sich emporzieht. Er hat diese, seine eigenste Aufgabe in vollem Umfange gelöst. In einer Reihe von Beispielen schuf er die lebendigen Priester einer neuen russischen Menschheit. So verschieden an Herkommen, Stand und Rang sie untereinander auch sind, bilden sie doch durch ihr Christentum und die dadurch bedingte Einstellung zum Nebenmenschen und zum Staat eine vollkommene Gemeinschaft, die Zelle eines lauteren und größeren Rußland. Lesskow hat seine ‚neuen Leute' unter dem Namen ‚Gerechte' zusammengefaßt.

Der Wille zum praktischen Handeln ist das entscheidende Merkmal der Moralphilosophie aller ‚Ge-

rechten', und dieser Wille, der weder an Zeit noch Ort noch Herkunft seines Trägers gebunden im Kleinen wie im Großen wirksam sein kann, trennt die ‚Gerechten' scharf von den Idealisten wie ‚Schafochs' und Rainer, deren Streben ohne Erfolg blieb, weil sie mit dem Leben keinen Kontakt hatten. Das Gegenstück zu ‚Schafochs', dessen romantische Schwärmerei mit seinem eigenen Untergang enden mußte, ist ‚Cher amour', der Verkörperer desselben bäuerlichen unbeholfenen Typs, dem die Zivilisation als der große Feind seines Daseins erscheint. Das Fehlen jeder durch den Trieb bedingten Problematik ist das besondere, allen Gerechten eignende Merkmal. Es ist die selbstverständliche Voraussetzung ihres neuen Daseins. Ob diese Voraussetzung eine natürliche Gegebenheit ist wie bei dem überhaupt nicht geschlechtsreif erscheinenden kindlichen ‚Cher amour' oder eine von der Vernunft bestimmte Folge wie bei dem ‚Unsterblichen Golowan' (1880), ist ohne Belang. Der keusche Golowan begründet denn auch sein reines, uneigennütziges Verhältnis zu der bei ihm lebenden Frau eines Trunkenboldes, um dessentwillen er nach der irrigen Meinung der Menschen auf jedes Glück verzichtet, mit den einfachen Worten: ‚Es gibt ein frommes und ein sündiges Glück. Das fromme Glück schreitet über niemand hinweg, das sündige über alle.' Da Golowan das erste mehr als das andere liebt, erringt er sich die Basis, von der aus er als Gerechter wirken kann. Er lebt als einsamer, aufgeklärter Mensch unter dem abergläubischen Volk,

hilft aus unendlicher Nächstenliebe allen Notleidenden und bringt sich selbst zum Opfer. Den unter dem Banne des Bösen stehenden Menschen muß der starke Träger dieser Idee als Zauberer, als ‚Unsterblicher' erscheinen. In Wahrheit ist Golowan der einzige Freie unter Unfreien, der Entzauberte unter Gebannten. Das Ziel, nach dem der verzauberte Pilger ein Leben lang strebte, hat Golowan erreicht. Er ist ein Gerechter, wirkend, lehrend und von Gottes Kraft und Güte zeugend.

Wie im ‚Unsterblichen Golowan' geht Lesskow auch in den Erzählungen ‚Das Schreckgespenst' und ‚Das Tier' auf eigene Jugenderlebnisse zurück. Die Wärme, die lebendige Darstellung und künstlerische Vollendung dieser drei schönsten aller Geschichten von den ‚Gerechten' sind durch das persönliche Erleben Lesskows begründet. Die Helden der beiden letzten Erzählungen sind nicht wie Golowan Heroen einer Stadt, sondern ihr Wirken erstreckt sich auf Kleinstes. Der Bauer Seliwan, das ‚Schreckgespenst', leidet unter der Verkennung seiner boshaften und abergläubischen Mitmenschen, weil er sein Leben der von allen verlassenen und geächteten Waise eines Henkers widmet. Noch versöhnender als die späte Anerkennung seines opfervollen Dienstes am Nächsten wirkt die Erhöhung eines anderen Gerechten, des Tierwärters Chrapon aus der Erzählung ‚Das Tier' (1883). Sein Liebesdienst vollzieht sich sogar nicht einmal an einem Menschen, sondern nur an einem Tier, dem Bären Sganarel, denn alle Geschöpfe

sind Gottes, und Gott bedient sich eines jeden, um die Schöpfung mit seinem Geist zu erfüllen, nicht dem Geist erzwungener Furcht, sondern des Friedens und der tätigen Hilfe.

Neben diesen drei, auf persönlicher Kenntnis der dargestellten ‚Gerechten' beruhenden Erzählungen können die übrigen, in diesen Jahren beschriebenen ‚Gestalten' künstlerisch kaum bestehen, obwohl sie sich durch schöne Einzelheiten und starke Charaktere auszeichnen. In der Erzählung ‚Der Gleichgesinnte' (1880) wird das Leben und Wirken eines einfachen Mannes aus dem Volke dargestellt, der sein höchstes Vergnügen in der Erfüllung seiner Pflicht als Polizeimeister einer kleinen Stadt findet, sich aber nebenher mit philosophischen Fragen beschäftigt und die Bibel zum Fundament seiner Lebensanschauung macht. Sein in die Tat umgesetztes Christentum trägt reiche Frucht. Ähnlich verhält sich der Petersburger Polizeibeamte S., der Held der Erzählung ‚Der Pygmäe' (1880), der unter Hintansetzung seiner eigenen Interessen einem bedrängten Menschen aus lauterer Güte hilft und Taten der Großmut vollbringt. Lesskow nennt den ‚Pygmäen' ‚erfüllt von Frieden und Heiligkeit und dabei besser als den Demokraten'. In dieser letzteren Erzählung — ‚Ein russischer Demokrat in Polen' — führt Lesskow einen russischen Beamten vor, dessen Klugheit, Unbestechlichkeit und Einsicht unter seinen Kollegen nicht ihresgleichen haben, und der deswegen auch den Abschied nehmen muß. In der preußisch

anmutenden Auffassung seiner Amtspflichten und seiner Wichtigkeit als Erzieher, Förderer und Helfer der Gemeinschaft (nicht der Gehalts- und Pensionsempfänger allein) wird der Staatsrat Samburskij noch von den Männern übertroffen, die Lesskow in der Erzählung ‚Das Kadettenkloster' geschildert hat. Das erhaltende Moment jeder Gemeinschaft, Pflicht als freiwilligen Dienst an der Idee zu betrachten, ist in den drei Gerechten dieser Musteranstalt Fleisch und Blut geworden. Sie fördern es bewußt und teilen es auf kluge und eindringliche Weise ihren Schülern mit. Auf diese Weise bewirken sie den Zusammenschluß der von ihnen erzogenen Menschen zu einem beseelten, lebendigen Kollektivum, das lebt, wächst und Frucht trägt.

Mit den Erzählungen von den russischen Gerechten hatte Lesskow das positive Ziel seines Programmes illustriert: eine Erneuerung altgewordener Formen und Institutionen durch ihre Erfüllung mit christlichem Geiste. Nie war in Rußland die Forderung nach ethischer Durchdringung des staatlichen und kirchlichen Gefüges so laut und eindringlich verkündet worden. Aber Lesskows Stimme verhallte. Obwohl er von der Richtigkeit seiner Absichten tief überzeugt war, blieb alles Bemühen trotz persönlichen Opfern ohne Erfolg, weil es an dem Stumpfsinn und an der Verbohrtheit der Gegner scheiterte. Das erste Mal, nach dem Streitjahrzehnt mit den Nihilisten, hatte Lesskow die Situation verhältnismäßig rasch überwunden. Diesmal traf es ihn schwer.

Eine Depression kam über den starken, trotzigen Kämpfer, die um ihres reinen Anlasses willen voll tiefer Tragik ist.

Besserung in Lesskows seelischem Empfinden brachte die im Sommer 1884 erfolgte Reise nach Marienbad und daran anschließend durch Deutschland und Frankreich. Diese Reise gab dem Verzagten neuen Mut. Nach der Rückkehr nahm Lesskow den Kampf gegen alles Veraltete mit neuen Kräften auf. Das körperlich und seelisch bedrückende Gefühl, ein unnützes und schädliches Glied der Gesellschaft zu sein, war gewichen. Lesskow sprach ehrlicher und schärfer denn je. Sein Kampf gegen die reaktionären wie radikalen Dogmatiker war nicht ohne Zynismus, hielt sich jedoch von unsachlichen Anwürfen und übertriebenen Beschuldigungen frei. Auch wo er satirisch wurde, wie in der Erzählung ‚Platzhalter‘ (1885), nahm die liebenswürdige und humoristische Behandlung des Details dem Ganzen das Verletzende. Infolge seiner immer vollkommener werdenden, an Maupassant erinnernden Erzählungskunst durfte es Lesskow wagen, der Wahrheit auch durch heikle Mittel zum Siege zu verhelfen und in pikanten Situationen kleinbürgerliche Verkommenheit zu zeigen. Während er noch in den ‚Platzhaltern‘ von den Bürgern gesagt hatte: ‚Diese Brut ist nicht auszurotten‘, sah er die Situation in der Erzählung ‚Der Schamlose‘ um vieles einfacher und klarer an. In dieser meisterhaften Satire auf die bürgerliche Korruption kommt der sarkastische Humor

Lesskows voll zum Durchbruch, ja hier wird der Zynismus zur Weltanschauung erhoben.

Die Skepsis und der Pessimismus, worin Lesskows Depression ausklang, kam auch in seiner von neuem einsetzenden publizistischen Beschäftigung mit allgemeinen Mißständen zur Geltung. Seinem überscharfen Blick, aus dem alle Liebe gewichen war, entging nichts. Anläßlich den Bemühungen des Pastors Dalton, das Prostituiertenwesen in Petersburg auszurotten, enthüllte Lesskow die über Riga vor sich gehende Versorgung Rußlands mit Prostituierten und wies in ‚Istoritscheskij Westnik' auf das Vergebliche der Bemühungen Daltons hin, solange ‚es in Rußland nicht für eine Schande gehalten würde, wenn der Staat Pacht von den Büfetts in den Bordells erhielte', und solange nicht der Prostituiertenhandel über Riga unterbunden würde.

In dem Aufsatz ‚Die kirchlich eingesegnete Ehe' lehnte es Lesskow ab, die freien, nicht von der Staatskirche bestätigten Ehen der Altgläubigen als ‚Hundehochzeiten' oder ‚Buhlerei' zu bezeichnen, und wies nach, daß sich die Ehen der Altgläubigen gegenüber den verlogenen, heuchlerischen bürgerlichen Ehen durch größere Reinheit und Ehrlichkeit auszeichneten und deshalb den von Leo Tolstoj in ‚Worin besteht mein Glaube?' niedergelegten Forderungen nahe kämen.

Kurz vor seiner Entlassung nahm Lesskow trotz seiner erbitterten Kampftätigkeit Gelegenheit, eine Rückschau auf die bunteste und reizvollste Periode

seines Lebens zu halten, auf die Kiewer Jugendzeit. Von seinem Freunde F. G. Lebedinzew, Herausgeber der Zeitschrift ‚Kiewskaja Starina‘ aufgefordert, einen Beitrag zu liefern, versprach Lesskow ‚etwas Lustiges mit historischem Bezug auf Kiew‘ zu schreiben. Das Ergebnis war eine Reihe von Anekdoten von Kiewer Sonderlingen unter dem Titel ‚Klosteroriginale‘ (Kiewskaja Starina 1883). Obwohl Lesskow, wie er ausdrücklich erklärt, nicht Kritik üben, sondern sich und andere durch Erinnerungen unterhalten will, verbindet sich doch mit der humorvollen und realistischen Darstellung des unter der Botmäßigkeit des berüchtigten Generalgouverneurs Bibikow stehenden Kiew die Absicht, ‚dem Volke auch die Menschlichkeit seiner Hirten zum Bewußtsein zu bringen‘. Nach den starken Angriffen, die Lesskow gegen kirchliche Mißstände gerichtet hatte, war es ihm Bedürfnis, auf die Ehrenhaftigkeit und den Opfermut der niederen Geistlichkeit hinzuweisen. Seine Bemerkung, ‚daß der uneigennützigste Mensch, den er je sah, ein Pope war‘, ist eine Zurückweisung aller, die die Popen einer besonderen Raffgier beschuldigten.

Noch stärker tritt Lesskows Kampf gegen das mechanistische oder — wie sich der Menschenbeobachter bezeichnenderweise physiognomisch ausdrückt — stereotype Zeitalter und seine Freude an einer kraftvollen, lebendigen, wenn auch seltsamen und eigenwilligen Persönlichkeit in den ‚Geschichten vom Pan Wischnewskij und seiner Sippe‘ (1885) hervor.

Diese erste Erzählung aus einem geplanten Zyklus ‚Psychopathen von ehedem‘ nennt Lesskow eine ‚Epopöe‘, weil sie eine — von ihm nur übermittelte — vom Volke geschaffene Folge von Legenden und Anekdoten über eine historische Persönlichkeit darstellt. Wie im ‚Stählernen Floh‘ gelingt es ihm, aus einer vom Volke kolportierten Begebenheit eine künstlerisch vollkommene, in sich gerundete Erzählung zu schaffen und durch seine Darstellung, die an Plodomassow erinnernde Gestalt des kleinrussischen Bojaren Stepan Iwanowitsch Wischnewskij in all seiner schier unfaßbaren Kraft, Wildheit, Absonderlichkeit und seiner pathologischen Verkennung des Realen zum Leben zu erwecken. Infolge der scharfen Charakterzeichnung dieses ‚verwilderten Europäers‘, dieser nur in Rußland gedeihenden Mischung von asiatischer Wildheit und christlicher Demut, und infolge der rasch aufeinanderfolgenden Begebenheiten und Heldentaten dieses Barbaren gehört der Pan Wischnewskij zu jenen Lesskowschen Gestalten, die so elementar und naturhaft wirken, daß sie ihren zusammenfassenden Schöpfer vergessen lassen und wieder zu dem Mythos werden, aus dem die dichterische Phantasie des Volkes sie erstehen ließ.

5

In dem gleichen Jahrzehnt, in dem Lesskow den Kampf gegen die Allmacht erstarrter Formen und westlicher Formeln aufgenommen hatte und schließ-

lich zur Einsicht gekommen war, daß er unterlegen war, hatte sein Zeitgenosse Leo Nikolajewitsch Tolstoj den gleichen Feldzug gegen Staat und Kirche begonnen. Es war vorauszusehen, daß sich die beiden Männer, die der gleiche Trieb nach einer sittlich religiösen Erneuerung des christlichen Lebens zur Auflehnung gegen die herrschenden Gewalten gebracht hatte, eines Tages zusammenfinden würden. Tolstojs Bruch mit der orthodoxen Kirche war am Ende der siebziger Jahre erfolgt. ‚Meine Beichte', Tolstojs 1879 erschienene Abrechnung mit der bürgerlichen russischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts und erster leidenschaftlicher Befreiungsversuch, noch mehr aber die ruhigere und besinnlichere ‚Kritik der dogmatischen Theologie' verhießen Lesskow, daß ihm in Tolstoj ein hilfreicher Führer entstanden war, und ermutigten ihn in seinem zur gleichen Zeit beginnenden Kampf gegen die orthodoxe Kirche.

In Tolstojs Appell an das lebendige Christentum fand Lesskow die Richtung seines Wesens bestätigt. Eine sofortige Annäherung an Tolstoj verhinderte nur der eine Umstand, daß Tolstoi zwar eine Lesskow schon längst bewußte Erkenntnis bestimmt und endgültig formuliert, aber noch nicht die Nutzanwendung gezogen und die Richtlinien für die Übertragung der Erkenntnis auf das Leben gegeben hatte. Lesskow bewunderte ihn im stillen, aber er folgte ihm nicht. In dem gleichen Augenblick jedoch, wo Tolstoj aus seiner aristokratischen Reserve heraustrat und Volksmann wurde, dessen Lehre zur Tat

sich erhob, sah Lesskow den Schöpfer in ihm und diente ihm nach seinem Können mit Worten und Werken.

Das erste Mal trat dieser Fall ein, als Tolstoj die Ergebnisse seiner inneren Kämpfe in allgemein faßlicher Form dem Volke zugänglich machte. Dies geschah mit dem Werke ‚Zusammenstellung und Übertragung der vier Evangelisten‘, einer kühnen Deutung und Kommentierung der vier Evangelien. Tolstoj faßte die im Jahre 1881 vollendete Arbeit einige Zeit später neu, indem er unter Verzicht auf die Kommentierung die vier Evangelientexte in zwölf Kapitel teilte und mit einem Vor- und Nachwort versah. Die ‚Kurze Zusammenfassung des Neuen Testaments‘ wurde in zahllosen Abschriften von Hand zu Hand gereicht und vom Volke als ‚Tolstojs Evangelium‘ eifrig gelesen. Tolstojs wahrhaft evangelische Tat löste Lesskows spontanen Beifall aus.

Es bedurfte nur des praktischen Anlasses, um die beiden gleichgesinnten Männer zu einer Zusammenarbeit zu führen. Die Gelegenheit ergab sich bald. Bereits im Anfang der achtziger Jahre hatte Tolstoj oftmals beklagt, daß die breite Masse des russischen Volkes ausschließlich mit Schund- und Kolportageliteratur versorgt würde. In der Meinung, daß auf diesem Gebiete fruchtbare kulturpolitische Arbeit geleistet werden könne, hatte Tolstoj seinem Freunde W. G. Tschertkow den Plan unterbreitet, eine sittlich religiöse Erziehung der Masse durch Herausgabe guter volkstümlicher Literatur herbeizuführen. Ohne

sich auf ein literarisches Programm festzulegen, forderte Tolstoj nichts als die Durchdringung volksmäßiger und allgemein beliebter Stoffe mit der ethisch-religiösen Idee und eine leichtfaßliche, ungekünstelte Darstellung. Nachdem eine Anzahl der besten Vertreter volkstümlicher Belletristik ihre Mitwirkung an dem Unternehmen zugesagt und um der guten Sache willen auf jedes Honorar verzichtet hatte, ging man an die Ausführung und gründete Anfang des Jahres 1885 den Verlag ‚Posrednik‘ (d. h. Vermittler), dessen geschäftliche Leitung J. D. Sytin übernahm. Der Erfolg des Unternehmens war so groß, daß der Verlag bereits am 25. Juli 1885 ein eigenes Büchermagazin in Petersburg eröffnen mußte.

Lesskows Mitarbeit am ‚Posrednik‘ wurde die unmittelbare Ursache für die Bekanntschaft und spätere Freundschaft mit Tolstoj. Als dieser den ‚Posrednik‘ ins Leben rief, dachte er sogleich an Lesskow, den er als Schriftsteller seit langem kannte und dessen kämpferische Einstellung gegen das zeitgenössische Rußland er schätzte. Tolstoj hatte Lesskows wahre Bedeutung schon längst erkannt. ‚Er war in den sechziger Jahren der erste Idealist des christlichen Typs‘, sagte Tolstoj im Jahre 1898 zu Faresow, ‚und der erste Schriftsteller, der (in ‚Ohne Ausweg‘) auf die Unzulänglichkeit des materiellen Fortschritts hingewiesen hat, die der Freiheit und den Idealen von lasterhaften Menschen drohen. Er hatte sich schon damals von der Vorstellung freigemacht, daß

die materialistische Lehre von den Wohltaten des staatlichen Fortschrittes durchdringen würde, solange die Menschen schlecht und verworfen bleiben. Sein Roman ‚Ohne Ausweg‘ beweist dies. Er ließ seine Helden mit den sozialistischen Überzeugungen ein Gemeinschaftsleben führen, und diese Helden kompromittierten ihr Gemeinschaftsleben. Es genügt nicht, einem Menschen eine fremde Kultur aufzudrängen, sondern man muß ihn erziehen und auf sie vorbereiten. Wenn die Menschen alles Übel in den äußeren Bedingungen unseres Lebens sehen, aber nicht in sich selbst, dann wird sie ein Versuch bald vom Gegenteil überzeugen. Ohne diese Versuche zerbrechen sie die idealsten Formen des Lebens und versperren künftigen Geschlechtern den Weg zu ihnen.... In den sechziger Jahren standen die staatlichen Aufgaben im Vordergrund, während sich der sittliche Fortschritt von selbst verstand.... Einzig der Autor von ‚Ohne Ausweg‘ forderte ihn vor allem andern und wies auf das Fehlen seiner Prinzipien im Leben sogar der besten Menschen dieser Zeit hin.‘

Mit der ethisch-religiösen Eignung Lesskows verband sich seine schriftstellerische Begabung, die für Tolstojs Zwecke wie geschaffen schien. Was Tolstoj als Form der Volkserzählung vorschwebte, die Verbindung von Legende und Novelle, und was er selbst mit immer heißerem Bemühen anstrebte, hatte Lesskow bereits geschaffen. Den ‚Ungetauften Priester‘ hatte er selbst eine Geschichte genannt, ‚die fast schon den Charakter einer unterhaltsamen Legende

aus neuerer Zeit hat'. Lesskows übrige Erzählungen aus dieser Zeit hatten stets das Charakteristische gehabt, daß sie erzieherische Tendenzen in unterhaltsamer Art vortrugen. Geradezu vorbildlich für den ‚Posrednik' wurde Lesskows 1881 in Petersburg erschienene Geschichte ‚Christus als Gast beim Bauern'. Lesskow legte seiner Erzählung eine Legende aus Affanasjews großer russischer Legendensammlung zugrunde und gab mit dem Stoffhinweis wie mit der Form der Bearbeitung des literarischen Volksgutes Tolstoj und den übrigen Mitarbeitern am ‚Posrednik' ein Beispiel, dessen Nachahmung die moderne russische Belletristik überraschend bereichern sollte. Tolstojs im Anfang der achtziger Jahre entstandene Volkserzählungen, vor allem ‚Wovon die Menschen leben', sind ohne Lesskows Vorarbeit nicht denkbar, womit sich der Vorwurf erledigt, daß Lesskow auch literarisch ein blinder Nachahmer Tolstojs gewesen sei. Tolstoj erkannte die praktische Bedeutung der Lesskowschen Erzählung sofort und nahm sie neben seinen eigenen Erzählungen ‚Wovon die Menschen leben', ‚Der kaukasische Gefangene', ‚Gott sieht die Wahrheit, sagt sie jedoch nicht gleich' in die erste Reihe der vom ‚Posrednik' verlegten Volksbücher auf.

Die durch diese Zusammenarbeit veranlaßte Annäherung war nur eine vorübergehende. Die nächsten Jahre ließen den bestehenden Gegensatz wieder voll hervortreten. Das Leben, das Tolstoj immer mehr zum ideologischen Objekt wurde, behielt für Lesskow

den realen Sinn. Er empfand sich als Teil des Lebens und spürte seinen Willen als Aufforderung, das Dasein und damit sich selbst zu läutern. Tolstoj hingegen negierte das Dasein in seiner staatlichen, kirchlichen und kulturellen Form mit der einzigen Absicht, sich selbst zu vollenden, und er verwandte seinen Willen folgerichtig im negativen Sinn: nicht als Mittel zum Bau des Ganzen, sondern zur Abwehr des Ganzen. Der endgültige Durchbruch des Sinnes von Matth. 5, 39: ‚Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel ...' in ‚Worin besteht mein Glaube', und stärker noch in dem nächsten Werk ‚Was sollen wir denn tun?' (1884—1886) bedeutete die völlige Abkehr von dem bestehenden russischen Zustand und die Gründung eines neuen Reiches Gottes (dessen einziger Bürger Tolstoj war und — blieb). Da der in leidenschaftlichem Bemühen innerhalb der Volksgemeinschaft arbeitende Lesskow nicht imstande war, Tolstoj in das seiner Meinung nach spekulative Reich zu folgen, mußte er sich von ihm trennen. Tolstojs These vom Nichtwiderstreben dem Bösen war Lesskows bäuerlicher Natur so zuwider, daß er sogar in aller Öffentlichkeit das Wort gegen Tolstoj ergriff. Der Praktiker und Volksmann mußte Tolstojs passiven Aktivismus nur als paradox oder als intellektuellen Radikalismus betrachten und deshalb ablehnen. Lesskows Skepsis, das heißt sein bäuerliches Mißtrauen bewog ihn, den Denker Tolstoj als Irrlehrer anzuschauen, weil seine Lehre nicht

im Einklang mit dem Leben stand, das nach Lesskows Meinung nach Besserung schrie und Männer der Tat brauchte. Es bedurfte des persönlichen Kontaktes mit Tolstoj, bis Lesskow Tolstojs wahre Bedeutung erkannte.

Die persönliche Bekanntschaft Lesskows mit Tolstoj erfolgte im April 1887, einen Monat nach dem Erscheinen des bereits ganz von Tolstojs Geiste erfüllten ‚Gaukler Pamphalon'. Als Tolstoj von Jassnaja zu einem kurzen Aufenthalt nach Moskau gekommen war, machte ihm Lesskow, der sich ebenfalls vorübergehend in Moskau befand, einen Besuch. In dieser Stunde vollzog sich eine Wandlung in Lesskow. Was er nie hatte glauben und begreifen wollen, erfaßte er plötzlich instinktiv. Er spürte das Einmalige in der Erscheinung Tolstojs und erkannte die Ursache in dem nie erhofften Erlebnis einer bereits auf Erden geläuterten Persönlichkeit und folgte ihr fortan. Vor Tolstoj wurde sich Lesskow plötzlich der tiefsten Ursache seiner Leiden und Mißerfolge bewußt. Er hatte den Westen in seiner nihilistischen wie in seiner panslawistischen Auswirkung als etwas Fremdes abgelehnt. Dennoch fühlte er, daß auch sein eigener Wille zum christlichen Ethos nur ein Produkt der westlichen Aufklärung und deshalb auf den russischen Menschen nicht übertragbar war. Von dieser unerträglichen Diskrepanz wurde Lesskow durch Tolstoj erlöst. Was seiner Lehre nie gelungen wäre, erreichte der reine, von seiner russischen Mission erfüllte Pro-

phet von Angesicht zu Angesicht. Lesskow wußte sofort, daß in diesem Menschen kein westlicher Moralist vor ihm stand, sondern die von Christi Idee erfüllte Gestalt des vorbyzantinischen, unbefleckten Russen. Wie ein beseligender Strom floß Tolstojs Kraft und Glaube auf Lesskow über, der in dem Menschen Tolstoj entschieden und vollendet sah, woran er gezweifelt und wonach er sich verzehrt hatte.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Lesskow und Tolstoj, das mit der persönlichen Bekanntschaft anhub, war durch Lesskows leidenschaftliche Verehrung für Tolstoj gekennzeichnet. Lesskow sah zu Tolstoj wie zu seinem Meister und Retter auf. Seine Verehrung für Tolstoj ging so weit, daß er sich eine lobende Bemerkung über ihn mit den Worten verbat: ‚Er ist doch kein Zigeunerpferd, daß man ihn anpreisen muß!‘ In einem Brief an die Schriftstellerin L. J. Wesselitskaja heißt es: ‚Tolstoj ist mein Heiligtum auf Erden! — der mit Wahrheit ausgestattete Priester des lebendigen Gottes. Er erleuchtete mich, und ich bin ihm zu mehr verpflichtet als zu einem geruhigen irdischen Leben. Die Wohltat seines erstaunlichen Verstandes hat mir den Weg ins Leben ohne Ende enthüllt, einen Weg, auf dem ich mich nicht zurechtfand, und auf dem ich mich unbedingt verirrt hätte. . . . Doch seine Begriffe sind mir verständlich, und ich . . . fand nur in diesen Begriffen Vernunft und Sinn, und ich wurde ruhig durch sie und stellte mein

Laternchen beiseite. . . . Ich brauche es jetzt nicht mehr: ich sehe ein helles Zeichen vor mir und weiß, woran ich mich zu halten habe. Wenn ich die Richtung verfehle, so liegt es nicht an der Unzulänglichkeit des Lichtes, sondern an der Ohnmacht meiner Augen und Hände.‘

Solch reiner Begeisterung konnte sich Tolstoj nicht auf die Dauer entziehen. Er kam mit den Jahren Lesskow auch menschlich näher, wechselte Briefe mit ihm und unterhielt sich mit ihm über sein künstlerisches Schaffen. Ein Besuch Lesskows in Jassnaja Poljana vertiefte noch die Beziehungen zwischen den beiden Dichtern. Anfang des Jahres 1893 sandte Tolstoj sein neuestes Werk ‚Das Reich Gottes ist in euch‘ im Manuskript an Lesskow. Jeder Satz dieses Appells an das mit Vernunft und Liebe begabte Wesen, das Christentum nicht als Gesetzgebung, sondern als neue Lebensauffassung und als prophetische Lehre zu betrachten, mutete Lesskow wie eine Offenbarung an. ‚Die Vernichtung und Zertrümmerung der Lehre, die heimlich an die Stelle von Christi Lehre getreten war, ging mit der furchtbaren Gewalt eines Blitzes vor sich, der den Nachthimmel zerreißt‘, sagte Lesskow im Anschluß an die Lektüre des ‚Reiches Gottes‘. ‚Es bleibt nur eines von beiden: entweder dem Autor die Hand reichen oder zu einem der alten Altäre gehen und ihn schluchzend bitten, er möge sich und die Menschheit vor diesem Zerstörer beschützen, dessen Kraft und Entschlossenheit unvergleichlich sind.‘ Lesskow hatte

sich endgültig für Tolstoj entschieden. Seine früheren Bemühungen um eine Reformation der Kirche betrachtete er nur noch mit Hohn und Selbstverspottung. Die ‚Klerisei‘ lehnte er völlig ab. An L. J. Wesselitskaja schrieb er am 27. Januar 1893: ‚Die ‚Klerisei‘ würde ich jetzt unter keinen Umständen mehr schreiben, aber gerne würde ich ‚Die Aufzeichnungen eines Entweihten‘ schreiben und vielleicht tue ich es auch. . . . Von Eiden lossprechen, Bajonette einsegnen, Ehen auflösen, Geheimnisse preisgeben, Beleidigungen verzeihen, die einem andern zugefügt sind, die Leute beim Schöpfer protegieren usw. das ist es, was ich den Menschen zeigen möchte.‘ An anderer Stelle sagte er: ‚Ich brauche Verkündiger und Deuter, keine Geheimniskrämer und Wundertäter.‘

Tolstojs Einfluß auf Lesskow drückte sich in der geistigen Vollkommenheit der meisten Werke aus, die nach seiner Bekanntschaft mit Tolstoj entstanden. Durch Lesskow fand Tolstoj seinen russischen Ausdruck. Was dem Volke an Tolstojs Lehre wegen der komplizierten Diktion unverständlich bleiben mußte, verkündete Lesskow, indem er in eindeutiger Sprache Tolstojs Thesen durch Beispiele belebte. Bei aller weltanschaulichen Abhängigkeit von Tolstoj blieb Lesskow jedoch als Darsteller und Gestalter stets sich selbst getreu, und in künstlerischer Beziehung ist es eher am Platze, von einem Einfluß Lesskows auf Tolstoj zu sprechen. Wie Lesskow in seinen letzten Volkserzählungen eine Vollendung und Form

erreichte, die Tolstoj erst ein Jahrzehnt später gelang, so war er auch bei der Wahl der Legenden als geeignete Mitteilungsform für die neue, ethisch religiöse Idee nicht von Tolstoj abhängig gewesen. Lesskow verdankte seine Kenntnis des Stoffes seiner Beschäftigung mit der mittelalterlichen russischen Literatur. Die Bearbeitung und Neugestaltung dieses Stoffes, die mit den Erzählungen vom ‚Christen Theodor und seinem Freunde, dem Juden Abraham' und dem ‚Gaukler Pamphalon' eingesetzt hatten, bekamen durch die Bekanntschaft mit Tolstoj nur den belebenden Antrieb. Die stattliche Anzahl Legenden, die Lesskow nach 1887 schrieb, entnahm er zum größten Teil dem ‚Prolog' (Martyrologium), der im 12. Jahrhundert aus dem Griechischen übersetzten, nach Tagen und Monaten geordneten Sammlung von kurzen Heiligenleben. Durch Lesskows Bearbeitung, die vor allem in einer psychologischen Vertiefung der einzelnen Charaktere und einer modernen Fassung der Geschehnisse bestand, verloren die Legenden ihre mittelalterliche Unbeholfenheit und Naivität, die ihren Reiz ausmacht, so daß sie, wie Wolynskij sagt, rein ästhetisch betrachtet mitunter ‚eine quälende, dürre Lektüre bilden und keinen erquickenden Eindruck machen'. Der Zweck, für den die Erzählungen geschrieben waren, und das Programm, nach dem der Stoff umgestaltet wurde, ließen in der Tat trotz oder vielleicht wegen Lesskows Bemühungen um Sprache und Stil keine künstlerische Geschlossenheit zu. Ausnahmen wie ‚Der

Bösewicht von Askalon' oder ‚Die schöne Asa' vermögen an diesem Gesamteindruck nichts zu ändern. Den praktischen Zweck erreichten die Legenden jedoch durchaus. Mit fast agitatorischer Eindringlichkeit machte Lesskow die wichtigsten Sätze der Tolstojschen Lehre lebendig. In der 1888 für den ‚Posrednik' geschriebenen Legende ‚Vom gewissenhaften Daniel' zeigt er, daß nur die Liebe imstande ist das Böse zu überwinden. Daß diese Liebe auch in einer Verworfenen leben und durch sie wirken kann, findet in der 1892 verfaßten Auswahl aller auf Frauen bezüglichen Stücke des ‚Prolog' mit dem Titel ‚Legendäre Charaktere', vor allem aber in der Geschichte der ägyptischen Dirne Asa ergreifenden Ausdruck. Das Thema der Erzählungen ‚Der Löwe des Einsiedlers Gerassim' und ‚Der Bösewicht von Askalon' bildet die Überzeugung, daß man sich nichts Überflüssiges auf Kosten anderer Menschen aneignen dürfe, und daß das Anhäufen von Reichtümern zum Zweck späterer Verteilung ein sophistisches und unnützes Beginnen sei. Den Triumph des schlichten, kindlich gläubigen und deshalb von Gott erhörten Menschen verkündigen die ‚Erzählung vom gottgefälligen Holzhauer' sowie die großangelegte Novelle ‚Der Berg'. In letzterer wird der Satz der christlichen Kirche: ‚Zwinge die Heiden zu deinem Glauben, damit die Kirche triumphiere' durch das entgegengesetzte Handeln eines demütigen Gerechten widerlegt. Die im ‚Berg' glücklich durchgeführte Absicht, die sinnliche Liebe einer Verführerin

zu vergeistigen und sie damit des Glaubens teilhaftig zu machen, ist dagegen in der Legende vom ‚Unschuldigen Prudentius‘ völlig mißlungen. Das Predigen sexueller Askese entsprach nicht Lesskows Natur, und es ist bezeichnend, daß alle jene Stellen, wo die sinnliche Liebe geschildert wird, die einzigen sind, die sich in dieser schwächsten aller Legenden zu künstlerischer Bedeutung erheben.

In den neben den Legenden entstandenen profanen Erzählungen konnte Lesskow — von Vorlagen unbehindert — seinem Fabuliertalent freien Lauf gewähren und seine Idee in sinnvoll lebendigen Gestalten deuten. Der Dichter brauchte nur die Erzählungen von den ‚Gerechten‘ fortzusetzen, die er bereits in den Jahren vor der Bekanntschaft mit Tolstoj geschrieben hatte. Als die erste Schilderung dieser zu realen Figuren gewordenen ‚legendären Charaktere‘ und vom Geiste Tolstojs erfüllten Gestalten kann man ‚Die uneigennützigen Ingenieure‘ (1887) betrachten. Die in Form eines sachlichen Berichtes vorgetragene Erzählung stellt das auch von Alexander Herzen in den ‚Memoiren des Doktor Krupow‘ beschriebene Leben Nikolai Fermors dar, dessen tragisches Ende viel von sich reden machte. Lesskow erzählt die Geschichte mit einer Sachlichkeit, die das tragische Schicksal des unglücklichen Streiters doppelt fühlbar macht und vertieft die Darstellung des historischen Begebnisses so, daß Fermor zum Märtyrer unter den ‚Gerechten‘ und seine Tragödie zur Tragödie Rußlands wird.

In die Zeit der für die Wirkung seiner Ausnahmemenschen so günstigen nikolaitischen Epoche führt auch die nächste weltliche Legende zurück, die 1887 erschienene Erzählung ‚Der hilfreiche Wachtposten'. Der Held dieser Geschichte, ein einfacher Soldat, der seinen Posten verläßt, um einen Ertrinkenden zu retten, erweist sich bei der schicksalschweren Entscheidung zwischen Dienstpflicht und Menschenliebe als größerer Mensch und Christ als die hoffärtigen Vertreter des Gesetzes, die den ‚demütigen Dulder' nach dem Buchstaben richten. Lesskows Worte: ‚Ich halte mich an das Irdische . . . ich denke an jene Sterblichen, die das Gute einfach um des Guten selbst willen lieben und — wo es auch sei — gar keine Belohnung dafür erwarten', ist auch das Motto jenes alten Kiewer Sonderlings, dessen Spitznamen ‚Figura' Lesskow als Titel der 1888 erschienenen Erzählung gewählt hat. Unter Berufung auf das Sprüchwort des Volkes ‚Der Geschlagene ist wertvoller als der Nichtgeschlagene' gibt Lesskow mit der Geschichte dieses menschlichsten und heitersten aller Gerechten der Tolstojschen These vom Nichtwiderstreben dem Bösen lebendige Gestalt.

Die Erinnerung an den Ausgangspunkt seines Wirkens gab dem todesnahen Dichter außer ‚Figura' den Stoff zu zwei seiner reifsten Schöpfungen ‚Das Tal der Tränen' und ‚Das Sehnen des Geistes'. Die erste dieser beiden Erzählungen, die sich durch Intensität der Rückbesinnung ebensosehr wie durch

Geschlossenheit der Handlung und Verlebendigung der Idee auszeichnen, entstand auf Veranlassung Tolstojs gelegentlich der verheerenden Hungersnot, die im Sommer 1891 Südrußland heimsuchte. Die Erinnerung an die Hungerkatastrophe lieferte dem Dichter auch den Stoff zu der 1893 erschienenen Volkserzählung ‚Die Tagediebe‘, worin Tolstojs Forderung ‚Helfet immer, nicht erst in der Not!‘ sich mit Lesskows tiefster Einsicht in das Wesen des christlichen Menschen zu einem Gleichnis des ersehnten Rußlands verbindet. Christi Worte: ‚Mögen alle wissen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr nur Liebe untereinander habt!‘ ist das Leitmotiv dieses künstlerischen Testamentes, in dem Sinnliches und Übersinnliches unmerklich ineinander fließen, da der Tod bereits die Hand des Schöpfers führte. Von der gleichen Abgeklärtheit und Milde, aus denen schon das Wissen um die letzten Dinge und den Sinn allen Wesens steht, ist auch ‚Das Sehnen des Geistes‘ erfüllt. Der Held dieser Kindheitserinnerung ist der deutsche Hauslehrer Iwan Jakowlewitsch, der durch das Beispiel seiner Standhaftigkeit in allen Gewissensfragen und durch seine wahre christliche Demut den Kindern die erste Ahnung von geistigem Wesen gibt und die Sehnsucht nach geistiger Erfüllung in ihnen weckt. Auch hier wächst reales Geschehen ohne Willen des Autors, der zwischen Gott und sich keine Grenze mehr sieht, ins Überirdische und Symbolische hinaus. Mit dieser Erzählung, neben der sich die angewandte Legende ‚Der kleine Narr‘ (1893), die

Geschichte des Waisenknaben Panjka, der mit verschmitzter Bauernlogik einem Tatarenchan zum christlichen Heil verhilft, nicht messen kann, schließt die Reihe der Verkündigung Tolstojscher Wahrheit. Einen kraftvolleren und selbständigeren Prediger als Lesskow hat Tolstoj nie wieder gefunden.

6

Tolstoj und Lesskow waren sich des zwischen ihnen bestehenden Unterschiedes ebenso bewußt wie die Zeitgenossen ihr gegenseitiges Verhältnis verkannten. Als man Lesskow vorwarf, er sei ein Nachahmer Tolstojs, konnte er deshalb mit vollem Recht erwidern: „Mitnichten! Als Tolstoj die ‚Anna Karenina' schrieb, war ich schon nahe bei dem, was ich heute sage, und schrieb die ‚Klerisei' und den ‚Versiegelten Engel'. Ich hatte bereits den Haufen gegraben, den Tolstoj erst zu graben begann. Der einzige Unterschied zwischen uns ist, daß sein Licht heller ist; ich ging deshalb mit meiner Lampe hinter ihm her. Er hat eine gewaltige Fackel, während in meiner Hand nur eine kleine Lampe schwelt.' Mit dem gleichen Verständnis für die Art seines Streitgenossen sagte Tolstoj: ‚Seine Anhänglichkeit ist rührend und kommt in allem zum Ausdruck, was sich auf mich bezieht. Wenn man jedoch sagt, daß Lesskow mein blinder Gefolgsmann sei, so ist dies nicht richtig. Er ist ein Gefolgsmann, aber kein blinder . . . nicht aus Nachahmung. Er schritt schon lange in der gleichen Richtung, in der auch ich jetzt gehe.

Wir trafen uns, und mich rührt seine Übereinstimmung mit all meinen Ansichten.‘

Der Unterschied des persönlichen und geistigen Formats, den Lesskow bereitwilligst anerkannte, hinderte ihn nicht, in allen praktischen Fragen seine eigene Meinung zu behalten und zu vertreten. Die spöttische Ablehnung der radikalen Schlüsse Tolstojs entsprang seinem unbeirrbaren Wirklichkeitssinn, der sein Handeln bestimmte. Da er im Einklang mit dem Fühlen der russischen Masse war, mußte Lesskow jeden Vorschlag bekämpfen, der nur Kopf, nicht auch ‚Hand und Fuß‘ hatte.

Lesskows Vorliebe für den Einzelmenschen, sei er nun Psychopath oder Gerechter, entsprang seinem natürlichen Verhältnis zum Ganzen. Er war — wie jeder andere Russe — so untrennbar mit dem Kollektivum verbunden, daß er das Ganze im Einzelnen betrachten und deuten konnte. ‚Nicht die Welt, sondern der Mensch gilt mir etwas‘, sagte er ähnlich wie Gorkij. Dieses freundnachbarliche, echt bäuerliche Verhältnis zum Individuum, das sich der Westen nur als Individualismus und in seiner soziologischen Auswirkung als Anarchismus vorstellen kann, bestimmte Lesskows soziales Wirken. Aus den gleichen Bedingungen seiner kollektiven Form mußte er auch zu einer grundsätzlichen Verwerfung des Marxismus der ‚neuen Leute‘ gelangen. Während diese die Gesellschaft als Basis für die Gerechten reformieren wollten, begann Lesskow bei der Besserung des Einzelnen und betrachtete das Resultat einer

geläuterten Menschheit lediglich als Rückwirkung dieses Bemühens. Lesskow sah instinktiv, daß die russischen Marxisten eine ihnen nicht gemäße Lehre sich aneigneten, daß sie ihre Schlüsse auf eine Gesellschaft anwenden wollten, die mit der von Marx betrachteten westlichen überhaupt nichts gemein hatte.

Lesskow wußte, daß alle Russen, die sich in westliches Denken hineinzuleben bemühten, verlorene Menschen waren, weder dem Westen noch Rußland angehören und nichts als schwätzen würden. Aus dieser Erkenntnis heraus hatte er ehedem gegen die Nihilisten Front gemacht, aus dem gleichen Grunde wandte er sich gegen die Kommunen der Tolstojaner, die ihm nicht Neubau auf erstorbenem Grund, sondern Absplitterung vom Lebendigen bedeuteten. Mit der ihm eigenen bissigen Ironie machte er sich über die nach Tolstojs Lehre lebenden Siedlungen lustig und bezeichnete ihr Tun als eine betrübliche Verirrung und Verkennung der Wirklichkeit. Er verspottete die weltfremden Phantasten, die plötzlich urchristliche Bauern spielen wollten, und warnte sie sarkastisch, ihren Pferden beim Pflügen die Fesseln zu zerschneiden. So sehr er jeden einzelnen der jungen Ideologen schätzte und, wie bezeugt wird, freundlich bei sich empfing, so scharf geißelte er die tolstojanische Bewegung als solche. Sie bedeutete ihm Kraftvergeudung und Gefahr für die Lehre des Meisters.

Der Zweifel an dem praktischen Können der gebildeten Tolstojaner, der sich bis zum Argwohn an ihrer Aufrichtigkeit steigern konnte, war eine typisch

bäuerliche Eigenschaft Lesskows. Jeder Bauer ist mißtrauisch. Alles Überspannte, Gekünstelte lehnt er ab. Lesskows Mißtrauen blieb ihm auch in den Zeiten der völligen Hingabe an die Person Tolstojs und gab ihm das richtige Urteil über alle Erscheinungen des politischen und kulturellen Lebens. Wer wider die Art des Ganzen handelte, wurde verworfen. Die Betroffenen fühlten sich persönlich verunglimpft und verkannten, daß Lesskow von seinem christlichen Gewissen zu seinem Werk gezwungen wurde. Keiner wußte, wie tief sie der alte, von allen wegen seiner Schärfe verlassene Dichter liebte, diese aus der russischen Bahn geschleuderten wertvollen jungen Kräfte! Sein Mißtrauen, seinen skeptischen Blick für alles Neue sah jeder und hielt ihn für Lesskows beherrschende Eigenschaft; seine Sehnsucht und seinen ungeheuren Drang nach dem wahrhaft Neuen, dem vollkommeneren russischen Menschen beachteten nur wenige. Und dennoch bekannte sich Lesskow rücksichtslos zu jedem, der Licht in die russische Mitternacht zu tragen bemüht war, sei es nun Tolstoj oder sein großer Antipode Wladimir S. Solowjow, dessen gegen Tolstoj gerichtete Aufsätze: ‚Ideale und Idole', ‚Die sittlichen Grundlagen der Gesellschaft' usw. Lesskow ‚mit Vergnügen' las. Masaryks zutreffende Bemerkung, daß Tolstoj das böse Gewissen Solowjows und Solowjows Polemik gegen Tolstoj Selbstpolemik war, findet in Lesskows Verhalten zu den beiden großen Zeitgenossen seine Bestätigung. Sein unverbildeter russischer Instinkt ließ ihn die

Ergebnisse der intellektuellen Tätigkeit Solowjows durchaus nicht als endgültig, nicht einmal als sehr wichtig hinnehmen, sondern vor allem die Tatsache seines Ringens um russische Geistesprobleme betrachten. Für Lesskow waren Tolstoj wie Solowjow der gleiche Ausdruck bäuerlichen Willens zum Fortschritt, und deshalb las er — zumal er die Spekulationen des späteren Solowjow nicht mehr erlebte — jene Aufsätze gegen Tolstoj ‚mit Vergnügen', deshalb äußerte er harmlos: ‚Es ist sehr angenehm, diesen und jenen über ein und dieselben Fragen zu lesen. Man kann bei jedem lernen, wie man dem Geist leben kann.'

Lesskows Skeptizismus als seine Weltanschauung zu erklären, heißt ihn völlig verkennen oder zumindest einseitig betrachten. In seiner Sorge um die geistige Förderung des Ganzen war ihm der Skeptizismus nur Waffe, Mittel zum Zweck. ‚Er sei wegen der allgemeinen Dumpfheit im russischen Geistesleben notwendig', erklärte Lesskow kurz vor seinem Tode dem Journalisten S. Gussew ‚und müsse die toten Götzen zerstören, denn was heute Skeptizismus sei, würde morgen Unzufriedenheit heißen'.

Mit scharfem Blick beobachtete Lesskow, was um ihn in Rußland geschah. Mißtrauisch prüfte er alle Erscheinungen des russischen Lebens und bekämpfte sie, indem er sie bloßstellte. Alle seine Alterswerke, in denen er nicht Tolstojs Lehre belebte, sind von der leidenschaftlichen Liebe zu Rußland getragen und von dem fanatischen Willen erfüllt, den Einklang

zwischen russischer Art und russischem Wesen wiederherzustellen, alle Bestrebungen eines unzeitgemäßen Konservativismus wie eines nicht artgemäßen Radikalismus zu bekämpfen. Tolstoj war Lesskows Leitstern, aber er konnte den Blick nicht von dem wenden, was um ihn vorging. Er war von Tolstojs Idee besessen, doch um so klarer sah er die Verkommenheit der russischen Masse. Weil er vielleicht im tiefsten Grunde seiner Seele über den geringen Erfolg der Tolstojschen Lehre enttäuscht war, erhob der russische Eckard seine warnende Stimme noch einmal zu nie gehörter Stärke. Tolstojs Asketentum erschien ihm als verwerfliches Beispiel, und er bekämpfte es. Der fatalen Lösung sexueller Probleme, wie sie Tolstoj in der ‚Kreutzersonate' versucht hatte, stellte er seine durch Einsicht in das Weltgetriebe erworbene Weisheit in der Novelle ‚Gelegentlich der Kreutzersonate' gegenüber. Lesskow, der den gefühlsmäßigen Anstoß zu dieser Novelle durch den Roman seiner Freundin L. J. Wesselitskaja ‚Mimis Badereise' erhielt, vertiefte deren Bekenntnis zu kleinbürgerlicher Moral, indem er die Tragik des Falls nicht als Folge der verletzten Moral oder der nach Tolstoj widersinnigen sexuellen Verbindung darstellte. Die stille Lösung des Ehekonfliktes durch die schmerzliche Läuterung der Sünderin, die Überwindung des Triebes durch Opfertat hatte Lesskow bereits in der ‚Lady Macbeth' angedeutet. Diese Lösung des Triebproblems schien ihm nicht nur mit der Wirklichkeit in Einklang zu

stehen, sondern auch ethisch bedeutungsvoller zu sein als Tolstojs unpraktische Negation des Triebes durch asketische Abtötung. (Die Ausführung des von Wolynskij mitgeteilten Entwurfs ‚Die ruhelose Popenfrau' ist leider unterblieben. Die Popenfrau, die nach erfolglosem Bemühen, ihren auf einen anderen Mann gerichteten Trieb zu unterdrücken, schließlich aus tiefem Mitleid mit ihrem Gatten während der Pfingstmesse die Kirche verläßt, ‚still davongeht, geht und geht, ohne je wieder zurückzukehren', wäre wohl die reinste Gestaltung dieses Lesskowschen Themas geworden.)

Wenn sich Lesskow bei der Diskussion über das Eheproblem mit Rücksicht auf Tolstoj immerhin zurückgehalten hatte, so tobte sich seine Wut um so kräftiger aus, wenn er gegen die russischen Schwätzer und Indolenten zu Felde zog. Mit zynischer Schärfe, die ihm selbst Lust zu bereiten schien, zeichnete er das verrottete Kleinbürgertum und enthüllte den Sumpf, um die junge Generation zur reformierenden Tat zu begeistern. Was der alte Eiferer sagte, klang böse, kam stoßweise über seine Lippen. Er ahnte, daß ihm keine Zeit mehr beschieden war, seinen Worten den kunstvollen Schwung zu geben. Er mußte sprechen, warnen, die Wahrheit sagen. Auf das Was, nicht auf das Wie kam es ihm an. Deshalb sind seine Alterserzählungen formlos, hastig, ungefeilt, in seitenlange Dialoge aufgelöst, dramatisch, nicht episch, aber voll hinreißendem Eifer, sprühend, dabei von klarer Sachlichkeit. Mit Ausnahme der

‚Teufelspuppen‘, dem novellistischen Gerüst für das Programm der letzten künstlerischen Werke. In dieser Geschichte wird ein Maler dargestellt, der um das Wohl des Volkes willen auf den Ruhm verzichtet. Anstatt Schlachten oder schöne Frauen zu malen, beschäftigt er sich mit sozialen Fragen und gibt seinen Motiven eine Tendenz. Er verzichtet darauf, ein großes Werk für die gute Gesellschaft zu malen, und bleibt bei seinen kleinen Genrebildern, wenn sie auch nur in Tavernen hängen und dort beliebt sind. Die Absicht dieser Geschichte, die Torso blieb, ist so ungeschickt gestaltet, daß sie völlig verhallt. Wegen der billigen Allegorie, die noch obendrein pseudoromantisch aufgebauscht ist, gehört die Novelle zu Lesskows fatalsten Veröffentlichungen und liefert von neuem den Beweis, daß er sofort unecht und plump wird, wenn er ein ihm nicht gemäßes Milieu erfindet und sich Abstraktionen und Konstruktionen hingibt.

Was Lesskow in so schlechter Form versprochen hatte, machte er durch die Tat gut. Seine ‚Genrebilder‘ sind meisterhafte naturalistische Schilderungen von eindeutiger Tendenz. In dem literarischen Vermächtnis ‚Der Pferch‘ (1894) steigert sich sein Blick auf Rußland zur Vision. Der ‚Pferch‘ ist das unaufgeklärte und ungebildete Rußland, in dem der Bauer den neuen Pflug ablehnt und bei dem unrationellen, aber gewohnten Hakenpflug bleibt; in dem die Bauern, denen ein philanthropischer Gutsherr Steinhäuser erbaut, sich weigern sie zu be-

ziehen, sich daneben Holzhütten bauen und die Steinhäuser viehisch beschmutzen. Mit der Bitte an Gott, ‚Rußland statt des Aberglaubens einen aufklärenden Glauben zu senden‘, klingt die Schilderung der Bauern von Schmerezk (‚Die Improvisatoren‘ 1892) aus, die nicht an die medizinische Wissenschaft glauben und sich während einer Choleraepidemie so schauerliche Legenden von dem Vernichtungskampf der Ärzte gegen die geplagte Menschheit erzählen und sich jeder Heilung so energisch widersetzen, daß schließlich Militär einschreiten muß. Dieselbe Vertiertheit und dumpfe Starre der Bauernmasse zeichnet Lesskow in der Erzählung ‚Das Naturprodukt‘, einer Erinnerung aus jener Zeit, wo er noch im Dienste seines Onkels Scott Bauern in neugegründete Dörfer zwangsweise transportierte. Das Da-Sein ist dieser Masse Vergangenheit und Gegenwart. Der Einsichtige und Feinfühlige sieht jedoch auch die Zukunft. Eines Tages wird das schlafende Vieh von Volk erwachen und seinen Herrn zerreißen. Lesskow sieht diesen Akt als unvermeidlich an. Die Grausamkeit der erwachenden Masse möglichst zu mildern, ist einer der Beweggründe seines Strebens, den Einzelnen sittlich zu heben. Und im tiefsten Herzen weiß der Dichter, daß das Volk empfänglich für läuternde Tat und fähig zu sittlicher Erhebung ist. Andere Rückblicke auf die eigene Vergangenheit, auf Gestalten wie die einfache, zu einem gütigen gottseligen Menschen sich wandelnde Wäscherin Prascha aus der Erzählung ‚Die Dame und das Frauenzimmer‘ (1894) be-

weisen es ihm. Die Widerstände gegen solche Wandlung erwachsen immer wieder aus den gleichen Eigenschaften: Sinnlichkeit, Faulheit, Dummheit, Geschwätzigkeit. Sie sind die Merkmale des Kleinbürgertums, des Milieus der ‚Kampfnatur', und der verkommenen Sinaida Pawlowna aus ‚Die Dame und das Frauenzimmer'. In der Novelle ‚Gespräche um Mitternacht' (1891) stellt es Lesskow noch einmal meisterhaft dar. Mit einer fast zynischen Offenheit läßt er die Kleinbürgerin Manja Martynowa, die ihrem Typ nach genau der ‚Kampfnatur' entspricht, ihre intimsten Erlebnisse erzählen und ihre erotischen Wünsche kundtun. Diese Welt stumpfen Trieblebens hat auch das Schicksal ihrer Gesprächspartnerin, der Kaufmannstochter Klaudia, bestimmt. Sie wächst inmitten von Lastern und sittlicher Verkommenheit auf, bis sie das Ideal des vollkommenen Christen entdeckt und Christi Lehre gemäß lebt. Die daraus entstehenden Konflikte überwindet sie dank ihrem starken Glauben und Willen, den sie selbst auf ihre Angehörigen zu übertragen weiß. Klaudia fühlt die Ungerechtigkeit ihres Reichtums und das bittere Los der Armen. Sie will leben wie Christus, der selbst ein Bettler war. Klaudia ist die Fortsetzung des ‚Verschwenders'. Sie hat das Ziel gefunden, die Synthese zwischen Leben und Idee, nach der sich der ‚Verschwender' sehnte und um deretwillen er zugrunde ging. Die Erzählung, die an sprachlicher Eigenwilligkeit kaum zu übertreffen ist, findet ihr Gegenstück in dem 1894 erschienenen ‚Wintertag'. In diesen lose aneinander

gereihten Szenen aus kleinbürgerlichem Milieu stehen das Dienstmädchen Theodora, eine Tolstojanerin, die sich durch ihre doktrinäre Verbohrtheit lächerlich macht, und die wegen ihrer ethischen Lebensauffassung von allen verhöhnte und mißverstandene Medizinstudierende Lydia als Vertreterinnen sittlicher Weltanschauung einer wahren Hölle von bürgerlicher Gemeinheit gegenüber. Das Fehlen jedes ‚Gerechten', des versöhnenden Ausblicks, macht die ganz in Dialogform gehaltene Erzählung, die völlig in Ansätzen und Andeutungen, ja in Zweideutigkeiten stecken bleibt, zu einem trostlos wahren Abbild des Lebens. Lesskow hat dies bewußt getan. ‚Meine letzten Werke über die russische Gesellschaft sind sehr unbarmherzig', sagte er selbst. ‚Der Pferch, Wintertag, Dame und Frauenzimmer... diese Sachen gefallen dem Publikum nicht wegen ihres Zynismus und ihrer Gradlinigkeit. Ich will auch nicht dem Publikum gefallen. Wenn es nur beim Lesen meiner Erzählungen bedrückt wird. Ich weiß, womit man das Gefallen des Publikums erwerben kann, aber ich will nicht mehr gefallen. Ich will es geißeln und quälen. Der Roman soll eine Anklage gegen das Leben sein. So ist Zolas ‚Lourdes', diese Psychologie der unwissenden Masse...'

Neben diesen leidenschaftlichen künstlerischen Äußerungen seines sozialen Gewissens schrieb Lesskow noch eine Reihe von Aufsätzen über gesellschaftliche Fragen, die ihm einer Erörterung wert schienen. So behandelte er das Dienstbotenproblem (‚Das Hausgesinde' 1894) mit einem Ernst, der bei dem schein-

bar unwesentlichen Anlaß fast ein wenig komisch wirkt, und ging in den ‚Sibirischen Bildern' (1893) dem Problem der Trennung von Kirche und Staat noch einmal mit der Sachlichkeit des Historikers zu Leibe.

Der Kampf gegen Willkür und Finsternis, den Lesskow ohne Ansehen der Personen und Parteien ausschließlich für das Interesse der Gesellschaft geführt hatte, hatte ihm so viel Feindschaft und Mißgunst eingetragen, daß er am Schlusse seines Lebens völlig verlassen dastand. Lesskow empfand diesen Zustand schmerzlich und verwünschte oftmals seine Hitzigkeit, die ihn mit aller Welt auseinander gebracht hatte. Mit seinen Angehörigen stand Lesskow nur in loser Verbindung. (Lesskows Sohn Andrej Nikolajewitsch war in Petersburg verheiratet. Von Lesskows Frau ist mir nichts bekannt geworden. Selbst der 1926 verstorbene A. L. Wolynskij war nicht imstande, über diese Frage Auskunft zu geben. Verschiedene Äußerungen des alten Dichters lassen darauf schließen, daß er üble Erfahrungen mit seiner Frau gemacht hatte. In den letzten Jahren ward er jedenfalls von einer Haushälterin betreut, ‚einer höflichen Deutschen, die nur gebrochen russisch sprach, bescheiden, liebenswürdig, sehr sauber und sehr hübsch war'. Neben dieser Bedienten hatte Lesskow stets die von ihm adoptierte Waise Wara Dolina um sich, die er abgöttisch liebte.)

Der überraschend schnelle Verkauf der ersten zehnbändigen Ausgabe seiner gesammelten Werke im

Jahre 1889 sicherte den Dichter für den Rest seines Lebens vor Not. Er verbrachte die Winter in seiner Petersburger Stadtwohnung, während er sich im Sommer teils in Merekül an der Ostsee, teils an der finnischen Grenze aufhielt, wo er ein Landhaus gepachtet hatte, das auf einem Hügel am See prächtig gelegen war. Von der Glasveranda hatte man einen weiten Blick über den breiten See und die sich bis zu den fernen finnischen Wäldern hinziehenden Parke, Wiesen, Gärten und Wälder. Das gesicherte Einkommen sowie die erworbene seelische Ruhe hätten den Lebensabend des alten Kämpfers mit stiller Beschaulichkeit erfüllt, wenn nicht die immer wiederkehrenden schweren Anfälle seine Ruhe zerrissen hätten. Lesskow litt an chronischer Brustbräune und stand in den letzten Jahren stets an der Schwelle des Grabes. Mißverstanden, vereinsamt und siech, zeigte er sich gegenüber seinen Hausgenossen oft in verbitterter, griesgrämiger und überreizter Stimmung, war jedoch rührend dankbar, wenn man sein Benehmen mit Güte vergalt.

Unter den wenigen, die mit Lesskow befreundet waren und um seine Bedeutung wußten, stand in erster Linie die Schriftstellerin Lydia Iwanowna Wesselitskaja (Pseudonym W. Mikulitsch). Die an geistigen und menschlichen Vorzügen reiche Frau lernte Lesskow im Januar 1892 kennen. Lesskows Briefe an L. J. Wesselitskaja, die bei aller Eigenwilligkeit voll Liebe und Milde sind, bezeugen die innige seelische Verbindung des Greises mit der

fünfunddreißigjährigen Frau, deren Wert und Wesen er mit dem Ausspruch charakterisierte: ‚Die Wahrheit enthüllte sich mir in der Person Tolstojs, die Güte in Gestalt einer Frau, die viel größer, reiner und Gott geöffneter ist als ich.‘ L. J. Wesselitskaja blieb bis zu Lesskows Ende seine treueste Gefährtin. Das Ende des Dichters schilderte sie wie folgt: ‚Als ich Lesskow das letztemal sah, erzählte er mir halb im Scherz, halb im Ernst, daß er sich mit T. J. Filippow (der, wie erinnerlich, Lesskows Entlassung aus dem Staatsdienst veranlaßt hatte) und mit noch jemand, ich glaube mit der Schrifstellerin Winitzkaja, wieder ausgesöhnt habe. ‚Zwei Versöhnungen in einer Woche‘, sagte er. Ich dachte daran, daß Versöhnungen meist stattfinden, wenn der Tod nahe ist, und obwohl Lesskow nicht schlechter aussah als gewöhnlich, ergriff mich doch ein Bangen um ihn. Wir sprachen über den ‚Sewernij Westnik‘ und verabschiedeten uns dann. In der nächsten Nacht ... weckte man mich und teilte mir mit, daß Lesskow gestorben sei. W. P. Portijkinskij kam eben von ihm und sagte, daß man den Leichnam sofort photographieren werde. Ich eilte zu Lesskow und sah ihn in einem Zimmer, das ich nie zuvor erblickt hatte, tot auf dem Diwan liegen. Zu seinen Häupten hing ein Bildnis von Tolstoj und neben ihm lag das Evangelium, worin er vor seinem Tode gelesen hatte. Sein Sohn und seine Schwiegertochter berichteten mir von seinen letzten Augenblicken. Dann begann die Totenmesse.‘

Dies geschah in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1895. Lesskows Ende war wie das des unsterblichen Golowan: ‚Still und ohne Qual, ein echt bäuerliches Ende.‘ Seine letzte Bitte, die man unter den Papieren des Verstorbenen fand, endigte mit den Worten: ‚Ich bitte alle um Verzeihung, die ich beleidigt, gekränkt und unfreundlich behandelt habe, und verzeihe selbst von ganzer Seele allen, die gegen mich unfreundlich waren, weil sie mich nicht liebten oder nicht überzeugt genug waren, daß meine Hinweise auf Schädliches und Übles nur im Dienste Gottes geschahen, an Den ich glaube und Dem im Geist und in der Wahrheit zu dienen ich mich stets bemüht habe, indem ich die Furcht vor den Menschen in mir bekämpfte und die Liebe zu ihnen im Sinne meines Herrn Jesus Christus mit Liebe immer stärker machte.‘

7

Lesskow war ein Sohn des Grenzgebietes zwischen Großrußland und der Ukraine und vereinigte das Wesen beider Landschaften in sich. Er besaß den typisch kleinrussischen Witz, der mit unergründlicher Phantastik verbunden sich bis zum Hang für das Groteske und Karikaturistische steigern konnte, das fast südliche Temperament, das seine stete Angriffslust und seinen unentwegten Kampfesmut begründete, und die freudig bewegte Sinnlichkeit des Menschen der südrussischen Landschaft, wo die rauhe Einförmigkeit des Nordens von einem tiefblauen Himmel,

dem über das weite Land wogenden Gold der blühenden Sonnenblumen und dem strahlenden Weiß der Gehöfte abgelöst wird. Alles, was an Lesskow unausgeglichen, nervös, feuilletonistisch, überschäumendes Temperament war, ist südliches Merkmal. Das Spritzige, Prickelnde seines Erzählens, der völlige Mangel an kompositorischem Können, wie er in seinen Romanen sichtbar ist, die keine durchgeführten epischen Gestaltungen, sondern Bildfolgen, Revuen von Menschlichkeiten sind, vor allem aber seine Sprache sind deutliche Zeichen seines Herkommens. Lesskows Sprache ist ein unerhörtes Gebilde aus spielerischen Übertreibungen und bäuerlicher Diktion, aber immer echt und selbst in der phantastischen Verzerrung bildhaft und gesprochen, nie geschrieben. Für Lesskow ist die Sprache ein lebendiger Stoff. Er redet wie der Mann aus dem Volke und bildet aus Begrifflichem Gegenständliches. Wegen der spielerischen Übertreibungen, die er sich bei diesem Verfahren zuschulden kommen ließ, ist er von der gesamten russischen Kritik, nicht zuletzt von Tolstoj, aufs heftigste getadelt worden.

Mit diesen kleinrussischen Zügen, die zusammen mit einer unerschöpflichen Freude am Fabulieren den Stil des Erzählers bedingten, vermengen sich in eigenartiger Weise großrussischer Ernst, nördliche Gründlichkeit und Schwere, die ihn zur gewissenhaften Durchdenkung jeden Problems zwingen, ihn aus jedem Schluß radikal die Konsequenz ziehen und mit wütender Verbissenheit das Erkannte ver-

teidigen lassen. Die großrussische Schwermut und Verneinung alles Irdischen legte sich immer wieder wie ein schwarzer Schatten über die ihm von Natur aus eignende und zum Dasein notwendige frohe Bejahung alles Lebendigen und schuf jene Skepsis, mit der er alles, auch sich selbst betrachtete. Lesskow hat diese landschaftlichen Gegensätze deutlich gespürt, als er die beiden sich widersprechenden Elemente seines Wirkens als schöpferischen Idealismus und schonungslosen Kritizismus bezeichnete. Diese Formulierung erscheint als restlose Enthüllung der Natur Lesskows, der sich stets von der idealen Seite einer neuen Bewegung fangen ließ, mit Begeisterung sich anschloß, aber sehr bald schon ihre Schwächen erkannte und gegen sie anging. In Wirklichkeit ist sie nur eine Definition seines äußerlichen Gehabens, der landschaftlichen Herkunft, die Form und Stil bestimmte. Das Wesen Lesskows und seines künstlerischen Werks ist damit nicht gedeutet. Es wurzelt in einem geistigen Raum, auf den die Begriffe westlichen Denkens nicht anwendbar sind.

Während in der russischen Intelligenz des 19. Jahrhunderts der fortschreitende Individualisierungsprozeß des Westens, das heißt der Todeskampf einer zerfallenden Gemeinschaft lärmenden Widerhall fand, während diese Entwurzelten sich wie Neger mit Zylinderhüten schmückten und sich die Sprache des ihnen im Grunde unverständlichen westlichen Denkens aneigneten, behielt Lesskow stets den Blick für das Lächerliche und zugleich Schmerzliche der Si-

tuation, denn er war ein Glied der Gemeinschaft, die jene Verblendeten so leichtsinnig verließen. Für den Nichtrussen nur vorstellbar, für den Russen jedoch begreifbar und deutbar wird der Urrusse Lesskow erst in der Erfassung seines geistigen Ursprungs. Lesskow war ein Stück des großen, lebenden Organons Rußland, Teil des russischen Kollektivums, das Ganze verkörpernd und vom Ganzen durchblutet, auf Gedeih und Verderben mit ihm verbunden. Was er schuf war Ausdruck des Kollektivums, durch ihn verkündet. In seinem unbewußten Gestalten bekannte er sich zu Gut und Böse gleichermaßen, wenn es nur lebendig und seines Geistes war. Was er darstellte, war er selbst und das Ganze zugleich; die Personen seiner Schöpfungen waren nicht Individuen, sondern Variationen der gleichen, tausendfach in sich verschiedenen, von Gott bis zu Satan reichenden russischen Einheit. Wie er es darstellte, war höchste Form russischer Bauernkunst, die er im ‚Versiegelten Engel' und im ‚Stählernen Floh' gekennzeichnet hat: Vorliebe für Ornament und Detail, Aneinanderreihen leuchtender Steine. Ihn deshalb in eine der nach westlicher Schablone zugestutzten russischen literarischen Richtungen einzuzwängen, ist sinnlos. Lesskow war so groß wie der Prophet Gogol, so beredt wie der Volkssänger Gorbunow, so bissig wie der Aufwiegler Saltykow-Stschedrin, so naiv, so verschmitzt, einsichtig und gläubig wie der erste und letzte seiner Bauernschaft. Von der Masse unterschied ihn allein sein Instinkt

für alles Fremde, das seinem und seiner Schicksalsgenossen Wesen zu nahe kam, und seine Geschicklichkeit, das Unwesentliche abzuwehren. Lesskow war der sichtigste Bauer seiner Gemeinschaft. Mit seiner verzweifelten Wehr gegen alle Äußerungen westlichen Denkens, wie sie in den Begriffen Dogmatismus, Aufklärung und Individualismus auf ihn eindrangen, leitete er jenen Läuterungsprozeß ein, der sich vor unsern Augen vollzieht und noch nicht abgeschlossen ist. So sehr Lesskow diesen Prozeß förderte, so sehr grauste ihm auch vor der Form, in der die erwachenden Bauern das fremde Joch abschütteln würden. Er kannte und fürchtete das Tier in sich. Sein ihm von Tolstoj eingegebener Widerstand gegen dieses Tier war Lesskows letzte und besondere Tat. Während Tolstoj immer einsamere Höhen erklomm, wuchs Lesskow in die Breite und suchte nach der Erfüllung seiner Erkenntnis, daß nationale Schicksalsgemeinschaft Hemmung, Menschheitsgemeinschaft Ziel und Erlösung sei. Durch seine Auflehnung gegen die bedingte Gemeinschaft und sein Bekenntnis zur unbedingten Gemeinschaft fand er als erster das Wort für die uralte russische Sehnsucht, sich aus einem Glied des nationalen Kollektivums zu einem Teil der von Gott erfüllten Menschheitsgemeinde zu wandeln.